Biogr.
849
l

Biogr.
849 l

Nostitz

Tettenborn 183/4

Elsner 52
Hünerbein 42
Möllendorf 77
Rahel 84

<36603074070014

<36603074070014

Bayer. Staatsbibliothek

Aus
Karls von Nostitz,
weiland Adjutanten des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen,
und später russischen General-Lieutenants,

1781 - 1838

Leben und Briefwechsel.

Auch ein Lebensbild

aus den

Befreiungskriegen.

Dresden und Leipzig,
Arnoldische Buchhandlung.
1848.

490. J.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort des Herausgebers.

Im Jahre 1815, während des Feldzuges in Frankreich, machte der Herausgeber, damals jung und lebensfrisch, die Bekanntschaft mit Nostitz, und schloß sich ihm bald näher an. Drei Jahre (von 1815 bis 1818) lebte er so mit ihm auf dem vertrautesten Fuße; keiner hatte ein Geheimniß vor dem anderen, und Nostitz theilte ihm die vorzüglichsten seiner Arbeiten mit, die ihn damals in der heiteren Muße zu Chateau-Portien beschäftigten. Diese bestanden meist in Aufsätzen über die Zeitverhältnisse; aber außerdem nahm ihn ein sehr ausgebreiteter Briefwechsel mit den vorzüglichsten

Männern Deutschlands stark in Anspruch. Wir nennen unter ihnen nur Gneisenau, Tettenborn, Gentz, Gruner, Varnhagen, die Rahel, den General Vieth, Merian. Unter den mitgetheilten Arbeiten befand sich das Tagebuch aus Wien, das Bruchstück der Lebensgeschichte und ein großer Theil seiner Correspondenz. Von dieser interessirten den Herausgeber vorzüglich die geistreichen Briefe von Merian, und auf seine Bitte schenkte ihm Nostitz mehre derselben im Original und erlaubte von anderen eine Abschrift zu nehmen. So entstand diese Sammlung. Der Herausgeber dachte nicht daran, sie je zu veröffentlichen. Zwanzig Jahre verrollten darüber. Nostitz starb 1838, zehn Jahre vor ihm Merian. Der Name beider ausgezeichneten Männer schien der Vergessenheit verfallen; selbst das Conversations-Lexikon strich ihre Namen aus seinen späteren Ausgaben. Da fielen dem Herausgeber, bei der Durchmusterung alter Papiere, ihre Briefe wieder in die Hände, und er fühlte sich mächtig von ihnen angezogen; zugleich trieb ihn die Pietät, das Andenken jener vorzüglichen Männer wieder aufzufrischen. So entschloß er sich zur Bekanntmachung

ihres Briefwechsels. Den sonstigen Werth desselben bei Seite, liefert er einen nicht unwichtigen Beitrag zur Zeitgeschichte, nicht sowohl in Hinsicht der materiellen Facta, als des geistigen Hintergrundes, welcher den Fakten zum Träger dient, der Meinungen und Gesinnungen, wie sie damals in Reaktion gegen Napoleon ziemlich allgemein verbreitet waren. Aus diesem Gesichtspunkte hat man denn auch viele der, wie es uns kälter Gewordenen scheint, von Leidenschaft und Befangenheit diktirten Aussprüche gegen Frankreich zu betrachten.

Später durch weite Räume von Nostitz getrennt hörte der Herausgeber nur selten von ihm, wußte indeß, daß er in seiner geistigen Thätigkeit nicht nachgelassen und einen sehr ausgebreiteten Briefwechsel mit vielen hervorragenden Männern in Rußland unterhalten habe. Besonders anziehend waren seine Briefe an den damaligen Obersten und Adjutanten des Großfürsten Konstantin, jetzigen General-Lieutenant Grafen Nesselrode, die der letztere sorgfältig aufbewahrt hatte, aber leider während des polnischen Aufstandes der Vernichtung preisgeben mußte. Seine Lebensgeschichte scheint Nostitz nicht fortgesetzt zu haben, wie

er später dem Herausgeber versicherte, obgleich sie gerade in der späteren Zeit bei dem größeren Umfange seiner Verbindungen und Berührungen mit ausgezeichneten Männern höchst interessant geworden wäre; die heitere poetische Stimmung fehlte ihm dazu in den letzten Jahren. Indeß müssen sich in seinem handschriftlichen Nachlaß, wenn er noch vorhanden, bedeutende Sachen vorfinden, und es wäre wohl zu wünschen, daß sein Sohn eine Auswahl daraus entweder selbst herausgäbe oder herausgeben ließe.

Berlin, im Januar 1848.

S.

Inhalt.

Erste Abtheilung.

Die Selbstbiographie.

Seite.

Vorwort. An den Staatsrath Merian. 3

Erster Abschnitt. Jugendbildung. 6

Zweiter Abschnitt. Eintritt in den Kriegsdienst, Leben in Berlin. 29

Dritter Abschnitt. Adjutanten-Verhältniß, Feldleben. . . 34

Vierter Abschnitt. Rückkehr nach Berlin, dortiges Garnison-Leben, Heirath. 71

Fünfter Abschnitt. Anfang des Feldzuges von 1806. . . 91

Nachschrift. 103

Zweite Abtheilung.

Auswahl aus Briefen und Tagebüchern.

1. An den General, Grafen v. Gneisenau. 115
2. An Karoline M † † (Clärchen). 125
3. A sa Majesté l'Empereur Alexandre. 127
4. Tagebuch aus Wien, zur Zeit des Congresses. Vom December 1814 bis Februar 1815.
   - Vorwort. 128
   - Auszüge aus dem Tagebuch. 130
5. Vom wirklichen Staatsrath Merian. 176
6. Von Demselben. 182
7. An den Hauptmann von Varnhagen in Wien. 182
8. Von Merian. 186
9. Von Demselben. 187
10. An den Staatsrath Merian zu Nancy. 188
11. An Denselben. 190
12. Tagebuch. 193
13. Fortsetzung desselben. 200

Seite.

14. An Pauline Wiesel. 202
15. Vom Staatsrath Merian. 204
16. A Mr. de Cherval à Paris. 206
17. An den General Vieth nach Deutschland. 208
18. Vom Staatsrath Merian. 228
19. An den Grafen Gneisenau. 236
20. Vom Staatsrath Merian. 240
21. Von Demselben. 246
22. Von Demselben. 248
23. Von Demselben. 251
24. Von Demselben. 254
25. Von Demselben. 256
26. Von Demselben. 258
27. Von Demselben. 258
28. Von Demselben. 258
29. Von Demselben. 259
30. Von Demselben. 261
31. Von Demselben. 262
32. Von Demselbem. 264
33, Von Demselben. 267
34. Von Demselben. 269
35. Von Demselben. 271
36. Von Demselben. 271
37. Von Demselben. 277
38. Von Demselben. 281
39. Von Demselben. 282
40. Von Demselben. 285
41. Von Demselben. 287
42. Von Demselben. 288
43. Von Nostitz. Reise längs der Ardennen und der flandrischen Gränze im Juli 1818. Als Beitrag zu den Blättern aus meiner Lebensgeschichte. 290
44. An den Staatsrath von Merian nach Paris. 314
45. Von Nostitz an den Herausgeber. 328
46. Von Nostitz an Ebendenselben. 332

Erste Abtheilung.

Die Selbstbiographie.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Vorwort.

An den Staatsrath v. Merian.

Ich stehe jetzt*) im siebenunddreißigsten Jahre, habe eine Stellung, die mir endlich einen festen Standpunkt gibt, nachdem ich den Ereignissen einer bewegten Zeit durch viele Länder und mancherlei Verhältnisse hin nachgezogen worden. Jetzt im reifen Mannesalter entsteht in mir der Wunsch, zu befestigen und zu erhalten, was mir aus früherer Zeit übrig geblieben, und so sammle ich mein Leben von den Bruchstücken meiner Erfahrungen, meiner Ansichten und meines gesammten Wirkens zusammen, um zu sehen, was denn aus dem vielen Erlebten und Verlebten sich endlich ergeben hat. Die Ruhe und Einsamkeit, in der ich jetzt lebe, führt mich zu dieser Beschäftigung einer von mir selbst angehörten Ohrenbeichte; und, beschränkt den Tag hindurch in äußerer Wirksamkeit, freue ich mich, wenn ich des Abends allein mit mir selbst, meine früheren, mannichfaltigen Verhältnisse mir vergegenwärtige, jene Momente gleichsam wieder ablebe und, so auf mich selbst gerichtet, mich durch mich selbst wieder verjünge.

*) 1817.

Dabei durchwühle ich Kasten und Portefeuilles, in die ich seit Jahren Briefe, Aufsätze und Bemerkungen zusammengeworfen, um sie bei ruhiger Zeit einmal zu ordnen. Ich finde mich in diesen in hunderterlei Gestalten wieder nach den Schickungen allgemeiner Begebenheiten, den Wendungen meiner besonderen Verhältnisse, den Eindrücken der Jahre, den Regungen meines Gefühls und den Verkettungen meiner Gedanken. Was ist davon mein eigen? Der Schlußstein, der die Gestaltungen zu einem Ganzen bindet, darin bin ich, doch auch nicht eigentlich ganz, nur in einem vortretenden Maaße, denn der Mensch, der leicht bewegliche, von Zeit und Umständen getriebene, ist nicht in strenger Scheidung, Stück für Stück wie ein mechanisches Kunstwerk, auseinanderzunehmen. Wer das mit sich thun will, belügt sich selbst nnd macht sich zum Helden oder zum Narren seiner Geschichte.

Ich will keins von Beidem sein, will auch kein Schriftsteller werden, will mich aber auch Denen nicht entziehen, die mich gern sehen mögen, weil sie mich kannten, und weil ich dort und dort war, oder weil sie dieß und jenes von mir glauben oder hoffen. Freilich gibt es nur wenig solcher Lebensbeschauer in reiner Abgezogenheit; die es aber sind, die sind die wahren Richter, diejenigen, die ich mir wähle und vor denen ich verhandeln will.

Dieses Gefühl leitet mich zu Ihnen, guter Merian, den ich mir selbst zum Vater gegeben, weil ich in diesem Namen Liebe, Anhänglichkeit, Vertrauen und Offenheit, weil ich alle die Empfindungen zusammendrängen möchte, welche ein Band um Menschen knüpfen, das enger ist

als Freundschaft, das, edlern Ursprungs, aus dem tiefsten Herzen genommen, der Bedingungen der Jahre und der Gleichheit vorherrschender Lebensbedürfnisse entbehren kann, das nur den Menschen sucht, wie man ihn bedarf und empfunden, und das zum stillen und doch zum lebendigen Streben der Seele wird.

Ich gebe Ihnen, mein väterlicher Freund, mit diesen Heften die Essenz meines Lebens, wie sich das Eigene entwickelt und das Fremde dazu gefunden. Was sich aber daraus entwickeln wird, läuft noch an der Zeit ab und bedarf der Worte nicht. Ich will kein Buch schreiben, kein Geschäft bestehen; ich will mich nur ein wenig umsehen in meinem eigenen Leben, da ich auf dem Wendepunkt der Jahre stehe und von der Höhe herab eine freie Aussicht auf den zurückgelegten Weg habe.

Kommen Sie, Freuud, stellen Sie sich neben mich und schauen Sie mit mir in mein Feld hinein; allein thut sich's nicht so gut!

Geschrieben zu Chateau Portien,
im Anfang 1818.

Erster Abschnitt.

Jugend, Bildung.

Ich ward am 10. Juni 1781 zu Dresden geboren, von Aeltern, die zum alten Adel des Landes gehörten. Mein Vater hatte eine Stellung beim Hofe als Kammerherr, um aus solcher mit der Zeit, nach Herkommen, in ein höheres Forstamt überzugehen, für welches Fach er sich bestimmt hatte. Meine Mutter glänzte in der großen Welt durch Schönheit und mancherlei Vorzüge des Geistes und des Herzens; doch an meiner Wiege mag beide Aeltern häusliches Glück wohl nie vereint gefunden haben. Die Sorgfalt der Diener wurde mir zur Wächterin gestellt, und als ich im dritten Jahr aus dem ersten Traume der Kindheit erwachte, stand ich einsam im väterlichen Hause. Der Tod hatte meine einzige Schwester in ihrem zehnten Jahre getroffen, und kurz darauf ward durch Urtheilsspruch die erwünschte Trennung meiner Aeltern bestätigt. Im Nebel kindischer Erinnerungen stehen mir jene früheren Jahre vor dem Gedächtniß, und keine dieser Erinnerungen zeichnet mir auch nur ein leichtes Bild eines häuslichen Lebens meiner Aeltern. Darum habe ich auch nie das zarte und doch so feste Band gefühlt,

das vereinte Liebe des Vaters und der Mutter um das jugendliche Herz des Kindes winden, ein Band, aus dem ein Faden durch das ganze Leben sich schlingt, und den im kalten Getümmel der Welt Erstarrenden zum traulichen Heerd zurückführt, an dem sich sonst Vater und Mutter erwärmten.

Meine Mutter war den Eingebungen ihres unruhigen Geistes in die Welt hinein gefolgt; mein Vater, jetzt Ober-Forst- und Wildmeister in Merseburg, hatte sich dagegen in seinem Hausstande in selbst geschaffene Widerwärtigkeiten verwickelt, welche ihn um so härter trafen, als ihn unerwartet die Richter der ungemilderten Strenge der Gesetze bloßstellten. Natürlich war keine Zeit, an mich zu denken, und so wurde ich, meiner noch unbewußt, in dem Hause eines Fremden, des Magisters Sander, Sextus an der Stiftsschule zu Merseburg, untergebracht. Ein Kind von vier Jahren befand ich mich recht wohl in dieser Hut, da Mann und Frau, damals noch kinderlos, mich ruhig gedeihen ließen, ohne daß eine Ueberbeschäftigung des Geistes den Gang der Verdauung, oder eine Beschränkung freier Uebung der Kräfte meine kindischen Spiele unterbrochen hätte. Ich wuchs auf, ein roher, stämmiger Junge, ohne durch irgend einen äußeren Anstoß aus dem Schlummer gerüttelt zu werden, in dem ich knabenhaft fortschnarchte. Nur ein Eigendünkel wurde in mir rege gemacht, indem man mir oft vorsagte, ich sei „was Besseres" als die anderen Leute, ich sei ein Edelmann, und so ernst manche vernunftige Männer diesem Wahn entgegentraten, so beharrte ich doch in meiner Einbildung, da ich als Junker bei Magd und Knechten, mit denen ich am meisten verkehrte, eine Rolle spielte.

Meinen Vater sah ich nur selten, und wenn es geschah, nahte ich ihm stets mit der Schüchternheit, welche die sich unterordnende Demuth meines gutherzigen Pflegevaters auch in mir erzeugte, und die noch erhöht wurde durch den kalten Ernst, womit mein Vater mich empfing, so wie durch den Kontrast seiner Umgebungen mit denen meines armen Erziehers. Mein Vater war mit anderen Dingen zu sehr beschäftigt, um nicht das zu übersehen, was mich betraf. Zufrieden, mit den väterlichen Pflichten durch ein regelmäßig erlegtes Kostgeld sich abzufinden, zertrat er die Keime kindlicher, noch unbewußter Liebe, die an der Erinnerung empfangener Pflege erstarkt und sich bewußt wird, dadurch einen festern Grund dem Gefühle gebend, als es späterhin die Ueberlegung vermag, daß es Pflicht sei, Vater und Mutter zu lieben.

Bald auch (1788) entfernte mich der Wohnort von den wöchentlichen und oft nur monatlichen Besuchen in dem väterlichen Hause. Mein Sextus wurde Kaplan zu Schaffstädt, und ich zog, als ein zugehöriger Theil der armen Predigerfamilie, mit an den Ort, der einen so deutungsvollen Namen hat. Als ein derbes Reis wurde ich in den neuen Boden verpflanzt, doch war derselbe kein üppiger Acker, sondern der magere Grund eines schlecht bezahlten Kirchendieners. Zwar war Platz da für einen gesunden Stamm, aber nicht jenes fette Erdreich, das tiefe Anwurzelung und hohen Ueberwuchs schafft. Wenn anderswo die zarten Pflanzen, gleichsam auf Gartenbeeten des Glücks, wuchernd in die Höhe schießen, so sprossen sie hier nur kärglich zwischen den trockenen Schollen der Dürftigkeit, werden zwar stark und

hart, entbehren aber in dem armen Gehege der üppigen, süßen Frucht.

Doch ein besseres Geschick versetzte mich nach zwei Jahren (1790) aus diesen wilden Aeckern in ein wohl bestelltes Land, ehe noch die junge Knospe zur Blüthe sich entfaltet. Die längst getrennten Gefühle meiner Aeltern hatten in der Liebe ihres Kindes sich wieder zusammengefunden, eines Eigenthums, das kein Gesetz ihren Herzen entfremden konnte.

Mein Vater beschied mich von Schafstädt zu sich, und zwei Stunden nach erhaltenem Briefe saß ich mit meinem geistlichen Herrn im Wagen auf dem Wege nach Merseburg. Hier fand ich eine vornehme Dame auf dem Sofa in dem Putzzimmer meines Vaters, wohin mein ungeweihter Fuß nur selten an festlichen Tagen gedrungen war. „Das ist Deine Mutter", sagte mir mein Vater, und die Angst, die mich stets in ihrer Nähe ergriff, stieg bis zum Zittern und Beben bei diesen Worten, in denen die dumpfe Ahnung lag, daß diese wiedererkannte Mutter meinem idyllischen Leben in Schafstädt ein Ende machen könnte. Ich hatte mich nicht geirrt, denn schon den andern Morgen bestieg ich mit der Mutter den Reisewagen, gebadet von einem Strome von Thränen, denn ich fand in all' dem Neuen, das mich umgab, nur Grund zu Schmerz und Trauer. Wir fuhren mehre Tage und langten endlich in Frankfurt am Main an; ich hatte früher nicht gewußt, daß es ein Frankfurt und alle die Städte, die wir durchreist, in der Welt gäbe, und war wie betäubt von allen den neuen Gegenständen, die auf mich eindrangen.

Meine Mutter ihrerseits entsetzte sich über meine

Vernachlässigung, weinte, tobte ob meines linkischen Wesens und übergab mich gleich einem Heer von Lehrern, die mit ihren Büchern und Weisungen über mir lasteten, indeß ein luftiger Tanzmeister mir die schwerfälligen Glieder in die fünf Positionen verrenkte. Leider wurde bei dieser neubegonnenen Erziehung, nach Art der Frauen, das Gleichgewicht verabsäumt, und während dem unerweckten Geist aus allen Tönen zugeschrieen wurde, blieb der Leib in seiner Starrheit, ohne durch entwickelnde Uebungen, wie Fechten und Reiten, freie Gelenkigkeit zu erhalten.

Ich wußte davon aber nichts und fügte mich, gut oder übel, der neuen Lebensregel, weil ich mußte. Während in der Art mehre Monate hindurch jeder Hobel weltlicher Pädagogik an mir gebraucht ward, um mich aus Schafstädtischer Schroffheit herauszuglätten, blieb mein Gefühl unberührt, und der Sinn für Ruhe und Ordnung, dessen Keime die weibliche Hand sonst so geschickt in das junge Herz pflanzt, konnten entweder keine Wurzel in dem trockenen Boden fassen, oder meine Mutter lebte nicht in der stillen Abgeschlossenheit des weiblichen Wesens, wodurch jene Frucht getrieben wird. Auch war meine Stellung zwischen den Aeltern nicht geeignet, eine Ruhe des Gefühls in mir aufkommen zu lassen und dieses dadurch zu vertiefen. Der Sturm der Leidenschaft hatte das Band zerrissen, das einst meine Aeltern vereint, und im ersten Gebrauch des erwachenden Urtheils erkannte ich die Wunden, die sich ihr gegenseitiger Haß geschlagen. Mein junges Gemüth stand nicht unter dem wohlthätigen Einfluß beiderseitiger Liebe, und doch fanden sich Vater und Mutter, obschon von einander auf

immer getrennt, in mir, ihrem Kinde, als in einem Brennpunkte. So mußte ich mich gar bald gewöhnen, des einen zu vergessen, wenn ich mich der Nähe des andern erfreute. Hierzu kam, daß der mühsam verhaltene Groll bei den Berechnungen meiner Erziehungskosten zu neuem Streit aufflammte. Diese beliefen sich sehr hoch, durch die vielen Reisen meiner Mutter.

Ihr unstäter Sinn ließ sie nicht lange an einem Orte Ruhe finden. Sie verließ Frankfurt, wo wir den Gasthof „zum alten Schwaben" bewohnt hatten, und reiste nach Mannheim, von da, nach kurzem Aufenthalt, bis Straßburg, dann wieder zurück nach Mannheim. Darauf brachten wir einen großen Theil des Sommers in Schwetzingen zu. Das Andenken an den Aufenthalt dort gewährt mir noch manche frohe Erinnerung, denn in Schwetzingen verlebte ich heitere Tage des Knabenalters, einem Hofmeister übergeben, der mich nicht blos in die enge Studierstube sperrte, sondern auch in freier Landschaft gewähren ließ. Hier war es, wo ich mir den Kopf an einer französischen Beschreibung der Reize des Schwetzinger Gartens zerbrechen mußte, welche, als erster Beleg gemachter Fortschritte, dem Vater dedicirt wurde.

Nach und nach hatte ich in sieben Vierteljahren das ganze Reich zwischen Main, Rhein, Mosel und der Schweiz in mancherlei Richtungen durchkreuzt, und der Wechsel der Gegenstände, die immer neuen Menschen, die mich umgaben, mit dem Freiheitsschwindel, der dazumal über den Rhein als die modernste, französische Waare herüberkam, Jung und Alt mit Jakobiner-Mützen ausputzend, das Alles wirkte so verworren und doch zugleich so aufregend auf mich ein, daß ich als Knabe schon eine Stel-

lung mir anmaßte, die über meinen Jahren war. Statt kindischer Spiele mich zu erfreuen, beschäftigte ich mich mit dem Umschwung öffentlicher Verhältnisse; dieß brachte mich um die Unbefangenheit der Kinderjahre und hätte mich bald für die äußeren Beziehungen der Welt verschoben.

Bei solcher Einwirkung verlor meine Mutter schnell alle Gewalt über meinen Willen. In tölpelhafter Ungezogenheit gefiel es mir, die Ideen von Freiheit und Gleichheit gegen ihre mütterliche Autorität in Anwendung zu bringen, und ein unreifer Knabe wandelte ich auf dem Boden selbstgeschaffener Freiheit, den schwindelnden Männern nach, eine unbewußte Parodie. Mein Vater fand für gut, mich von der Mutter zu trennen. In Begleitung eines Kaufmanns, dem ich in Frankfurt von einem Herrn Wißmann anvertraut wurde, sah ich mich nach Leipzig spedirt, wo ich weinend und zagend den Vater wiedersah. Es war nicht Kälte, nicht Gefühllosigkeit, wenn er mich mit scheinbarer Gleichgültigkeit aufnahm, wohl aber eine gewisse Störrigkeit, eine Trockenheit in Ergießungen des Gefühls, die auf mich bei reiferen Jahren jetzt forterbt. Meine Zaghaftigkeit hatte dazumal noch keinen Trost in der Kenntniß des menschlichen Herzens, darum preßte es mir die Brust zusammen, wenn ich den Vater sah, und erweckte in mir die frühere Bangigkeit vor ihm um so mehr, als das Bild der sanftern Mutter mir neben dieser äußern Härte in dem Heiligenschein einer Märtyrerin erschien. Mein erster Gruß war in französischer Sprache, deren Kenntniß fast die einzige Frucht der mütterlichen Erziehung gewesen. Diese, nur in der Postchaise betrieben, hatte am

leichtesten auf Sprachunterricht gerichtet werden können. Doch so unangebaut das Feld meines Geistes auch geblieben war, so hatten dennoch einige Kenntnisse leichte Wurzel gefaßt, die die Fluth planloser Erziehung hin und her wogend darauf absetzte. Diese verkümmerten indeß jetzt bald, trotz des Dranges, den ich fühlte, mein braches Feld noch weiter anzubauen. Wie konnte es ohne Anleitung, bei den schwachen Kräften des Knaben und bei der Unentschlossenheit meines Vaters geschehen, der mich ohne Lehrer bei sich behielt, weil er nicht wußte, wohin mit mir. So verlebte ich denn sehr traurige, einsame Stunden, eingesperrt in eine Stube, die ich nur verließ, um meinen Vater auf einem Ritt zu begleiten. Das Reiten war das Einzige, was ich unter der Aufsicht eines alten Jägers erlernte, und Fertigkeit darin entwickelte sich bei mir sehr schnell. Wenn ich an den Reisen meines Vaters in das Bad nach Lauchstädt, auf die Förstereien und nach Leipzig Theil nahm, so hatte ich wenig Freude davon, weil es mir an Verkehr mit Knaben meines Alters fehlte, und die erwachsenen Leute mich langweilten, indem ich mich altklug anstellen mußte. Indessen war es hier, wo mein Charakter zuerst Biegsamkeit annahm; ich lernte mich in die Welt schicken und gewann eine Fertigkeit darin, die jedes spätere Jahr immer mehr ausbildete.

Den Sommer (1792) machte mein Vater mit mir eine Reise nach Dresden, um mich als Page an dem Hofe des damaligen Churfürsten anzubringen und mir dadurch die Aussicht auf eine Anstellung im Forstwesen zu öffnen. Ich war aber schon zu alt und konnte nicht mehr die Anwartschaft auf die Stelle eines Hofknaben

erhalten. Grollend verließ mein Vater die Hauptstadt. Der Aufenthalt darin hatte ihm manche schlimme Erinnerung wieder geweckt und verharschte Wunden aufgerissen. Wir reiseten nun in die Oberlausitz zu Verwandten. Mein Oheim war begütert zwischen Bautzen und Görlitz, Kedlau sein Hauptgut und zugleich sein Sitz. Hier trafen sich die beiden Brüder und eine Schwester; die drei noch übrigen Geschwister von vierundzwanzig. Diese waren aus dem letzten Bette. So viel ich mich erinnere, war die Freude über das Wiedersehn weder recht rein, noch recht herzlich. Es ging diesen Geschwistern, wie es häufig in ähnlichen Fällen geht. Die Geburt reiht Schwester und Bruder an einander, dann trennen sie Verhältnisse, nnd so sehr man auch mit dem Verstande auf die Bande des Bluts hält, das Herz weiß nichts davon. Hat nicht das Leben Bande der Gewöhnung geschaffen und die Richtnng des Geistes ein gleichgestimmtes Gemüth hervorgebracht, so wird jenes frühere Band ein morsches.

Meine Tante war an einen Herrn von Damnitz verheirathet und hatte eine einzige Tochter Amalie, die, mit mir in gleichem Alter, mir es doch in Allem zuvorthat. Durch die frühere Regsamkeit des weiblichen Wesens, den Vortheil einer sorgsamen Erziehung und durch die geschmeidige Fügsamkeit ihres Charakters wirkte sie auf den Ernst des Oheims gleichsam spielend ein und gewann jede Regung seines Gefühls für sich und ihre schlaue Mutter. Mein Vater hatte gleiches Interesse, den Bruder sich geneigt zu machen, denn kinderlos, wie dieser war, eröffnete sich uns Beiden, mir und meiner kleinen Base, eine reiche Erbschaft. Doch umstrickt von der Schlauheit der Mutter und geschmeichelt von der

Zärtlichkeit der Tochter, wandte er den größern Theil der geschwisterlichen Liebe der Schwester zu und übertrug auf ihre Tochter alle die herzlichen Gefühle, an die ich, ihm gleich nah stehend, ebenfalls Anspruch hatte. Nur die Ueberlegung des alten Herrn (er war um mehre Jahre älter als mein Vater) sprach bedächtig für mich und klügelte das Theaterplänchen einer ehelichen Verbindung des kleinen, niedlichen Bäschens mit dem derben ungeschlachten Vetter heraus, um Blut und Gut der drei Geschwister in ihren beiden Erben recht habsüchtig zu verschmelzen. Dieser Beschluß war das Ergebniß eines vierzehntägigen Besuchs, worauf mein Vater mit mir nach seinem Merseburg zurückreisete.

Wenn die beiden Brüder sich über diesen nach ihrer Meinung vernünftigen, Alles ausgleichenden Plan freuen mochten, so hatte wohl die Tante, bei einer tiefern Einsicht in's menschliche Herz und einem nur zu oft gerechtfertigten Mißtrauen gegen das Gelingen solcher Kinder-Verlöbnisse, den triftigsten Grund, sich allein zu freuen, indem sie den einen Bruder, meinen Vater, glücklich entfernt, den andern durch den Glauben zufriedengestellt sah, er habe beide Geschwisterkinder gleichmäßig bedacht. Jetzt konnte er sich ja den Regungen seiner Zuneigung zu der kleinen Nichte, von inneren Vorwürfen ungestört, überlassen! In dieser seiner Stimmung erschlich die gnädige Tante von dem bethörten Oheim ein Testament, das ihre Tochter zur Universal-Erbin seines Vermögens machte, wobei sie ihm einredete, durch solche letztwillige Verfügung meinem Vater und auch mir, wenn ich einst zu Verstande käme, einen Beweggrund mehr zu geben, das Heirathsprojekt ja nicht fahren zu lassen. Mein ehrlicher

Vater ahnete nicht diese Hinterlist und erwartete getrost von den Jahren die Ernte des Samenkorns, das er weise und voraussichtig mit seinen beiden Geschwistern einer sichern Zukunft glaubte übergeben zu haben.

Als ich wieder in Merseburg war und dort von Neuem in den frühern, peinlichen Müssiggang zurückgeworfen wurde, so wollte es endlich mein gutes Glück, daß das Anerbieten einer befreundeten Familie meinen Vater der Schwierigkeit eines Entschlusses, wozu er mich anzuhalten habe, überhob. Es war der Kammerrath von Ende zu Merseburg, der nach dem Wunsche seiner gebietenden Frau mir sein Haus und dadurch den Weg zur Bildung eröffnete, in Gesellschaft seiner drei Söhne, von denen die beiden ältesten mich nur um vier und um ein Jahr im Alter überragten. Als ein vierter Bruder trat ich zwischen diese Freunde meiner Jugend, und zum ersten Mal ging der Stern häuslicher Erziehung über mir auf. In Kenntnissen weit hinter meinen Gefährten zurück, überwog ich sie an Reife des Verstandes, den freie Verhältnisse in der Welt frühzeitiger geübt hatten. Darum hieß ich auch der Schlaue; aber wenn, nicht selten ohne Grund, zu viel Absichtlichkeit und Verschlagenheit an mir gerügt wurden, so fand ich mich durch solch einen Vorwurf erst aufgefordert, aus den einzelnen Fäden meines Witzes und meiner kindischen Erfahrungen ein Netz zu weben, darin ich mein künftiges Glück mir verwegen einfing. Ein damit verbundenes eitles, aber rastloses Sehnen riß mich dann aus den engen Schranken der Knabenwelt und vom Schreibtisch der Schule weg, in ein glänzendes Getümmel der Welt. Ich stürmte dabei gern zum Hohen hinan, wollte, wenn ich mir eine poli-

tische Anstellung dachte, diese nicht bei einem Gerichtshofe in Sachsen, sondern beim Reichshofrath, träumte von Gesandtschaftsposten und von Staatseinfluß. Wenn hierauf der Unterricht etwas mit solchen Entwürfen Verbundenes berührte, so ergriff ich es mit allen Kräften des Gedächtnisses und der Phantasie, und brütete mir eine Herrlichkeit heraus, die mich mit vollem Glanz überstrahlte.

So treibt am frühen Morgen der West die schimmernden Wellen in leichten Kreiseln an's Gestade; sie plätschern gegen die Kiesel an, schwellend hüpft eine Welle über die andere und streckt ihre silbernen Spitzen in die Höhe. Dann bläst der Wind stärker und fährt trübend über den bewegten Spiegel; es heben sich Wogen und schlagen an's Ufer; es kocht, es braust die Fluth, und wenn die Sonne am Mittage hernieder brennt, bäumt sich der Wasserschwall gegen die Schranke des Landes, jagende Wolken verdunkeln den Glanz des Tages und thürmen ihr zackiges Gebäude am Himmel, in sich bergend die Doppelgeburt von Segen und Verderben. Noch kann das Gewölk heilbringend in befruchtendem Regen sich herabsenken, aber vielleicht entladet es sich auch donnernd und blitzend in wilder Verheerung und stürzt die unbezähmten Elemente des Feuers und des Wassers herab! — Also ist das Menschenleben, das am Morgen der Tage in immer wachsender Bewegung sich zum Mittage erhebt; die Atmosphäre ist gewitterschwanger, und des Windes Wehen, das beim Sonnenaufgang die Stromeswellen leicht bewegte, bricht sie am Mittage zu schäumender Brandung. Werden Blitze herabstürzen, wird Vernichtung Schranken zertrümmern, oder wird der

verderbenschwangere Elementenball sich wohlthätig zertheilen? —

Ich bin noch nicht bis zur Stelle, wo mir das Schicksal diese Frage beantworten wird; es wogt am Mittag des Lebens die Fluth, die am Morgen von einem leichten Wind bewegt ward, da ich lernbegierig die niedergetretene Schranke der Kindheit überschritt und vor mir das Feld des menschlichen Wissens offen sah, in das mich ein emsiger Lehrer mit mehr Eifer als Geschick einführte.

Ich lernte fleißig, weil ich einsah, daß ich in allen Theilen des Wissens gegen meine Mitschüler zurückstand, und darum überholte ich sie bald. Mein Streben, mich vorwärts zu bringen, wurde zum Spiel, da unser gemeinschaftlicher Hofmeister, ein Candidat Sachse, kein genialer, aber wohlunterrichteter Mann, sich meiner Unterweisung mit ganz besonderer Sorge annahm. Die freien Stunden der Erholung füllte ich in munterm Tumult mit meinen neuen Brüdern und anderen Freunden unsers Alters, Hohenthal, Bose, Möllendorf aus, so daß ich noch mit inniger Freude jener frohen Jahre gedenke, wo ich, bei ernstem Fleiß und lustigen Spielen, zuerst ein Recht an meine Jugend geltend machte, für dessen Nichtgenuß das Schicksal bis dahin mir verschuldet geblieben.

Die glücklichsten Tage verlebten wir des Sommers auf dem Lande in Thüringen, wo meine Aeltern ein Gut Gutmannshausen, in der Gegend zwischen Buttstedt und Weimar, besaßen. Schnell verflogen in heiterm Laufe solches Lebens fünf Jahre, dann lösete sich das glückliche Band, und wir Kinder knüpften nun in der Welt die

ersten Fäden künftiger Verhältnisse an. Der älteste Sohn Wilhelm wurde Militär und trat bei einem sächsischen Infanterie-Regiment zu Wurzen ein, der zweite August kam nach Senftenberg zu seinem Oheim, um Jagd- und Forstkunde zu erlernen, der jüngste Constantin ward Hofpage in Dresden, und ich, noch nicht reif zu academischen Studien, bezog das Pädagogium zu Halle, um an den Brüsten dieser Amalthea, unter der Hut und Leitung des Dr. Niemeyer, die stärkende Milch der Wissenschaften einzusaugen.

Der Kammerrath von Ende und seine Frau, meine innig verehrten Pflegeältern, haben ihre Namen mit unverlöschlichen Zügen in das dankbare Herz gegraben, und obgleich er selbst todt, die Wittwe weit entfernt lebt und diese Zeilen nie von ihr gesehen werden können, so ist es mir doch Bedürfniß, hier niederzuschreiben, daß ein Gefühl kindlichster Zuneigung mich ewig an sie kettet. Von meinen Jugendgefährten hat mich der Verlauf meines Lebens schnell weggerissen, und nie habe ich wieder mit ihnen zusammentreffen können. Der älteste ist gestorben, der zweite hat nach vielen Irrfahrten eine Forststelle in Westphalen erhalten, der dritte endlich ist mit langsamem, aber sicheren Schritt seine Bahn in der Heimath fortgegangen. Er hat in Leipzig studirt, ist ein geschickter Jureconsultus geworden und steht bei der Stiftsregierung in Merseburg als Hofrath, indem er zugleich in Leipzig als Hofgerichts-Assessor wirkt.

Während meines Aufenthalts im v. Ende'schen Hause hatte sich ein Umstand ereignet, der von einem sehr bedeutenden Einfluß auf mein Leben ward. Mein Oheim

in der Oberlausitz starb plötzlich. Als bei der Eröffnung seines Testaments es sich zeigte, daß meine Cousine zur alleinigen Erbin eingesetzt war, enthüllte sich der ganze Umfang der Intriguen ihrer Mutter, der Frau v. Damnitz. Diese, bereits verstorben, erfreute sich nicht der süßen Frucht ihrer heimlichen Bemühungen; bald wäre solche auch vor dem Genuß zerstört worden. Das junge und hübsche Fräulein hatte nämlich nach dem Tode der Mutter ihren Aufenthalt in Dresden genommen. Hier umgab sie, die muthmaßliche Erbin eines, auch getheilt, nicht unbeträchtlichen Vermögens, ein zahlreicher Hof von Freiern. Sie traf unter ihnen eine Wahl, die meinem Oheim in einem hohen Grade mißfiel; er hielt auch noch immer auf das Projekt einer Verbindung mit mir. Erzürnt durch Widerspruch, von keiner schlauen Mutter mehr geschmeichelt und gelenkt, verwarf er in Gedanken bereits das gemachte Testament und gedachte das ganze Vermögen mir zuzuwenden. Er reiste deshalb nach Bautzen, doch zwei Stunden vor der rechtskräftigen Vollziehung der neuen Urkunde seines Willens traf ihn der tödtliche Schlag. Für meinen Vater ergab sich daraus wenigstens der Vortheil einer geistigen Aussöhnung mit dem Bruder; dieser hatte ja das an mir begangene Unrecht wieder gut machen wollen. An eine Verbindung zwischen mir und der Cousine war nun nicht mehr zu denken, da ich noch in unreifen Jahren, sie bereits zur Heirath entschlossen war und über ihre Hand frei gebieten konnte. So wurde ich denn von allem Besitz des ehedem so bedeutenden Nostitz'schen Vermögens in der unserem Geschlecht heimathlichen Landschaft ausgeschlossen. Es ging früher durch die Veräußerungen meines Vaters und jetzt

durch das Vermächtniß meines Oheims in fremde Hände über.

Grundeigenthum ist ein festes Bindungsmittel, das den Menschen selbst in der Fremde einheimisch macht; wie viel mehr würde mich nicht ein festes Besitzthum an die Lausitz gefesselt haben, da mein geschmeidiger Sinn sich in jedes Verhältniß gefunden hätte; mein Vater würde aber meiner Ausbildung die Richtung gegeben haben, die dem Verhältniß eines zukünftigen, ständischen Gutsbesitzers angemessen gewesen wäre. Doch jetzt nach der fehlgeschlagenen Erbschaft verschwand alle Veranlassung hierzu, und es war schwer über den Weg zu entscheiden, der zur Sicherung meiner künftigen, öffentlichen Stellung einzuschlagen sei. Bei solcher Ungewißheit ist Aufschub und Abwarten eine natürliche Folge. Ich ward im Allgemeinen zum Studiren bestimmt und kam, wie schon berichtet, in das Pädagogium zu Halle. Hier stand ich nun plötzlich in dem Kreise von achtzig und mehr jungen Leuten, ganz im Gegensatz der bisherigen häuslichen Erziehung. Wenn bei dieser die nahe Aufsicht der Aeltern oder des Lehrers jede Willensäußerung, ja fast den Gedanken des Zöglings überwacht, so herrscht in der öffentlichen Erziehungsanstalt, wegen der nicht zu übersehenden Menge, die Freiheit vor. Diese war jedoch in unserm Pädagogium eine gegliederte, eine aristokratisch abgestufte. Allgemeine Gesetze ordneten unser Leben, besondere Entscheidungen der Lehrer füllten etwaige Lücken aus. Jene Freiheit, von deren Dasein man anfangs ergriffen wurde, kam bald in Widerspruch mit Einrichtungen. Hieraus entstand ein Ankämpfen, das sich verschieden äußerte, meistens aber sich darin gefiel, heimlich

das als ein Recht auszuüben, was öffentlich zu thun verwehrt ward.

Ein solches Ankämpfen entsprach meinem unabhängigen Sinn, der obendrein nach Auszeichnung geizte. Jene früheren, am Rhein erworbenen, französischen Emancipationsideen ermunterten bei den jetzigen Bestrebungen, und ich könnte viele Vorgänge erzählen, die sich wie Parodieen politischer Umtriebe ausnehmen möchten, wollte ich hier in die Einzelnheiten meiner letzten zwei Schuljahre mich einlassen; doch ich übergehe jene Ereignisse und alle die mannigfaltigen Reibungen des Schullebens, die mir damals so wichtig erschienen. Meiner Lehrer erinnere ich mich mit tiefgefühlter Dankbarkeit. So voll Stürme auch manche Tage in jenen zwei pädagogischen Jahren waren, Stürme, die mir zuletzt das Zeugniß unzubändigenden Betragens zusammenbliesen, so vergingen doch die Jahre nicht ungenutzt, und mancherlei Kenntniß drang in den Kopf hinein, mit dem ich, in der Zeit hoch aufgeschossen, weit über meine Mitschüler emporragte.

Der Austritt aus dem Pädagogium erfüllte mich keineswegs mit Traurigkeit, so sehr ich auch mit gleichgestimmten Jünglingen des Lebens und Thuns darin mich gefreut; ich verließ es vielmehr mit Freuden, da in der letzten Zeit mein reger Geist sich mit Ungeduld aus den engen Mauern hinaus nach einem größern Thätigkeitskreise gesehnt hatte. Weil ich meist in lebhafter Opposition gegen die Schulvorstände gestanden, so erhielt meine Aufführung eben nicht das beste Zeugniß; doch war mein Leben rein von allen jenen Sünden und Vergehungen geblieben, die so oft in öffentlichen Anstalten das junge Leben schänden. Ein vielfach beschäftigter

Fleiß, starke Leibesbewegung, sowie scharfe Trennung von der nahgelegenen Stadt hielten alle Sittenlosigkeit derselben von der Schulanstalt entfernt.

Die Trennung von den Mitschülern erschwerte mir nicht sehr den Abschied, da die Ungeduld in's Weite hinaus mir zum wahren Lebensbedürfniß geworden. Auch waren die mir Vertrautesten, als Houwald, Marwitz, Tarnow, Rehfeld, Lühe, Kleist, Töpfer, Bassewitz, Barner, Hopfgarten, Schulenburg, bereits vor mir geschieden oder sollten nächstens die Anstalt verlassen, und so hätte ich bald allein gestanden. Um Ostern 1799 leistete ich den Anforderungen einer Prüfung vor den Professoren der Universität ein Genüge, und ihr Zeugniß eröffnete mir die academischen Hörsäle.

Ich hatte manche Kenntniß eingesammelt, wie sie der Zufall an mich gebracht, war ein wohlunterrichteter Schüler, aber meiner Bildung fehlte die Einheit, die alles Schwanken hemmt und einem bestimmten Ziel zuführt. Daher war ich aus Mangel eines überwiegenden Elements ungewiß in der Wahl eines künftigen Berufs. In der Unerfahrenheit meiner Jahre hielt ich mit allen Ständen Musterung, und, wie es gewöhnlich der Jugend geschieht, die sich selber leiten will, ich griff nach dem Idealen, das Eitelkeit und Unklarheit im Soldatenleben sieht.

In dieser Periode des ungewissen Schwankens, in dieser Krise des Lebens, auf dieser Schwelle zwischen den engen Wänden der Kinderstube und der offenen Pforte der Welt, nehmen den jungen Strebenden die Musen öfters zur frohen Lebensreise auf, verschmelzen die Mißtöne seiner Jugend zu einer ruhigen Lebensharmonie,

leiten ihn von der staubigen Heerstraße ab zu den Schatten der väterlichen Eichen, wo sein Leben an bestimmte Verhältnisse ansetzt und zwischen Weib und Kind im engen Kreise ruhig sich abrundet.

So gut ward's mir nicht: keine Musen hatten mir das Wiegenlied gesungen, um, wenn ihre Gunst das Toben der ersten Jahre besänftigt, mich mir selbst zum frohen, stillen Genuß wiederzugeben. Stets aus mir herausstrebend, jagte ich äußerem Glücke nach; mußte ich nicht glauben, es dort am sichersten zu finden, wo es am hellsten glänzte, d. h. im Kriegerstande? Doch mein Vater, diesem, der im damaligen Frieden des Imponirenden ermangelte, abgeneigt, hatte andere Absichten mit mir, und so ward ich für's Erste dem academischen Leben zugeführt, nach dessen ungebundener Freiheit ich oft schon vom Pädagogium sehnsüchtige Blicke gerichtet hatte. Ich entschied mich für Halle, das mir am nächsten lag, und mein Vater, wiewohl ungern, gab mir hierin nach, ohne zu bedenken, daß er damit das letzte Band lösete, das mich an mein Vaterland Sachsen knüpfte.

Ich bezog die Universität, betrat aber die Hörsäle wenig. Eine Sage hatte an mein Ohr geschlagen, der gute umfassende Kopf vermeide die Wissenschaft in kleinen Gaben entgegenzunehmen, wie sie einem in den einzelnen Vorlesungen gereicht werde; dieß zersplittere nur die Zeit, zerstreue die Aufmerksamkeit. Besser sei es, am Ende eines halben Jahrs, nach Lehrbüchern und Heften, die ganze Masse des Vortrags mit einem Mal zu umgreifen. Schon durch ihr Gewicht nehme sie auf eine feste Art Platz im Gedächtniß. Solche Lehre gefiel mir,

ihre Richtigkeit schien mir zu einleuchtend, um sie nicht in Anwendung zu bringen. Auch fand ich bald um mich so viel Beschäftigung, meine Zeit war so ausreichend besetzt, daß ich keine Stunden zum unnöthigen Versplittern hatte. Jünglinge, die ich noch im Pädagogium gekannt, waren jetzt flotte Bursche, sie wurden meine Führer.

Als Sachse ward ich in die Landsmannschaft der Magdeburger aufgenommen, und meinem Kränzchen fehlte es nicht an Raufsinn. Unsere Hand lag immerfort schlachtgerüstet am Hieber, und mir behagte dieß Afterbild des Mittelalters, das sich im Studentenleben und besonders in dem zu Halle erhielt. Es hatte für mich eine ritterliche Seite, dieß Leben mit seiner Ehre und seinem Recht, das sich immer auf die Faust und das Schwert berief. Was ward nicht Alles also vertreten und ausgefochten! Der deutsche Student ist eine eben so glückliche, rührende und lächerliche Parodie des alten Ritters, wie es der edle, tapfere und wahnsinnige Held in dem berühmten Roman der Spanier ist. Aber die Jugend erkennt das Parodische nicht, sie glaubt ein wahres, schönes Gedicht darzustellen. Ich war kaum neunzehn Jahre alt, hoch und schlank gewachsen, erhielt ein Jahrgeld von tausend Thalern, hatte in der Schule, nach meiner Meinung, lange genug still und krumm gesessen: wie sollte die poetische Ungebundenheit des Studentenlebens, mit seinem Hintergrunde männlicher Wehrhaftigkeit, mich nicht in seinem ganzen Reiz ergreifen! Herrlich malt sich die Phantasie des Schülers das Bild eines weltstürmenden Studenten, dagegen der gereifte Mann leicht mit Achselzucken auf dieß sein verloschenes

Bild zurücksieht, in der geschmacklosen Studentenjacke, mit dem schartigen Hieber an der Seite, dem magern Miethsgaul zwischen mächtigen Stülpstiefeln. Aber Alles hat seine Zeit! sagte der weise König schon der Vorwelt. Diese tolle Weise ist doch eine ehrenwerthe, da sie das Herz des Jünglings so mächtig ergreifen kann, und selbst dem Manne, auch wenn ihm Erfolg und bedeutsame Wirksamkeit nicht gefehlt hat, noch als ein Glanzpunkt des Lebens erscheint. Frieden sei mit ihr!

Bei allem Studium des studentischen Comments verschloß ich auch andern Kenntnissen nicht den Zugang zu mir, wenn die Gelegenheit sie mir zuführte. Wandelt man doch in einer Universitätsstadt auf dem vielfach befruchteten Boden aller Wissenschaften; der Samen der Erkenntniß stäubt umher, wie soll da nicht allerlei Kunde sich verbreiten und selbst ungepflegt Wurzel fassen? Auch raste ich nicht immer in der Renomistengestalt, sondern lebte auch in dem Kreise von Jünglingen, deren Lebensweise einen ruhigern und geordnetern Gang nahm. Baron Eckardstein, Kessel, Bredow, Meierotto, Houwald u. A. gehörten zu dieser Zahl. Dadurch, daß es mir gelang, in beiden Kreisen einheimisch zu werden, stand ich wie in doppelter Gestalt, bald angethan mit dem wilden Trotz des Renomisten, dann wieder in der feinern Hülle eines frei sich bewegenden, doch den Anforderungen der Welt früh nachgebenden academischen Jünglings. Zu den Freunden letzterer Art zog mich die Nachwirkung der Eindrücke, die ich in einigen glücklichen Lagen meines Lebens empfangen, zu den Anderen, den Wilden und Ungemäßigten, ein unbändiger Hang zur Entfesselung von conventio-

nellen Formen, ein Hang, der mich noch jetzt, in großen Städten, bei Fürsten und an Höfen nicht ganz verläßt.

Zu solcher doppelten Ausprägung meines äußeren Wesens gehört, daß ich mit mehren jungen Männern von Stande, als v. Kessel, v. Trotha und anderen der Unternehmer von Winterbällen ward, auf denen die gute Gesellschaft der Stadt und der Umgebung sich versammelte. Hier wetteiferte ich, ganze Abende hindurch, dem etiquettmäßigsten Anstande ein Genüge zu thun, und saß dann am anderen Morgen mit heiteren, unbändigen Brüdern beim Commers in Reideburg, in Wolken von Tabacksrauch eingehüllt, umdröhnt vom lautesten Burschenlied, zechend und jubelnd, bis Rausch und Schlaf graunvolle Ruhe entstehen ließen.

So rannen die Tage dahin, und ein Jahr lief zu Ende. Indessen waren die Blicke oft aus den academischen Schranken in die Welt hinübergeschweift, und ich hatte mich gefragt: Was dort anfangen, wenn die Frist hier abgelaufen ist? Von der sächsischen Heimath und der Aussicht auf ein Amt dort war ich schon so gut als geschieden, durch die Wahl der Universität. Ich hätte nach Leipzig gehen müssen und war in Halle geblieben. Das hatte sich gemacht, wie Vieles im Leben, ohne daß ich recht wußte, wie und warum. Einmal in's militärische Preußen gebannt, war bei mir allmälig der Gedanke entstanden, preußischer Soldat zu werden. Mehre academische Gefährten waren mir eben mit ihrem Beispiel vorangegangen. Doch wagte ich nicht, solche Entwürfe meinem Vater sogleich und selbst zu eröffnen, sondern überließ das den Mittheilungen eines Vetters, des Nostitz,

der jetzt*) Landesältester zu Görlitz ist und den ich deshalb besuchte. Ich selbst unternahm zur Ausführung meines Entschlusses im Frühjahr (1800) eine Reise nach Potsdam.

---

*) 1811 geschrieben.

Zweiter Abschnitt.

Eintritt in den Kriegsdienst, Leben in Berlin.

In Potsdam, wo der Glanz eines berühmten Namens oder anerkanntes Verdienst die Möglichkeit anbahnen konnten, mit einem Gesuch wie das meinige bis vor den König zu gelangen, erschien ich in der Studentenjacke der berüchtigten Halleschen Renomisten, hielt meinen Einzug gleich einem Ritter von der traurigsten Gestalt auf einem dürren Miethgaul, war von Niemand gekannt und hatte nichts für mich, als den festen Willen, durch alle Hemmung durchzudringen, ohne jedoch zu wissen, wie ich es anzufangen habe. Als ich darauf die ersten Schritte that, war es kein Wunder, daß man mich staunend ansah, still belachte und — abwies, zumal als ich wünschte bei den Gardes du Corps, dem Lieblings-Regiment des Königs, angestellt zu werden.

Ein Brief, dachte ich, wird am wirksamsten sein; der sagt rein heraus, was man ihm anvertraut, ohne eine Störung zu geben oder anzunehmen — litera non erubescit. Der Brief war schnell geschrieben, und flugs schritt der Hausknecht meines Wirthshauses über den Platz nach dem Schlosse. Doch es war anders in den

Sternen beschlossen, meine Geduld sollte durch Widerwärtigkeiten geprüft werden. Der König begegnet auf den Stiegen dem eilenden Knecht, und dieser durchdrungen von der Nothwendigkeit seiner Botschaft, überreicht ihm mein Schreiben in der Ueberzeugung, der kürzeste Weg sei auch der beßte. Die Tölpelhaftigkeit meines Gesandten wird an der Tafel belacht, die Correspondenz mit dem Halleschen Renomisten (so hieß ich schon) bespöttelt, und der Brief bleibt unbeantwortet.

Was meine Gestalt, was meine Geduld, mein mündliches und schriftliches Verfahren nicht vermochten, das richtete zuletzt mein altes Miethpferd aus. Es fixirte des Königs Aufmerksamkeit. So oft die Potsdamer Garnison — es war Frühling — zum Manövriren ausrückte, jagte ich es in Kreuz und Queere um den König herum. Wollte er des Lästigen überhoben sein oder erbarmte ihn mein Ausharren, kurz auf dem Felde selbst brachte mir der damalige Oberst Köckeritz den huldreichen Bescheid, mich nach Berlin aufzumachen, wo ich als übercompletter Cornet bei den Gensd'armen angestellt sei.

Froher als selbst die alten Stabsoffiziere, welche auf dem Manöver-Platze glücklich ein Ziel erreicht, dem sie lange nachgeschritten, trabte ich nach zwei Stunden schon auf dem Wege nach Berlin. Abgewiesen von allen Gasthöfen, ward ich endlich von dem schlechtesten, es war der Hirsch unter den Linden, in ein Hinterstübchen aufgenommen. Meine Casse bestand noch in sechs Friedrichsd'or, darum begnügte ich mich willig mit der Aufnahme en bagatelle, denn ich war schon genug gereiset, um an den Gastwirthen den Instinkt zu kennen, den einkehren-

den Reisenden ihre Ladung anzusehen. Bei mir war die Aufgabe nicht schwer: ein Bedienter, gekleidet wie ein Narr, ein Herr, gerüstet wie Haspar a Spada, auf Pferden wie die Schindmähren, und ein Mantelsäckchen, das nicht mehr barg, als ungefähr das leicht bewegliche Gepäck eines gemeinen Husaren.

Kaum also untergekommen, eilte ich zum General Elsner, dem Chef der Gensd'armen, und, obgleich ich mich schon in sicherem Hafen wähnte, trieb mich der erste Blick des gestrengen Herrn wieder zurück auf die offene See schwankender Erwartungen.

„He, wer ist Er?" schnarrte er mir zerstreut entgegen, denn von einem Imbiß aufstehend, war er voll süßen Weins, und die schwankenden Töne meiner gepreßten Stimme drangen schwer zu seinen Ohren.

„Ich heiße Nostitz, bin aus Sachsen und von Sr. Majestät zum Regiment geschickt."

„Ah! das freut mich — Se. Majestät vergessen doch das Regiment nicht — Er soll zur Leibcompagnie, das giebt einen Flügelmann — wie viel mißt Er? — — He, meine Herren (so rief er zur innern Thür hinein) ein Rekrut, ein Ausländer, von Sr. Majestät dem Könige, ein ganz adretter Bursche — — — ist er nicht größer als der Flügelmann? — — — Johann, führt mir den jungen Menschen zum Rittmeister Schwerin — ein Glas Wein — nun, da trinke Er einmal."

Jetzt erst unterbrach er den Strom seiner Rede durch den des rothen Weins, den er in ein großes Glas mir zum Willkomm goß. Ich stand begafft von mir fremden Gesichtern, die mich alle mit lüsternem Blicke maßen, weil sie, lauter Compagnie-Chefs, gern eine solche klaf-

terlange Acquisition, wie ich ihnen erschien, für den Feuerstand ihrer Compagnie gemacht hätten. Ich merkte endlich den Irrthum des Generals, und als er mir lächelnd das volle Glas reichte, sagte ich ihm: „Seine Majestät haben mich zum Offizier bestimmt, und ich komme her, mich deshalb bei Ew. Exellenz zu melden."

„Als Offizier — ah, das habe ich nicht gedacht — ist auch noch nichts darüber gekommen — Sind Sie von Familie? Hat Ihr Vater Güter? Haben Sie guten Ruf?" Dabei maß er den burschikosen Anzug, die langen Haare und mein ganzes Wesen, das ihm ein gewaltiges Nein auf alle Fragen zuzurufen schien.

„Ich bin ein sächsischer Edelmann — mein Vater hatte Güter in der Oberlausitz."

„Hat sie aber verwirthschaftet," fiel er mir in die Rede, „darum sind sie verkauft."

„Nein, nicht deswegen, sondern weil mein Vater eine Anstellung weit davon erhalten, die ihm nicht erlaubte, oft Reisen nach seinen Gütern zu machen. Wegen meines Rufs kann ich Ew. Excellenz Zeugnisse der Halleschen Universität bringen."

„Die gelten nicht bei uns — Nun, es soll mir sonst lieb sein (was ihm lieb sein sollte, sagte er nicht) — — Wenn der Befehl des Königs kommt, so fragen Sie nur wieder nach."

Mit diesen Worten schlossen sich Mund und Thüre des Generals, und ich stand im Vorhause, jetzt viel beklommener wie beim Eintritt.

Eben so verlassen und rathlos, wie in menschenleerer Wüste, findet man sich in einer großen, volkreichen Stadt, wenn man darin ohne Geld, oder geltende Für-

sprache auftritt. Diese Erfahrung kann Jeder in seinem Leben machen; ich machte sie in Berlin, als ich, völlig fremd darin, meinen Lebensaussichten nachrannte. Diese richteten sich vorerst auf das bloße, zugesagte Cornets-Patent, doch es blieb von einem langen Tage zum anderen aus. Unterdeß schlüpfte mein letztes Goldstück aus der Tasche. Bei herandrohender Noth half mir ein Universitätsfreund, Meierotto, bald nachher als Arzt in Paris verstorben, durch ein kleines Darlehn aus.

Nach acht Tagen, voll peinlichen Wartens und bitterer Stunden in dem schlechten Wirthshaus, ertheilte mir endlich der General Elsner den Bescheid, daß der König mich als fünften übercompleten Offizier annehmen wolle. Ich sollte jetzt nach Hause reisen, einen guten Zuschuß und brav Geld vom Vater zur Equipirung holen.

In wenig Tagen hatte mich mein ausgeruhtes Miethsroß nach Merseburg getragen. Es erwartete mich hier ein harter Kampf. Mein Vater hegte eine entschiedene Abneigung gegen alles Soldatenwesen, und dazu gesellte sich die Besorgniß, mich auf eine Bahn zu entlassen, wo die Jugend leicht Geld und Gesundheit verschwendet, ohne Erwerbungen für den Geist zu machen. Er erschöpfte sich in Vorstellungen, entlud sich in Vorwürfen, und nachdem er den ganzen Vorrath väterlicher Waffen verbraucht hatte, so hieß es, da er das grobe Geschütz der offenbaren Gewalt nicht aufführen wollte, endlich: „Willst du nicht hören, so wirst du es fühlen." Aber meine ersten Empfindungen darauf waren angenehm, denn er bestimmte mir ein Jahrgeld von hundert Thalern monat-

lich und gab außerdem die Zusage, für die nöthige Equipirung sorgen zu wollen. Solcher Nachsatz verwandelte die Bangigkeit, welche die letzten Worte meines Vaters hätten hervorbringen können, in lauter frohe Hoffnung.

Im Juli verließ ich meinen Vater, doch nicht mit der Ausrüstung eines Muttersöhnchens, das die harten Thaler in allen Taschen klimpern läßt. Genau, wie gegen einen Wechselbrief, wurde mir mein Zuschuß für ein halbes Jahr, sechshundert Thaler, nichts darüber, zugezählt, und damit schnürte ich das Bündel. Mein Weg führte mich über Halle. Ein vierundzwanzigstündiger Aufenthalt hier fraß mir die Hälfte meiner Baarschaft für Tilgung der akademischen Schulden. Also blieben mir höchstens hundert Dukaten zum Antritt und halbjährigen Leben als Gensd'armen-Offizier. Den zweiten Tag nach meiner Ankunft in Berlin trug ich schon die Uniform und ward in dem herrischen Gedränge anderer Fragen, Erscheinungen und Zwecke willenlos mit fortgerissen, so daß ich mich nur allmählig zu einer Art Selbstständigkeit zurückfand.

Allein, ohne Vermittelung und Schutz, reich an Wünschen, arm an Mitteln, sah ich mich bald genöthigt, nach der Hülfe zu greifen, die der damals so angesehene blaue Rock dem jungen Offizier gab. Das erste Diner an meine Cameraden, als ich das erste Mal die Wache bezog, erschöpfte meine Baarschaft, und so mußte ich denn gleich anfangs daran gehen, das Vertrauen aufzurufen, das man gewohnt war dem Militairstande zu gewähren, nämlich ein Borgen und Darlehen gegen Verpfändung künftiger Einkünfte. Dieß anticipative Leben, dieser umgekehrte Geldverkehr, riß mich und meinen Hausstand

schnell in den Strudel der Verwirrung einer gewöhnlichen Offiziers-Wirthschaft und entfernte mich durch Gegenschlag von der geordneten Eingezogenheit überrechnender Kameraden, deren Zahl aber sehr gering war.

Jener Zeitraum des ersten Eintretens in die Welt liegt jetzt vor mir wie in einem Thalgrunde. Ich überschaue von der Höhe, wo ich stehe, die mannigfachen Krümmungen meines damaligen Weges und auch, wie ich meist ruhig, geduldig, es nicht besser wissend, solcher Krümmung folgte, dann aber bisweilen versuchte, mich in die Richte zu bringen, ein Ziel ins Auge fassend. Entsagung und Uebertragung war dabei mir vom Schicksal auferlegt, und ich freue mich darüber, denn dieß hat mich kämpfen und überwinden gelehrt, hat die Muskeln der Seele gestählt, so daß jetzt, beim herannahenden Alter, noch Kräfte da sind, deren das verweichlichte Glückskind gewöhnlich ermangelt.

Ein schweres Uebel, das ich gleich Anfangs zu bekämpfen hatte, war die vorgefaßte, mir ungünstige Meinung meiner Kameraden, denen mein früherer, renomistischer Aufzug den festen Glauben eingeflößt hatte, ich sei ein Schläger, ein Raufer, kurz une mauvaise tête, dem man sich nur behutsam nähern dürfe. Die daraus entstehende Kälte, welche man mir nicht sehr verbarg, mußten mir bald auffallen, wenn ich sah, wie geneigt man andere Männer aufnahm, die zugleich mit mir in's Regiment traten, doch, besserer Empfehlung wegen, alle mir vorangestellt wurden. Darunter waren Pourtales, später Stallmeister der Kaiserin Josephine, und ein Baron Riedesel, der nach einigen Jahren sich zur Welt

hinausschoß. Wer im Kampfe gegen die Einwirkung einer ihm nachtheiligen Meinung steht, wie die meiner Kameraden war, wird sie überwinden können, wenn er sich mit Ausdauer im Besitz eines Guts zeigen kann, dem seine schnöden Beurtheiler selbst nachrennen. Dieses Gut war in meinem Fall äußerer Glanz, und ich griff darnach mit allen den Mitteln, die mir Speculanten, Wucherer, und der ganze Troß eigennütziger Kothseelen geben wollte, so ein Regiment voll junger Prasser umschwärmten. So that ich es denn an Pferden, Equipage und sonstiger Zuthat bald den Reichsten gleich, das Urtheil gestaltete sich mir günstiger, und ich entging der nachhaltigen Wirkung eines ersten unvortheilhaften Eindrucks.

Hätte ich dazumal einen Rückhalt gehabt, sei's durch Verwandtschaft oder auch nur aus Freundschaft für meinen Vater, wodurch mir die Kreise der feinen Gesellschaft geöffnet worden wären, so würde ich, bewahrt vor rohem Zeitvertreib, der spröden und unbiegsam gebliebenen Masse meines Wesens jene Zuthaten von Leichtigkeit und Gewandtheit errungen haben, die mir den Weltton gegeben hätten, den ich mir in der Folge, auch in der Reibung höheren geselligen Umgangs, nie habe ganz zu eigen machen können. Aber dieser Rückhalt fehlte, und vielleicht sind auch meine natürlichen Formen zu kolossal für conventionelle Schranken, von denen manche liliputisch subtil ist. Eine hochgestellte Dame hielt mir einmal um diese Zeit einen Faden hin zum Weltlabyrinth. Das wäre eine Führerin gewesen! Aber meine Wildheit und auch meine große Unbefangenheit unterbrach die Annäherung, indem sie compromittirende Scenen fürchten ließ.

Meine Ariadne ließ den Faden los, und ich trieb vor der Hand den Strom eines gewöhnlichen, lärmvollen Lieutenants-Lebens hinab. Bin ich nicht untergegangen in den Wellen, die gegen mich anschlugen, so hielten mich die wiederkehrende Neigung zu Beschäftigungen des Geistes und bald darauf die ersten Regungen einer jugendlichen Liebe allein empor. Beides wirkte und steigerte mich sogar, so daß selbst bedeutende Männer mich in ihren Umgang aufnahmen. Ich erwähne von ihnen den Major von Schack, damals Rittmeister, von Quast, von Möllendorf, von Zinnow, Major Gualtieri und Friedrich Gentz, der an mir viel Gefallen fand; sie waren mir alle, jeder in seiner Art, Mitgenossen, Freunde, Gönner. Wenn ich an Zinnow einen ruhigen, theilnehmenden Freund hatte, so waren es vorzüglich die beiden letzten, welche zuerst eine frische Regsamkeit an mir wahrnahmen und mich aus dem Kreise der zahlreichen uniformirten Jugend hervorzogen. Ihr Wohlwollen dankbar erkennend suchte ich die Gesellschaft dieser beiden genialen Männer und sah sie fast täglich an der damals auserlesenen Wirthstafel der Frau Dacke zur Stadt Paris. Hier nahm ich in den Nachmittagsstunden Theil an heiteren und belehrenden Gesprächen, wodurch mein Geist aus dem Taumel betäubender Zerstreuungen erweckt und erfrischt wurde. Indeß vertiefte ich mich deshalb noch nicht in Speculationen; ich war noch zu sehr befangen von den Einwirkungen wechselnder Eindrücke, welche mir jede ernstere Ansicht des Lebens verrückten und mich mit leichten Geistesschwingen oder nach Aufwallungen flüchtiger Gefühle über Alles rasch hinwegtrieben. An Gegenständen, letzteres zu berühren, fehlte es bei dem sich

stets erweiternden Kreise meiner Bekanntschaften nicht; Laune und Ungefähr führten sie herbei, Laune und Ungefähr führten sie wieder weg, bis zuletzt ein Freund, bewährter als alle übrigen, sich an mich schloß, um hinfort, wenn auch Jahre, Länder, veränderte Grundsätze uns trennten, mir immer ein leuchtender Punkt zu bleiben, zu dem mich gern die Erinnerung führt, sei es auch nur wegen froh und glücklich verlebter Tage. Es war der Premier-Lieutenant Hans von Alvensleben, auch bei den Gensd'armen und ein ausgezeichneter Offizier dieses Regiments. Von der Natur mit Vorliebe ausgestattet, prangte er in männlicher Schönheit, war ein vortrefflicher Reiter und in allen Waffenkünsten der glänzendste Meister. War ich ihm gleich in dem, was man positiv erlernt, überlegen, so ward er mir dagegen Lehrer in dem richtigen Blick, in der praktischen Anstelligkeit, in der Fertigkeit, das Tägliche zu handhaben, was man gemeiniglich Takt nennt, und worin ihn ein Aufwachsen in allmälig sich erweiternden Verhältnissen früh geübt hatte. Auch als Soldat ward dieser Freund mir ein Muster durch seine Gewandtheit, ritterliche Haltung und strenge Erfüllung militairischer Pflichten. In mir achtete er dagegen das Wissen, das eine frühere Dorferziehung ihm versagt hatte, und diese gegenseitige Anerkennung begründete unsere Freundschaft durch eine treuherzige Achtung, welche aber darum den Ausbruch jugendlichen Frohsinns nicht störte. Durch sein Gewicht vom zuviel abgehalten, überließen wir uns mit den Gefährten dem militärischen Leben der Residenz, lärmenden und üppigen Vereinen, denen das Wachtzimmer zum Ausgangspunkte diente. Von dort sprengten wir zu Zinnow,

der mit Christel Eigensatz*) in Treptow ein sybaritisches Leben führte, oder zu Könemann, der ihm mit einer allerliebsten Freundin in Lichtenberg nachahmte, oder sonst wohin, wo wir lagerten und eigenes oder fremdes Geld verschwenderisch verzehrten. Der bekannte Graf Bohlen war ein lustiger Mitgesell dieser bande joyeuse. Ich bewegte mich täglich in den Kreisen, ohne jedoch dem Spiel und der Liebe dieser Gattung zu verfallen. Mich trieb eine Zuneigung auf andere Wege.

Verbindungen höherer Art waren mir bis jetzt unerreichbar geblieben; die irrenden Blicke standen still beim Theater. Eine junge aufblühende Schauspielerin, Philippine Bessel, fesselte meine Aufmerksamkeit und besaß bald mein ganzes Herz. Ueber ein Jahr lang lag ich in diesen Banden, mich gebärdend und führend wie ein alter Ritter deutschen Ordens, der sein Gelübde nicht übertritt. Die schöne Philippine vermochte den wilden Gensd'armen zu halten und abzuhalten. Es waren Gespräche und Gespräche, Spazierfahrten und Spazierfahrten. Unbewußt dessen, was die Welt um uns trieb, entflohen uns die Stunden wie im Fluge, mochten wir nun stumm in stundenlangem Schweigen beisammen sitzen oder im lebhaftesten Zwiegespräch unsere Gedanken austauschen. Ländliche Partieen oder Einspruch von Hausfreunden unterbrachen dann diese Stubenscenen im kleinen Zimmer auf der Mittelstraße. Buchholz und andere Orte wurden besucht. Ich zahlte den Kaffee, die Früchte, den sü-

*) Vergl. über diese Christel Eigensatz, die auch Gentz Kopf und Herz verrückt hatte, die Auszüge aus dessen Tagebuch in den „Grenzboten" von 1846. Nr. 42.

ßen Wein, den Wagen endlich, und ritt doch nebenbei. Die eitle Mutter freute es, den Offizier sich und der Tochter nachziehen zu sehen; der Vater, ein strenger und barscher Mann, überließ allenfallsige Sorge seiner Frau. Eigen und schneidend in seinem Hause, war er leicht zu handhaben durch Bestellungen und Aufträge, die man ihm gab, und in deren Besorgung er, entfernt von allem Eigennutz, das Glück seines Lebens setzte. In diesem Banne lebte ich, freudvoll und leidvoll, bis die Mutter mit Philippine und den anderen beiden Töchtern, Henriette und Hannchen, der Steinsbergischen Schaubühne in Königsberg zuzog. Ich nahm darauf im Sommer (1802) einen dreimonatlichen Urlaub, um mich bei meinem Vater im Lauchstädter Bade vollends von einer Schußwunde zu heilen, die ich in einem Duell mit dem Lieutenant v. Sclinitzki, auch aus Veranlassung meiner vielgeliebten Philippine, auf dem rechten Schienbein erhalten hatte.

Mit der Trennung schwand auch bald die flüchtige Liebe, eine Blume, die sich unter den Frühlingsstrahlen unserer beiderseitigen Jugend entfaltet hatte. So lange sie blüht, ziert sie durch ihre frischen Farben den Garten und ergötzt das Auge. Doch die schönen Tage des Flors fliegen schnell hinüber; sie entblättert, ohne Frucht für den Winter zu tragen; denn der Boden war zu locker, wo die zarten Fasern ansetzten.

Den Sommer verlebte ich in Lauchstädt und gedenke mit vieler Freude und einiger Beruhigung der Tage, wo ich um meinen Vater sein konnte. Hier war es, wo ich durch kindliche Aufmerksamkeit und Sorgfalt ihm einen Theil der Dankbarkeit abtragen konnte, die ich ihm für seine Sorge und Liebe schuldete. Mit wie Wenigem ist

ein Vater bei solcher Rückzahlung zufrieden, wie hoch wird dabei ein auch nur geringes Wiedergeben angerechnet! Und doch gibt es leider so viele zahlungsunfähige, ja böswillige Schuldner unter den Kindern! — Dazumal hätte mich ein offenstehender, häuslicher Winkel aus dem Getümmel der Welt leicht in sich verlocken können. Noch hatte ich aus dem berauschenden Becher der höheren Weltlust nicht getrunken, mich des Lebens mit den Vordern einer großen menschlichen Gemeinschaft, des Stehens in den Vorderreihen des Welttreffens nicht erfreut, den ergreifenden und entzückenden Most, der auf solchen Höhen gewonnen wird, nicht gekostet. Mich hatte zwar der Syrenengesang gemeiner und gewöhnlicher Freuden der Hauptstadt nicht ungereizt und nicht unvergnügt gelassen, aber ihn überschrie und übertäubte oft üble Laune und Mißmuth über Geldmangel und unterordnende Verhältnisse, oder er wurde mir widerwärtig durch die gellenden Mißtöne, die ihm entfuhren. Ich hätte gern das ganze Teufelsconcert für das einfache Wiegenlied einer vortheilhaften Heirath gegeben, alle die prächtigen Stadtfreuden und Dienstaussichten für die schlichte Unabhängigkeit eines ländlichen Besitzthums. Wohl mir indeß, daß sich kein solcher Winkel fand. Das Schicksal meinte es nicht so übel, daß es mir nicht gestattete, von der Reiterbahn, auf der ich trabte, in einen Fußweg abzusteigen. Bald würden Ueberdruß und Widerwillen gegen die Beschränktheit in der ungebändigten Brust erwacht sein.

Im Anfang des Monats August verließ ich meinen Vater, das Gemüth voll kindlicher, ihm ergebener Gesinnung, den Beutel leer an Geld, denn zu besonderen

Zahlungen verstand sich mein Vater nicht, vielleicht durch meine eigene Schuld, indem ich kein Herz fassen konnte, ihm zu entdecken, daß ich unter der Last einiger Tausend Thaler Schulden keuche, die meine ungeübten Schultern damals entsetzlich drückten. Ich hoffte von einer anderen Seite mir einen Zuschub zu erwerben und richtete meinen Rückweg durch die Lausitz, über Culm, wo meine Cousine, die geborene Damnitz, mit einem durch Umstände und Vormünder ihr aufgedrungenen Manne, einem Herrn von Oertzen, in einer ziemlich kaltsinnigen Ehe lebte. Ich glaubte wegen des durch sie veranlaßten Verlustes der reichen Erbschaft Ansprüche auf ihre Unterstützung zu haben und irrte mich auch nicht in dem guten Willen des braven, rechtlichen Oertzen, sowie in ihrer Willfährigkeit, denn ich erhielt durch ihre Verbürgung einige Tausend Thaler geliehen, freilich nicht ohne bedeutenden Zins und schmerzlichen Abzug. Dieses Geld rann mir dann in Berlin binnen weniger Wochen für Pferde und anderes Zeug durch die Finger, ohne daß es mir gelungen wäre, gegen den überfluthenden Strom meiner alten Schulden einen Damm aufzuführen.

In der Hauptstadt nahm ich meine alten Gewohnheiten wieder auf, doch auch die alten Sorgen legten sich wieder auf meine Schultern; denn die unüberlegten Ausgaben eines leichtsinnig lebenden Gensd'armerie-Offiziers überstiegen jeden Zuschuß. Zwar hatte einst, Anderer nicht zu gedenken, mein Vater durch eine außerordentliche Geldsendung über Leipzig Schulden für mich getilgt und der Minister Carlowitz viertausend Thaler mir auszahlen lassen, die aus einer Verzichtleistung meiner Mutter auf ein Capital flossen, das erst nach ihrem Tode

mir zufallen sollte, aber alle solche Aushülfe reichte nicht. Meine Schulden nahmen zu wie hinabrennende Schneebälle, da ich meist gezwungen war, die Nothhülfe beschnittener und unbeschnittener Helfershelfer anzusprechen. Allein je gewaltiger der Druck von außen, desto kräftiger der Gegendruck von innen, und mein erwachender Scharfsinn war in steter Regsamkeit und unerschöpflich in Entwürfen und Plänen, um den täglich sich mehrenden Ausgaben für Pferde, Wagen, Kleidung, Rüstungsstücke, ausgesuchtes Zimmergeräth, für Feste, Gastmähler, Landpartieen, und wie die modischen Bedürfnisse sonst heißen, neue Geldquellen zu eröffnen.

Wie viel Zeit und traurige Erfahrungen kostet es, ehe man, im Verkehr mit jenen spekulirenden Leuten, die von dem Strome fremder Wohlhabenheit reiche Abflüsse in das eigene Bett des steigenden Besitzes ableiten wollen, sich eine gewisse Lebensdiplomatik abzieht, auf welche man jedoch nicht zu viel bauen darf; denn sie hat den Fehler, da, wo Geradheit und Einfachheit am weitesten führt, zu klug und vorsichtig machen zu wollen; und so hat sie auch mich durch weise Vorberechnungen öfters mein Ziel verfehlen lassen. Wie lange sollte ich noch herumgeworfen werden, ehe ich diese große Wahrheit erkannte! Es geschah nur nach und nach, auf dem Rückwege von Irrthümern und mancherlei Widerwärtigkeiten, die mir im Wege lagen und über die ich alle gestolpert.

Mich immer mehr in Schulden verstrickend, jubelte ich fort mit meinen Kameraden, allen höheren Umgang in der Berliner Welt vernachlässigend, bis auf den bequemen im Casino, in das sich die Diplomaten und die

Gensd'armerie-Lieutenants theilten und wo ich meine freie Sprache führte. Erschien ich bei Hofe oder bei gewissen Festen in reichen Häusern, so hatte ich dabei meine eigene Weise, wie ich es mit Herren und Damen trieb, und wurde dadurch allgemein bekannt. Nicht weniger Ruf gab mir manch' wilder Schwank mit Juden und Christen, und mein ungestümes Jagen und Rennen auf Pferden, die mich gegen Häuser und Brücken warfen. Zwischen solchem Saus und Braus gewann ich jedoch auch manche Stunde zu militärischen Studien mit dem damaligen Artillerie-Lieutenant Streit. Es war der Winter von 1802|3, in dem ich recht fleißig war, so daß ich mich an Tempelhof's siebenjährigem Kriege und einigen anderen militärischen Handbüchern, sowie durch Versuche in topographischen Zeichnungen zu einem kleinen Feldherrn glaubte heranstudirt zu haben, ohne indeß dadurch meinen Kameraden zu mißfallen, denen die Bahn geistiger Anstrengung zu mühsam war, und die daher lieber auf dem gewohnten Wege des Glanzes und der Pracht fortstürmten, der ihnen damals eine eben so sichere Gewähr raschen Fortkommens gab.

Von einem lebensgefährlichen Sturz mit einem ungestümen Pferde genesend, machte ich im Spätherbste 1803 eine Bekanntschaft, die von einem nachhaltigen Einfluß auf mein Leben gewesen ist. Ehe ich sie nenne, will ich des unglücklichen Sturzes näher erwähnen, indem er eine Zeitlang das militärische Gespräch von Berlin war. Ein gewaltig großes Pferd, das ich eben ritt, war, gegen die Sporen drängend, die hohen Vorstiegen an einem Hause mit mir hinangesprungen. Ich brachte es hinab, aber das Thier wurde immer widerspänstiger. Eben wollte es

in einen Haufen Glas und Scherben springen, worin es sich die Sehnen zerschnitten hätte; ich hielt es daher im Sprung zurück und schlug ihm zugleich die Sporen in die Seiten, um es weiter auf das Straßenpflaster vorspringen zu lassen. Es folgten zwei, drei Lançaden, die ich nicht aufhalten konnte, und das Pferd war mitten in den Fischdünen auf der Ecke vor der Anatomie. Ein Heer von Fischweibern, die ihre Fische in den Dünen feil hatten, stoben mit Zetergeschrei wie Krähen auseinander, ich aber lag mit den Fischen im Wasser, den Fuß im Bügel. Das Pferd, bald aufspringend, bald niederfallend auf dem glatten Boden der Fässer, suchte sich durch Schläge nach mir frei zu machen. Gedeckt durch den Rand eines Fasses, hielt ich mich an dasselbe so fest geklammert, daß der Bügel riß und das Pferd, befreit, davon sprang. Wer herumstand, dachte, ich sei todtgeschlagen, ich selbst glaubte meine Rippen zerschmettert und ließ mich, halb betäubt, von dem herzueilenden Lieutenant Riedesel nach meiner nicht entlegenen Wohnung tragen. Ein Aderlaß und die Sorgfalt des trefflichen Regiments-Feldscheerers Christiani brachten mich jedoch nach zwei Wochen wieder auf die Füße.

Ich ging freilich noch schwach, aber das Schwankende und Langsame meines Gangs begünstigten die Anknüpfung und Fortbildung der Bekanntschaft, deren ich oben erwähnte. Es war Demoiselle Caroline D., die ich, ein Genesender, unter den Linden mich ergehend, in der Wohnung ihrer Mutter, an einem Fenster des ersten Stockes sitzend, arbeiten sah. Die verhängnißvolle Bekanntschaft begann, wie oft, von der Straße durch's Fenster. Darauf folgte der Eintritt in's Haus, ein

Verhältniß, ein Band. Caroline war die einzige Tochter des Justizraths D., der vor Kurzem mit dem Ruf eines gescheidten und arbeitsamen Mannes gestorben war und ein ansehnliches Vermögen hinterlassen hatte. Die Wittwe lebte davon auf einem anständigen, ja vornehmen Fuß und that es den beßten Häusern in Berlin zweiter Ordnung gleich. In die Zahl ihrer Bekannten aufgenommen, trat ich bald in das Verhältniß eines vertrauten Freundes des Hauses, welchem, nach verschiedenem Streit, alle Mitbewerber um das eben erst siebzehnjährige, reizende und geistvolle Mädchen weichen mußten. Mich bannten in diese Kreise Liebelei und Liebe, ein Sichgehenlassen und Berechnung. Caroline war ihrem Wesen nach kalt und überlegend, mehr nachdenkend als empfindend; dazu noch von der Mutter überwacht und berathen, ist sie gewiß, schon in den ersten Wochen ihrer Bekanntschaft mit einem Offizier, darauf bedacht gewesen, diese zu einem festen Verhältniß auszubilden. Solche Berechnung, gemischt mit wachsendem Antheil an allen meinen Verhältnissen, bewog sicherlich auch die Mutter, mich, ein Jahr nachdem ich sie kennen gelernt, den verderblichen Händen der Wucherer zu entreißen, indem mit einem Theil des baaren Vermögens der Tochter, die in ihrem achtzehnten Jahr freie Hand darüber erhielt, alle meine Schulden, im Belauf von 12000 Thalern, bezahlt wurden. Die Verbindlichkeit, die daraus für mich erwuchs, hat mich Vaterland und Verhältnisse gekostet. Doch hievon nachher.

Der Umgang mit dem D.'schen Hause gab mir mehr Ruhe und beschäftigte mich einen großen Theil des Tages durch den stillen Reiz der Unterhaltung in einem

häuslichen Kreise, einer Unterhaltung, die durch Spaziergänge, kleine Gesellschaften, Besuch des Theaters oder der Concerte eines erheiternden Wechsels nicht ermangelte. Jedoch empfand ich schon damals eine entschiedene Abneigung, mich vor der Welt mit Frauen, wer sie auch seien, zu zeigen. Es kömmt mir immer vor, als stelle man sich zur Schau und verliere alle Freiheit der eigenen Bewegung.

Die Betrachtungen, welche ich jetzt bei ruhiger Ueberlegung über mich selbst zu machen anfing, zeigten mir das Mißverhältniß meiner Lage zu den Aussichten der Zukunft. Im vierundzwanzigsten Jahre war ich der jüngste Lieutenant im Schweife von Unbärtigen, die mir alle Hoffnung zum Avancement durch Anciennetät benahmen. Es war daher durchaus nöthig, mich aus diesen Regimentsverhältnissen herauszuarbeiten, entweder indem ich den Dienst ganz verließ, oder indem ich denselben in anderen Richtungen fortsetzte. Gegen den Abschied hatte ich eine entschiedene Abneigung, denn ich würde aus einem Stand getreten sein, dem alle Wünsche meiner Seele, alle Gewöhnungen des Lebens angehörten. Dazu hätte ich mich an eine väterliche Entscheidung wenden müssen, die jetzt um so schwieriger günstig zu erwarten war, da mir zur Erlangung eines bürgerlichen Amts die Vorbereitung fehlte, und ich andererseits schlecht in die Bewirthschaftung eines Landbesitzes paßte. Es widerte mich auch solch' Schlafrocksleben an, wie ich es damals nannte. **Nunquam retrorsum!** wußte ich noch von der Schule und las den Spruch auch zur Genüge auf den Lüneburger Goldstücken mit dem flüchtigen Roß, welche die Juden den Offizieren bei jedem Commerz

(Kunstausdruck für Anleihe) statt des guten Geldes hochverzinslich zuschoben. Diese Roßgoldstücke mit ihrem Spruch und Werth haben mein Lebensroß in die Welt hineingejagt. Es setzt noch über Stock und Block und wird wohl nie an eine feste Krippe angebunden stehen.

Neigung und Ueberlegung hielten mich demnach im Dienst zurück, und um bessere Aussichten darin zu erreichen, schloß ich mich, jedoch nur von ferne, an das wissenschaftliche Streben in dem damaligen preußischen Heere an. Der Artillerielieutenant Streit, Lehrer bei der Artillerieschule (jetzt todt) wurde mein Führer in den militärischen Wissenschaften, und außerdem erbat ich mir noch die Erlaubniß von dem Obersten Scharnhorst, einige seiner Vorlesungen über Gegenstände praktischer Kriegskunde besuchen zu dürfen. Diese Vorlesungen wurden mit vielen anderen des Winters für die aus allen Regimentern nach Berlin geschickten Offiziere gehalten, zum Zweck vorläufiger Bildung für den Generalstab, welcher auch bald nachher eine bedeutende Vermehrung erhielt. Meine Absicht war nicht, mich ganz dieser Zahl anzuschließen, sondern blos den Krieg bis auf den erwünschten Fall eigener Uebung wenigstens theoretisch kennen zu lernen. Was ich daher trieb, leistete ich ganz nach freiem Willen in Erwartung eines günstigen Augenblicks, mein Wissen nützlich an den Mann zu bringen.

Ohne meine militärischen Studien gerade planmäßig angelegt und verfolgt zu haben, gewann ich doch durch meine Mühen eine geordnetere Ausbildung und mehr Zuverlässigkeit des Benehmens. Gleichzeitig und im Zusammenhange damit erweiterte sich mein geselliger Gesichtskreis, ich beachtete die Welt, die außerhalb des

wüsten, militärischen Weichbilds liegt, und suchte mir Wege in die höhere Gesellschaft zu bahnen. Ein Anfang dazu war, daß ich mich an dem Hofe des Prinzen Ferdinand vorstellen ließ.

Dieser Hof glich allen denen, die man in den Hauptstädten neben dem des regierenden Fürsten findet. Es sind Haushaltungen, die man nach Herkommen Hof nennt, ohne daß sie über die große Gesellschaft der Hauptstadt durch Pracht und Etikette besonders hinausgehen. Doch gerade diese Annäherung an die anderen höheren Kreise, verbunden mit der offenen Leutseligkeit eines fürstlichen Haushalts, erleichtert den Zutritt und gewährt dann denen, die sich hier haben vorstellen lassen, von der Höhe hinab einen leichtern Eingang in die Kreise des hohen Adels, welche von unten empor schwerer zu erreichen sind.

Indem ich mich nun an die höhere Gesellschaft Berlins mehr anzuschließen suchte, berührte ich nach und nach die ersten Häuser der Hauptstadt, wo ich mich auf Bällen und bei mancherlei anderen Gelegenheiten in der vornehmen Welt bewegte. Schon vielen bekannt von der Straße her durch Gestalt, Pferde, wilde Streiche und alle modischen Eigenschaften eines Gensd'armen-Offiziers, durch Aufwand, der mich für reich gelten ließ, und durch keckes Auftreten gegen jede Ordnung, die nicht die militärische war, wurde ich durch den Gesammtgehalt solcher Eindrücke in die Möglichkeit versetzt, in der Welt einen Standpunkt einzunehmen, auf den ich durch ursprüngliche Verbindungen und vornehmen Rückhalt keinen Anspruch machen konnte. Abgelenkt aber, wie ich zugleich von diesen Kreisen wurde, durch ein immer mehr bindendes Verhältniß zu einem Mädchen, das zu einer andern Ordnung der

Gesellschaft gehörte, gerieth ich, ohne Folge in meinen Gedanken und doch vorlaut in Rede und Aeußerung, oft in einen gefährlichen Widerspruch mit den feststehenden Meinungen und Ansichten der Kreise, darin ich den Eingang suchte. Mich, wie die Jugend es nun einmal pflegt, mit den Damen beschäftigend, wurde ich ein Verfolger, eine Zuchtruthe derselben, sei es in offenem Kriege oder in kleinen, oft gegenseitig sehr bitteren Neckereien. Aber durch meine giftigen Bemerkungen und beißenden Ausfälle schadete ich mir bei vielen; hatte ich auch einmal die Lacher auf meiner Seite, so verfeindete ich mir dadurch alle Tanten und Basen, die mir den leidigen Ruf einer freien, bösen Zunge aufhefteten, einen Ruf, der mir in jener Zeit ängstlicher Rücksichtlichkeit um so mehr schadete, als Andere sich hinter meiner schwer gebüßten Autorität versteckten, wenn Verweise und Ermahnungen hereinbrachen.

Solches Rennen nach anderweitigen Zielen entfremdete mich indeß meinen Dienstgefährten und ihren Vergnügungen nicht. Ich fehlte nie, wenn es einen Jubel in der Wachtstube gab. Dort versammelten sich täglich die Subaltern-Offiziere bei dem wachthabenden Gefährten, häufig zu einem üppigen Mittagsmahl, mehrentheils aber zu einem fröhlichen Abendimbiß, bei dem, mochte er einfach oder ausgesucht sein, die Zahl der Gäste sich gleichblieb. Solches Zusammenleben erhielt beim Offiziercorps Eintracht und Gemeinsinn. Das Getöse der Schüsseln, das Klirren der Gläser zog zu den Gelagen auch solche Gäste, die nicht zum Regiment gehörten. Manche wurden dabei unausbleibliche Erscheinungen. Zu diesen gehörte ein alter Franzose und ausgedienter Tanz-

meister, Namens Lemang, der in seiner philosophischen Ruhe und Ergebung uns als komische Person diente. Es kamen Juden und Christen, und ein Ehrenmitglied war Vater Bessel. Nicht selten fanden sich sogar angesehene Männer in dem Wachtzimmer ein, um einen muntern Abend zu verbringen. Hier erhielt denn auch manche Unbändigkeit ihre Entstehung, die sich in die friedliche Stadt hinausbewegte, wobei vorzüglich mir viel zur Last gelegt wurde, was ich eigentlich nicht, oder nicht mehr als ein Anderer zu verantworten hatte. Alle solche Umstände mit dem oben bereits Berührten begründeten ein Urtheil über mich, das besser zu wünschen gewesen wäre. Es wurde selbst vom Könige getheilt, der in mir den Hauptanstifter der wilden Zügellosigkeit im Leben der jungen Offiziere erkennen wollte, einer Zügellosigkeit, die nur zu lästig erschien.

Wenn ich den Abend nicht als Wirth, Gast oder Arrestant auf der Hauptwache zubrachte und mich sonst keine Gesellschaft abhielt, so versaß ich wohl einige Stunden, nach dem fleißig besuchten Schauspiel, bei einem Restaurateur, Treiber, wo sich ein Kreis von Schöngeistern und Literaten bei Wein und Punsch versammelte. Das „herrlich Schöne", das „witzelnd Gefühlvolle" und das „sentimental Erhabene" ward hier von Schlegelianern, Kantianern, Schellingianern und all' den Rittern und Schildknappen der neuern Schule construirt und beraisonnirt. Mein italienischer Salat, in demselben Zimmer verzehrt, gab mir einen Sitz in der gelehrten Berathung, und ich erinnere mich, daß ich manchmal bis nach Mitternacht zwischen den hohen Geistern mit Phrasen und Possen herumgepoltert bin, zwar nur als Profaner, aber um desto lauter.

So nahm mein lebhafter Geist vielfachen Aufflug in verschiedenen und leider auch unzusammenhängenden Weisen. Die äußere Regsamkeit, die mit dieser innern Lebendigkeit verbunden war, veranlaßte, daß mich mancher Beurtheiler zu den Tollen zählte, und zog mir von dem korporalstrengen Obersten Reizenstein, Commandeur des Regiments, manche Unannehmlichkeiten zu. Besser ging's mit dem Chef, dem General Elsner; er gab 'nur zu lachen, mochte er streng oder gnädig sein, gleich Narr und Tölpel in Allem, was er sagte oder that. Indessen dergleichen kleine Verdrießlichkeiten fochten mich nicht an, wie denn der Mensch leicht etwas trägt, was er in Gemeinschaft mit vielen anderen trägt. Ein solcher Fall tritt namentlich bei jungen Offizieren ein, die recht eigentlich die aufgelegten Lasten gemeinschaftlich tragen; und wird auch wohl einem von ihnen für eine Einzelnheit sein besonderes Kreuz aufgelegt, so finden sich unter den übrigen gleich hinlänglich Freunde, die das Kreuz mit tragen und schieben helfen. Dergleichen Freunde fehlten mir nie.

Auch Gönner gewann ich mir um diese Zeit. Dazu gehörte Major Hünerbein (später Generalgouverneur in Schlesien), Flügeladjutant des Königs. Damals wohnte er in Potsdam in einem eigenen Hause, dem Sammelplatz der jungen, eleganten Offizierswelt, die seiner Frau, einer geborenen v. Knobelsdorf und berühmten, etwas kolossalen Schönheit, ihre Huldigungen darbrachten. Des Hausherrn allzeit fertiger Witz erging sich gern und nur zu oft über die mannigfaltigen Vorfälle und Begebenheiten der Potsdamer Wachtparade, und die unvorsichtigen Bemerkungen, deren er sich dabei nicht erwehrte,

zogen ihm mancherlei Feindschaft zu, die zuletzt eine Kälte des Königs gegen ihn veranlaßte. Für mich hatte dieß sarkastische Wesen Hünerbein's viel Anziehendes. Es war übrigens dasselbe nicht seine einzige Auszeichnung, nein, wohlwollend und edel, dabei gerade heraus und heftig, wie er war, vereinte er, neben dem geistigen Reichthum, Eigenschaften in sich, die ihn unter den vielen zur Zeit hochgestellten und immer noch höher steigenden Männern voll pedantischer Abgemessenheit, plumpen Dünkels und eitler Kamaschentüchtigkeit, zu einer wahrhaft anziehenden Erscheinung machten.

Nach der Parade ritt ich oft mit Alvensleben nach Potsdam, um Hühnerbein in seiner Villa bei Sanssouci zu besuchen. In hellen Tagen pflegten wir dann wohl, nach dem Thee, im Gespräch die breiten Terrassen zu dem Pavillon hinanzusteigen, von wo der große Friederich seine Blitze schleuderte, und wo er zugleich so einfach war, ein lebendiges Bild der wahren Größe. Des Nachts ritten wir, Alvensleben und ich, zurück nach Berlin und kürzten uns den Weg durch bald scherzhafte, bald ernste Glossen zu einem witzigen Thema Hünerbein's. Scherz und Ernst liegen nah beisammen in der menschlichen Brust.

Mit dieser mannigfach gestalteten Lebensweise füllte ich einen Sommer und einen Winter aus, und wie der nächste Sommer (1805) wieder kam, bezog ich den Gesundbrunnen bei Berlin, um mich ganz ungestört militärischen Studien hinzugeben, denen ich dann auf einer kleinen Reise, durch die Beschauung militärisch merkwürdiger Orte und Landschaften, eine thatsächliche Begründung geben wollte.

Dritter Abschnitt.

Adjutanten-Verhältniß, Feldleben.

— — — — — — — — — — — *)

Im Hause des Prinzen Louis kamen viele ausgezeichnete Männer zusammen, als Gentz, Johannes v. Müller und viele andere theils heitere, theils kluge Gesellen, die zu verständiger und muthwilliger Bewegung hier gleich freien Raum hatten. Unter ihnen sah man vortretend den General Schmettau (nach der Schlacht bei Auerstädt an seinen Wunden gestorben), gegen den der Prinz aus Gewöhnung und Wahl ein besonderes Vertrauen hegte.

Wie in einen Zauberkreis trat ich unter alle diese Männer und brachte nichts mit als treue Ergebenheit

*) Hier fehlen in der Handschrift einige Blätter, und eine Randbemerkung auf dem nächststehenden besagt, daß die Lücke die Beschreibung einer Reise enthielt, die Nostitz mit dem Lieutenant Streit nach Schlesien machte, um das dortige Kriegstheater zu studiren. Von da zurückgekehrt fand Nostitz die preußische Armee, in Folge des Besuchs des Kaisers Alexander in Berlin, plötzlich auf den Kriegsfuß gesetzt und ward [vom Prinzen Friedrich Ludwig, gewöhnlich Louis Ferdinand genannt, zum Adjutanten gewählt. Daran schließt sich die in diesem Abschnitt beginnende Erzählung an.

und stilles Anschauen. So vergingen die ersten Tage in steter Erwartung der politischen Entscheidung Preußens, wobei die nächste Bestimmung des Prinzen bald gegen die Schweden, bald gegen die Franzosen anzunehmen war.

Eines Tages kamen zum Abendessen mehr Gäste als gewöhnlich, und es herrschte eine frohe Stimmung unter uns in Folge ernster und fester Maßregeln, welche das preußische Kabinet in der damaligen Krisis auf Augenblicke zu nehmen schien. Der Prinz knüpfte heitere Erwartungen an das erwünschte Auftreten auf einem Kriegsschauplatze an, wohin ihn schon lange der Drang nach Thaten von jeder Freude weggemahnt hatte. Der Fürst Radziwill, Schwager des Prinzen, saß neben ihm und stieß auf ein glückliches Unternehmen an.

„Wir wollen uns mit Ehren betragen", sagte der Prinz, „der Erfolg ist aber nicht leicht; darum muß Alles dran und Einer für den Andern stehen." Hierauf wandte er sich zu mir: „Nun, Nostitz, ich hoffe eine gute Wahl an Ihnen gemacht zu haben, Sie werden mir ein Kriegsgefährte sein, auf den ich in allen Fällen zählen kann."

Gerührt durch das Vertrauen meines fürstlichen Kriegsherrn, trat ich zu ihm, er aber küßte mich mit Herzlichkeit, und ohne zu sprechen, die Thränen in den Augen, schlossen wir einen Bund, der mich dem Prinzen auf Leben und Tod unterthänig machte.

In jener Zeit gespannter Aufmerksamkeit, wo das Publikum in jedem Vorfall besondere Beziehungen suchte, wurde am andern Tage diese Abendgesellschaft vielfach besprochen. Man sah in mir von da an den Schildknappen des ritterlichen Herrn, und die Familie dessel-

ben schätzte mich zum voraus wegen des Vorsatzes treuer Anhänglichkeit. Als später von niedrigen Feinden und schlechten Freunden dem Prinzen viele Schmähungen in sein Grab nachgeworfen wurden, hat man dieses Abendessens als eines Bacchanals gedacht, wo ich unter Schwelgen und Saufen die erste Weihe empfangen.

In Erwartung der weitern Entwickelung der Zeitläufe verließ der Prinz für einige Zeit die Hauptstadt, um in Schrike, einem Gute an der Elbe unweit Magdeburg, sich mit der Jagd zu belustigen. Diese betrieb er nicht, wie manche große Herren, als eine vornehme Beschäftigung, als eine fürstliche Reservatfreude, sondern mit freiem Behagen, wie eine heitere Anstrengung, wobei an Geschicklichkeit im Rennen, Reiten und allen andern dazu gehörigen Fertigkeiten, es ihm der Geübteste und Stärkste nicht vorthat. Zudem war der Prinz ein vortrefflicher Schütze und liebte das freie Handwerk der Jägerei so sehr, daß alle Diener seines Hauswesens aus dem Jägerstande gewählt waren. Ein Leibjäger, Ordorf, war vor Allen am längsten bei ihm. Das kleine Gut Schrike entsprach ganz der Bestimmung eines Jagdschlosses. Ringsherum die großen Magdeburger Wälder, in denen der König dem Prinzen freies Jagen gestattet hatte; ein hölzernes, wohleingerichtetes Wohnhaus und die nöthigen Gebäude für Pferde, Hunde u. s. w. In diesem Sommer wurde der erste Versuch mit der Parforcejagd gemacht, wozu alle benachbarten Fürsten dem Prinzen Hunde geschickt hatten, selbst der (damalige) Churfürst von Sachsen, dessen ernste Abgemessenheit an dem desultorischen Wesen des Prinzen, wie an einem Gegensatze, Gefallen zu finden schien. Ja, als wir

nachher mit dem Heere durch Dresden zogen, gewann der Prinz solch einen Gönner an dem Churfürsten, daß bei mehren Besuchen, vorzüglich in Pillnitz, seine scherzende Leichtigkeit die kalte Förmlichkeit brach, inmitten welcher diese fürstliche Familie, in Etiquette eingehüllt, sich bewegte. Der Prinz seinerseits verehrte den Churfürsten sehr, ohne darum sich besondern Zwang aufzulegen, wie er denn einige Mal über eine Stunde zur Tafel sich verspätete, zur großen Verwirrung harrender Kammerherren.

Wir verbrachten in Schrike sehr frohe Zeit. Um 10 Uhr des Morgens weckte uns Hundegebell zur Jagd. Nach kurzem Frühstück zogen wir aus, begleitet von Jägern und Jagdliebhabern. Wir lancirten Säue oder jagten sie par force, denn auf den Hirsch wurde dieß Jahr noch nicht angelegt. Um 5 Uhr zurück und um 6 Uhr Tafel. Hier erwarteten uns Frauen und die Gesellschaft munterer Männer, welche während wir auf der Jagd waren, sich versammelt hatten. Ausgewählte Speisen und guter Wein, besonders Champagner, den der Prinz vorzüglich liebte, stillten Hunger und Durst, doch das Mahl, in antikem Styl gefeiert, wurde durch Musik und den Wechsel heiterer Erholung weit über das gewöhnliche Maß verlängert. Neben dem Prinzen stand ein Piano. Eine Wendung, und er fiel in die Unterhaltung mit Tonaccorden ein, die dann Dussek auf einem andern Instrument weiter fortführte. So entstand oft zwischen Beiden ein musikalischer Wettkampf, ein musikalisches Gespräch konnte man es nennen, das alle durch Worte angeregte Empfindungen der Seele in bezaubernden Tönen lebhafter fortklingen ließ.

Unterdessen wechselten Getränke und Aufsätze, auf der Tafel zur freien Wahl hingestellt. Wer nicht aß und trank, warf mit Karten und Würfeln, oder führte ein Gespräch mit dem Nachbar. Die Frauen auf dem Sopha, in antiker Freiheit gelagert, scherzten, entzückten, rissen hin und verliehen dem Symposion jene Zartheit und Weichheit, die einer Gesellschaft von Männern unter sich durch ihre Härte und Einseitigkeit abgeht. Die Stunden verflogen uns an solchen Abenden und die Nächte hindurch ungemessen, und es geschah wohl, daß wir uns erst des Morgens um fünf, sechs, sieben, auch wohl um acht Uhr trennten, Viele von demselben Stuhle aufstehend, auf den sie sich den Abend vorher niedergesetzt.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Magdeburg, dem eigentlichen Sitze des Prinzen, indem er dort sein Regiment hatte und Dompropst (des ehemaligen erzbischöflichen Capitels) war, gingen wir nach Wettin, dem geschichtlich merkwürdigen Schlosse, an alte gewaltige Grafen und spätere ritterliche Besitzer erinnernd. Eng und unbequem zwischen den dicken Mauern alter Thürme und Castelle wohnend, verbrachten wir auch hier die Zeit mit Feldjagden, welche die berühmtesten in dieser Gegend waren. Der Prinz hing an heftiger Leibesübung, besonders wenn sie mit schneller Entschlossenheit wie mit Geistesblitzen verbunden werden mußte; das Beschwerlichste hierin war ihm während seines Landlebens auch das Liebste. So reiste er auch am liebsten zu Pferde, mit vorgesandtem, bereitstehendem Wechsel. Auf solchen oft unglaublich schnellen Ritten war ich sein beständiger Begleiter.

Bei unserer Rückkunft nach Berlin fanden wir die Mobilmachung der Armee weit vorgeschritten, und die Regimenter traten nach und nach den Marsch nach der Elbe an, während an der Donau die großen Begebenheiten sich schon entwickelten, welche bald darauf die Zeitungen mit einer traurigen Reihe von Niederlagen füllen sollten.

Um den bösen Eindruck durch wahre Darstellung zu mildern, traf der österreichische General Creneville mit dem Major Latour (jetzt General) von der Armee in Berlin ein und suchte sogleich den Prinzen Louis auf. Ich war zugegen, als die letzten Vorfälle an der obern Donau zwischen Mack und Napoleon von diesen Offizieren entwickelt wurden, und erhielt vom Prinzen den Befehl, die Erzählung niederzuschreiben. Es war die erste militärische Aufgabe, welche ich löste, und die, wegen der bewegenden Wichtigkeit der Ereignisse, einigen Beifall fand.

Wenn nun der Prinz und Alle, welche die Nothwendigkeit zu handeln einsahen, wenn sie zu einem festen Entschluß und zu rascher Ausführung treiben mochten, so gab es, vorzüglich um den König, Andere, welche nach einer entgegengesetzten Meinung sich durch Nichtsthun und Zuschauen durchzuschleppen hofften. Dazu gehörte Graf Haugwitz, welcher am Ende den wichtigen Auftrag der Entsendung ins französische Hauptquartier davontrug. Beim Abschied fragte er den Prinzen hämisch triumphirend: „Haben Ew. Königliche Hoheit keine Befehle für mich nach Wien?“ Mit Würde antwortete der Prinz: „Herr Graf, hätte ich Befehle zu geben, Sie würden sie nicht überbringen.“

Die plumpe Frage und die bissige Antwort finden ihre Beziehung in der besondern Vorliebe, welche Prinz Louis vor einem Jahre von einer Reise nach Wien und Oesterreich für diesen Staat mitgebracht hatte. Der erste preußische Prinz, der als Freund die österreichischen Grenzen betrat, war er mit einer Art von Enthusiasmus aufgenommen worden, in dem sich der Wunsch einer aufrichtigen Verbindung mit Preußen und zugleich die Verehrung aussprachen, welche man für den hohen Reisenden mit der edeln und treuherzigen Wahrheit des österreichischen Charakters hegte. Noch jetzt steht unter den redlichen Oesterreichern das Andenken an den Prinzen Louis in hoher Achtung.

Was er unterwegs von Truppen gesehen, hatte ihm das Vertrauen eingeflößt, welches jede Zusammenstellung kräftiger Männer gibt, eine Kunst, die den Oesterreichern ganz besonders eigen ist und sie zu jeder Zeit des Sieges würdig gemacht hat. Nach Allem, was der Prinz gesehen, glaubte er die festesten Hoffnungen an die Thatkraft der Oesterreicher knüpfen zu können, und wurde deshalb, als er nach Berlin zurückgekommen, ihr lauter Lobredner. Es fehlte nicht an Widerspruch, der, durch Vorurtheil stark, sich auf alte Geschichten berief und auf Unkunde des eigentlichen Zeitverhältnisses fußte. Als darauf der Erfolg gegen Oesterreich zeugte, glaubten jene überklugen Sprecher in ihrer Beschränktheit Recht gehabt zu haben, ohne zu wissen, worauf es angekommen, ohne zu ahnen, daß die reine Ueberzeugung von der physischen Vollkommenheit einer Armee noch nicht die Gewährleistung des Sieges ist, so wenig als die günstige Meinung, die man von einer siegenden Armee haben

kann, die Gewährleistung ihrer physischen Vollkommenheit ist. Jedes Instrument bedarf des Meisters, und besonders das militärische des geschickten Feldherrn, sonst gleicht die Armee dem guten Rosse, das unter dem schlechten Reiter durch unnütze Anwendung seiner Kräfte zur Mähre wird.

In dem Maße, wie Prinz Louis den Oesterreichern zugethan war, zeigte er Abneigung gegen die Franzosen, weil ihre Herrschsucht das deutsche Volk untergrub und ihre eiteln Waffen jeden fremden Kriegsruhm zu tödten suchten, von dem das Kraftgefühl des Prinzen einen gebührenden Antheil mit Ungeduld forderte. Früher war seine Abneigung gegen die Franzosen nicht so ausgesprochen gewesen, damals nämlich, als sie das trugvolle Prachtstück ihrer Revolution aufstellten. Der Beifall, den die eiteln Schaubilder fanden, war auf den Prinzen nicht ohne Wirkung geblieben, und er pflegte wohl die französischen Doctrinen, abstract wie es häufig geschah, zu entwickeln und Manches preisend darzustellen. Wer in solchen Fällen Hohlköpfe oder Gleißner zu Zuhörern hat, gibt seine Reden falschen Auslegungen preis. Dergleichen Auslegungen fehlten nicht, und zu scheinbarer Begründung böswilliger Folgerungen wurden des Prinzen Verbindungen mit Franzosen angeführt.

Wer waren diese Franzosen, mit denen der Prinz verkehrte? Männer aus der guten Gesellschaft, von Esprit und Tournure, vor denen der Prinz sich manchmal selbst unvorsichtig aufknöpfte, weil er sich ihnen überhaupt nicht ungern näherte. Er hatte seine Bildung an dem Hofe von Rheinsberg erhalten und stand zu den französischen Weisen nicht so fremdartig, als es gewöhn-

lich Preußen sind. Neben diesen Männern von Tournure beschäftigten den Prinzen einige Zeit hindurch Französinnen von der leichten Art. Das war Temperament und Neugierde. Endlich bewies er Antheil einigen armen französischen Schluckern parasytischer Art, die er länger oder kürzer um sich litt, wie man wohl Singvögel füttert und um sich leiden mag. Darin nun und in nichts mehr bestand des Prinzen Franzosenliebe.

Durch die deutungsvollen Ereignisse, die jetzt in Berlin vorfielen, begannen meine Gedanken eine politische Richtung zu erhalten, die mir bis dahin fremd geblieben war. Zwischen diesen neuen Uebungen betrieb ich mit großer Geldverschwendung meine Feldausrüstung und widmete die freien Stunden dem D**schen Hause, dem ich nicht aufhörte anzugehören. Doch nahm ich im November (1805) von Allen Abschied und eilte dem Prinzen voraus nach Erfurt in das Hauptquartier des Fürsten von Hohenlohe-Ingelfingen.

Dieß war mein erstes Auftreten in der Reibung einer größern Bühne, auf der ich mir selbst überlassen war und doch eine Haltung zu nehmen hatte, wie man sie von dem Adjutanten eines königlichen Prinzen im Hauptquartier erwarten mochte. Dieser mein Standpunkt erwies sich übrigens an sich sehr unbedeutend, weil man in solchem militärischen Gedränge einer Menge geschäftiger Menschen, die zu einer gemeinsamen Wirksamkeit vereint sind, die einzelnen darunter mehr nach ihren Aufträgen, als nach ihrer Stellung nimmt, wenn nicht etwa letztere so hoch ist, daß sie den Mangel eines directen Geschäfts allein durch sich ersetzt. Ist die Stellung, wie die meinige damals, nicht der Art, so muß man mit

Bescheidenheit sich leise zwischen den Andern bewegen und auf dem Flecke die Bedeutung zu erwerben suchen, die man nicht mitgebracht hat. Dieß suchte ich nach und nach im Hauptquartier zu erreichen.

Major Röder, jetzt General, Hauptmann Blumenstein, jetzt General, Major Loucy, jetzt Oberst, vor Allen aber der Major Pirch, jetzt General *), waren die vortretendsten Männer in den Umgebungen des Fürsten, vor welchen in stillem Prunken, in pomphafter Einfachheit und in einer sorgsam gehaltenen Tiefe der Chef des Generalstabs, Oberst Massenbach, mit seinem Schweif von Jüngern einhertrat. Was ich von den Männern und Männchen sah, imponirte mir zuerst gewaltig, bis ich nach Jahren solcher Scenerie die innern Triebfedern abgeguckt hatte.

Der Prinz kam bald nach mir an, und ein General folgte dem andern, von denen ich viele, darunter Blücher, zum ersten Mal sah. Durch eine glorreiche Waffenprobe am Rhein und durch natürliches Uebergewicht ragte Prinz Louis über die Ersten des Heeres hervor; seine Milde jedoch, sein Scherz und seine kameradschaftliche Art begegnete dem Neid und beugte alle Häupter. Ohne schwerfällige Berührung schritt er über die meisten von ihnen, und die, bei denen er sich aufhielt, die mußten ihm Freunde sein, wenn er zu ihnen trat; denn seine Gegenwart übte eine siegende Gewalt, wo er sich nur zeigte. Blücher bewies dem Prinzen eine ungezwungene Ergebenheit, und Louis duzte ihn, wie manche andere Generale, ohne daß es diese jedoch erwiederten.

*) Alles dieses ist 1817 geschrieben.

Auch Rüchel schien dem Prinzen zugethan, doch benahm er sich mit einer gewissen Zurückhaltung, welche er glaubte seiner Würde schuldig zu sein. Kurz, der Prinz zählte Freunde und Anhänger unter allen Denen, die ihr Verdienst eine Stellung neben der seinigen einnehmen ließ. Aber was auch ein Jeder von ihnen für sich gelten mochte, der Prinz überwog sie Alle, besonders für die Masse, denn nichts kam seiner hochherzigen, freierhabenen Weise gleich, die ihn zu dem Liebling des Heeres machte, auf den sich Aller Augen richteten.

Der General en Chef, Fürst Hohenlohe, ein gemüthlich vornehmer Herr, zeichnete den Prinzen besonders aus und gefiel sich in dem Gedanken, durch die wohlbestandene Prüfung früherer Jahre ein Uebergewicht über dessen raschen Sinn behaupten zu können. Der Prinz seinerseits war voll Achtung für den Fürsten und hoffte von dessen guter Meinung ein Commando davonzutragen, von denen das der Avantgarde ihm das wünschenswertheste war.

Die Schlacht von Austerlitz brachte eine große Bestürzung im Hauptquartier hervor, ohne darum die Bewegungen der Armee aufzuhalten, welche langsam nach der böhmischen Grenze durch das Voigtland zog, worauf der Fürst sein Hauptquartier in Altenburg aufschlug. Der Prinz rückte, Preußen und Sachsen unter seinem Befehl habend, mit der Vorhut ins Erzgebirge und nahm sein Hauptquartier in Zwickau, wo wir von Bergen und Koth eng bedrängt wurden, ja der letztere schloß uns fast ganz in die Stadt ein.

Mit dem Prinzen waren außer mir der Hauptmann Kleist, der Rittmeister Möllendorf, der Kapellmeister Dussek

und der sächsische Husaren-Rittmeister Thielemann, jetzt preußischer Generallieutenant, als beigegebener Adjutant für den sächsischen Zuzug, ein Mann von Verstand und Geschmeidigkeit, der seine große Fertigkeit des Intonirens in äußere Verhältnisse durch das Ansehen bezeichnet hat, welches er zu jener Zeit bei uns, und ein Jahr darauf in gleicher Art bei den Franzosen sich zu verschaffen wußte. Außer diesen ihm angehörigen Umgebungen hatte der Prinz noch um sich einen Ordonanz-Offizier, den Lieutenant Vieth (Bruder des Generals) von dem in Zwickau in Garnison stehenden sächsischen Infanterieregiment; auch sah man häufig in seinem Hause den Oberst Boguslawski, Chef eines gleichfalls nach Zwickau verlegten preußischen Füsilierbataillons. Dieser Oberst war ein gelehrter Mann, doch mehr in alten Sprachen erfahren, als in der Kriegskunst, wo er nur auf Künstelei ausging, wie z. B. in dem von ihm bis ins Kleinliche getriebenen Signalexercitium.

Es versammelte sich täglich eine Menge von Offizieren an der Tafel des Prinzen, die zum Theil auch die Abendgesellschaft bildeten; zu dieser gehörte unter Andern der preußische Füsilierhauptmann v. Stein, welcher meistens die Schachpartie zu Vier mit dem Prinzen, Kleist und Thielemann spielte und durch seine Trockenheit und Verschlagenheit Anlaß zu manchem heiteren Scherze ward.

Neben den laufenden Geschäften des Tages componirte der Prinz in jener Zeit seine schönsten Musikstücke und arbeitete mehre Denkschriften an den König über die Lage des Augenblicks aus, worüber er auch einen lebhaften Briefwechsel unterhielt, unter Anderen mit Dumourier und vorzüglich mit seiner Schwester, der Prinzessin Radziwill, einer Frau von vieler Umsicht.

Wir Anderen vom Schweif überließen uns hierbei ganz unseren Neigungen, denn der kleine hypochondrische, philosophische und absprechende Kleist absorbirte alle Dienstgeschäfte, sodaß vorzüglich ich nur ganz von weitem zuschaute und mich allein die persönlichen Beziehungen zum Prinzen vor gänzlicher Nullität retteten. Möllendorf strich die Geige, und Thielemann schlich herum mit dem Anstand militärischen Freimuths; Dussek war, wenn er nicht Klavier spielte, mit der Pflege seines Bauches befangen, denn dieser sonst interessante Mensch lag ganz in den Banden thierischer Wünsche.

Zu den Lieblingsgewohnheiten des Prinzen gehörte frohe, den Geist beschäftigende Mittheilung; daher hatte er gern Abendgesellschaft um sich und verlängerte sie, nach der Collation, oft bis 3 und 4 Uhr in die Nacht hinaus. Es erging sich dabei heitere Wechselrede in Scherz und Ernst. Wer in Zwickau an diesen anmuthigen Abenden Theil genommen, sage freimüthig, ob Bacchanalien gefeiert worden, wie eine aberwitzige Welt hat ausbringen wollen, weil Wein getrunken wurde und ein guter Koch ausgewählte Speisen zübereitete.

Ich hing wie ein Jünger griechischer Weltweisen an den Lippen des fürstlichen Meisters, und was ich damals von seinen Bemerkungen, Aussprüchen und Tischreden eilig aufs Papier geworfen hatte, würde als Beleg und theure Reliquie seines scharfen, tiefen und edeln Geistes dienen, wäre nicht die Sammlung mit meinen anderen Scripturen im Sturme der Zeiten untergegangen.

Die grundlosen Wege erschwerten sehr das Reisen, der Prinz blieb daher um so lieber am Ort, als die Gegend und seine Verhältnisse ihm wenig Veranlassung

zum Herumreisen darboten. Dennoch besuchte er zuweilen die verwitwete Fürstin von Schönburg in Lichtenstein, eine geistvolle Dame mit einer zahlreichen Familie, deren Söhne jetzt alle in der Welt aufgetreten sind. Außer diesem Hause war der Prinz einmal bei dem Domherrn v. Arnim, der nahe bei Zwickau reich begütert war. Seine Frau, eine geborene v. Möllendorf aus Reideburg, gehörte zu meinen Bekanntschaften aus der Kinderzeit, noch von Merseburg her. Ich meines Theils dehnte meine Ausflüge weiter aus und ritt zuweilen nach Altenburg, wo die preußischen und sächsischen Cavalerieoffiziere in kannibalischen Orgien sich einander überboten. Die seit Jahren in der Runde umher berühmten Altenburger Redouten waren der Haupttummelplatz, auf dem ich es mit dem sächsischen Kürassierlieutenant v. Thümmel (als Oberst todtgeschossen) in groben und lustigen Späßen allen Gefährten zuvorthat.

In Zwickau selbst beschäftigte mich sehr ein junges Mädchen; ich werde ihr den Namen Clärchen geben, man wird ungefähr sehen weshalb. Sie war die Tochter eines Gelehrten, der über die Abstractionen, die ihn beschäftigten, das Concrete vergaß, das ihn umgab. Während er tiefsinnig über den Büchern lag, gewann ich im Sturm das Herz seiner schönen Tochter. Sie war übrigens ein belesenes und heiteres Wesen, dem ihr Lieblingsautor, Shakespeare, etwas Schauerlich-Phantastisches gegeben, das sie im eigenen Leben erfindungsreich zu einer Art Romantik ausspann, in der sie mich, und vielleicht auch manchen Andern, eine Gastrolle spielen ließ. Wir verlebten miteinander frohe, obwohl verstohlene Stunden.

Eines Abends kam sie in einer abenteuerlichen Verkleidung, wie sie es am liebsten that, zu mir, und gleich darauf hörten wir im Nebenhause Degengeklirr. Man konnte von mir in die Fenster sehen, von wo der Lärm kam, und wir hatten ganz deutlich ein Duell vor uns. Ein sächsischer und ein preußischer Offizier schlugen sich mit solcher Heftigkeit, daß ihr Zweikampf in Fleischhackerei ausartete und sie Beide verwundet hinstürzten.

Des andern Tages auf der Parade trat ein sächsischer Offizier, der Zeuge dieses Duells gewesen, an mich heran und sagte, daß man mich gestern gesucht, um einem Duell beizuwohnen.

„Wer hat sich denn geschlagen?"

„Zwei Offiziere, einer von uns, der andere von den Füsilieren."

„Wissen Sie warum?"

„Wegen eines Frauenzimmers, eines jungen Mädchens aus hiesiger Gegend. Vielleicht kennen Sie sie; sie heißt **." Er nannte Clärchens Namen. Ich antwortete nicht, und der Offizier erzählte weiter: „Der preußische Offizier ist sehr verliebt in das Mädchen und hat auf dem Billard ihre Gesundheit getrunken; darauf hat unser Offizier gesagt, es sei das der Mühe nicht werth, denn man habe seit einiger Zeit der Schönen nachgespürt und gemerkt, daß sie verborgene Gänge habe."

„Wo geht denn das Mädchen hin?" fragte ich jetzt mit mehr Freiheit.

„Was geht's mich an," war die Antwort, „wenn ich aber die Wahrheit sagen soll, so glaub' ich zu Ihrem Prinzen."

Zufrieden mit dieser Wendung des Gesprächs, konnte ich es unter dem Schein einer mir gebührenden Zurückhaltung abbrechen und meiner Wege gehen. Später hörte ich, daß der schwer verwundete Füsilier in der Chaise seines Commandeurs zurück nach Schlesien gebracht werden mußte. Der Prinz aber blieb im Verdacht, bei diesem Clärchen den Egmont agirt zu haben. So wird alles Geheime und Verborgene, um es bedeutungsvoller zu machen, dem Thun und Lassen großer Herren angereiht.

Nach Jahren bin ich wieder durch Zwickau gekommen. Das Haus, wo Clärchens Vater gewohnt, war eine wüste Brandstätte, Alles ausgestorben, nur das Mädchen selbst nicht, das einsam von einem kleinen Vermögen lebte.

Während wir in dem beunruhigten Sachsen das Lärmstück militärischer Winterquartiere aufführten, entschied in Wien der nachher schwer bestrafte Haugwitz unsere weitere Bestimmung. Wir sollten in Berlin unter den Linden den Frühling die ersten Blätter treiben sehen.

Einige Wochen vor solcher Entscheidung war mein früherer Gönner, Hofrath Gentz, aus Oesterreich zum Prinzen gekommen. Er beleuchtete uns in häufigem Gespräch mit dem scharfen Lichte und den Blitzen seines Geistes den dunkeln Hergang der letzten Ereignisse. Seine Worte trösteten nicht über das Wiedereinstecken unserer halbgezogenen Schwerter.

Die in ihre früheren Standquartiere zurückkehrenden preußischen und sächsischen Truppen kamen auf den Friedensfuß, und auch ich trat zurück in die alten Regimentsverhältnisse, da ohne Krieg dem Prinzen nur ein

Adjutant (Kleist) zukam. Meine Hoffnungen waren eingeschrumpft wie mein Beutel, und von allen glänzenden Erwartungen und Aussichten blieb mir nur die gütige Aufforderung des Prinzen, mich immer noch zu seinem Hause zu zählen, sowie sein Versprechen, daß ich bei erster Gelegenheit die frühere Stellung bei ihm wieder einnehmen solle.

Vierter Abschnitt.

Rückkehr nach Berlin und dortiges Garnisonleben. Heirath.

So wenig ich auch in den verflossenen Monaten gethan, so hatte ich doch Vieles gesehen. Der Kreis meiner Bekanntschaften im Heere war um Vieles erweitert, merkwürdige Männer desselben hatte ich in der Nähe erblickt, und war, was ich von Ländern durchzogen und von Menschen überhaupt erschaut, dem Raum und der Zahl nach unbedeutend, so hatte ich doch Soldaten und Soldatenverhältnisse in großen Massen gesehen. Das konnte vor der Hand genügen.

Die Rückkehr nach Berlin gab mich wieder den Verhältnissen zu dem D**schen Hause hin, wo ich schon als ein angehöriges Mitglied angesehen ward. Dachte ich auch in meinem Innersten hierüber anders, so mußte ich doch äußerlich den Anforderungen eines Verhältnisses mich fügen, in das Gewohnheit und Dankbarkeit mit gleicher Macht mich bannten. Der Zukunft die Entwickelung anheimstellend, überließ ich die Sache ihrem Gange. Mutter und Tochter dachten anders; sie wollten das Unbestimmte zu einem Ende lenken und entwar-

fen für den Sommer eine Reise nach Lauchstädt ins Bad. Dort gedachten sie die Bekanntschaft meines Vaters zu machen, um von solchem Standpunkte dem weiteren Verhältniß zu mir einen bestimmten Fortschritt zu geben. Ich durchschaute alle diese Vorbereitungen, konnte mir ihre Folgen denken; doch zu verfangen, um mich selbst zu berathen, zu verschlossen, um mir von Anderen rathen zu lassen, suchte ich nur einen peinlichen Entschluß von mir zu schieben, ohne die Reise zu widerräthen, die zu hindern ich keineswegs im Stande war. Unsägliches Mißgeschick der Menschen, die es an Handlungsthätigkeit in den entscheidendsten Momenten des Lebens fehlen lassen!

Ich zeigte mich viel in der Welt und brachte einen großen Theil freier Stunden in dem Hause des Prinzen Louis zu, wo ich durch Gewohnheit und guten Glauben an mich einheimisch geworden war.

Das Leben des Prinzen erschien seit seiner Rückkunft von der Armee weniger jugendlich. Er schloß sich enger an Männer einer festen Richtung an, mit denen er schon früher in Verkehr, aber nicht in so fortgesetzter Verbindung, gewesen war. Dazu gehörte vor Allen der Minister Stein, den der Prinz viel sah, ohne daß dieser, wegen überhäufter Geschäfte, in des Prinzen Haus gekommen wäre. Was in jener Zeit den Geist des Prinzen beschäftigte, traf in Stein auf anklingende Saiten; bei Gleichheit der Ansichten und Gefühle über die Verhältnisse der Zeit, fehlte es an wohlthuenden Berührungspunkten nicht, und bald erwachte im Prinzen ein Zutrauen und eine Achtung für den Minister, die der eines Jüngers gegen seinen Meister zu vergleichen war.

Der Oberst Phull schloß sich auch enger an den Prinzen an, aus dem Wunsche, seiner Lehre Leben zu geben in der bedeutenden Persönlichkeit des Prinzen, da er die eigene, in der Unbehaglichkeit seiner Stellung durch den Kampf gegen Massenbach und viele ihm damals widrige Verhältnisse, nicht mehr glaubte geltend machen zu können. Bitterkeit und Ausbrüche des Aergers, Folgen einer hypochondrischen Stimmung bei einem sanguinischen Temperament, hatten Phull mit den damaligen marktschreierischen Factoren verfeindet und im Gegenschlag sich zur unbefangenen Jugend wenden lassen. Diese verehrte in Prinz Louis die Incarnation ihrer Gedanken. Es kamen in seinem Hause Vorlesungen über den Krieg zu Stande, die Phull vor einigen Auserwählten hielt. Er nahm hierbei einen nach seinen Voraussetzungen construirten fictiven Krieg an. Ich wohnte diesen Vorlesungen bei und gewann außerdem in den Gesprächen, die auf jeden Vortrag folgten, manche nützliche Notiz und berichtigte Ansicht. Solche freie Mittheilung und Besprechung zwischen den Zuhörern war oft lehrreicher als die Vorlesung selbst.

Als bald darauf Prinz Louis wieder seinen Aufenthalt in Magdeburg und Schrike nahm und die D**s, Mutter und Tochter, ihre Reise nach Sachsen angetreten hatten, blieb ich in Berlin auf mich selbst beschränkt. Der Sommer leerte überhaupt die Häuser der Hauptstadt, und ich brachte meine Abende meist im Wachtzimmer zu, wo mit den Gefährten beim heitern Nachtimbiß manch' lustiges Stück ausgeheckt ward, das zu Nichts in Beziehung stand, obgleich man in der Folge aus derlei kleinen Vorfällen den tollen, deutungsschweren Geist

erweisen wollte, der in die Gensd'armen-Offiziere gefahren sei. Dieß kam daher, weil man durchaus in der Leere etwas finden wollte, in bloßer Ausgelassenheit heimliche Entwürfe suchte und lustigen Streichen einen tiefen Grund unterschob, die doch wie Seifenblasen auf der Oberfläche eines jugendlichen Lebens abschäumten.

Wir saßen eines Abends im Wachtzimmer im Kreise beisammen und verplauderten die Zeit, der Schwänke gedenkend, welche wir und noch mehr vor Jahren unsere berüchtigten Vorgänger ausgeführt. Dabei wurden die mancherlei öffentlichen Aufzüge und Mummereien nicht vergessen, darin sich die Gensd'armen-Offiziere in den Straßen Berlins gezeigt hatten, „Man müßte 'mal wieder so einen Spaß machen!" — „Aber welchen, wie?" — „Natürlich einen Aufzug zu Pferde." Nach längerem Hin- und Herreden schlug der Rittmeister Königseck vor, das dazumal in Berlin häufig aufgeführte Spektakelstück, Werner's Weihe der Kraft, zu einer Mummerei und einem Aufzuge zu wählen. Der Vorschlag gefiel, und es wurde folgende Parodie des Stücks entworfen. In einem Auftritt desselben wird in Wittenberg ein Nonnenkloster aufgehoben, und der diese Handlung vollziehende sächsische Kanzler sagt den Frauen: „Geht in die Welt und wirket!" Alle verlassen hierauf das Kloster, und es ist im Stück keine Rede mehr von den in die Welt gestoßenen Nonnen, nur Catharina v. Bora bleibt auf der Scene, um später Luther's Frau zu werden. Die Parodie sollte nun ergänzend das fernere Schicksal der übrigen Nonnen darstellen. Diese nämlich, so ward angenommen, ziehen, um einen Wirkungskreis zu suchen, nach Berlin und finden hier in Madame Etschern (einer bekannten Kupplerin)

die Vorsteherin, unter der sie zu wirken anfangen. Als Luther solches vernimmt, reist er in Begleitung seiner Hausfrau nach Berlin, um die neue, nutzbar gemachte Frauenanstalt zu besuchen. Hier macht er eines Tages zur Erholung eine Schlittenfahrt mit den ehemaligen Lebensgefährtinnen seiner geliebten Catharina und ihrer neuen Vorsteherin, der Madame Etschern, die auch auf Observanz zu halten hat und ihre pflegebefohlenen Jungfrauen nicht ohne Aufsicht in die Welt lassen kann.

Der also gemachte Entwurf dieses etwas rohen Spaßes, wobei wir, zu unserer Entschuldigung sei's gesagt, nur den Werner'schen Dr. Luther, nicht den geschichtlichen Riesen und Glaubenshelden ins Auge faßten, wurde belacht und ausführbar gefunden. Damit aber am anderen Tage das ausgesonnene Stückchen nicht wie ein verschollenes Gespräch vergessen würde, schlug ich eine Unterschrift vor und erbot mich zur thätigen Inswerkstellung des Ganzen. Dieß ward auch beliebt, und bald standen auf meinem Blatte dreizehn bis funfzehn Unterschriften (blos Gensdarmen-Offiziere). Nachdem wir uns hierauf Stillschweigen zugesagt, ging ich ans Werk.

Ich ließ einen Schlitten auf niedrige Räder setzen und diese mit herabhängendem grauen Tuche bedecken. Vier rüstige Pferde konnten dieß Fuhrwerk bequem ziehen. Darauf wurden folgende Verhaltungsregeln aufgesetzt: Jeder Theilnehmer stellt vier bis sechs Vorreiter, alle reich gekleidet, in Jacken mit Gold- und Silbertressen, wie solches bei großen Schlittenfahrten üblich ist. Ferner versieht er sich mit einem wohlangepaßten und anständigen Frauenanzug, sowie mit einem Damensattel für sein Pferd. Aus der Theatergarderobe wird

die Tracht Dr. Luther's, sowie seines Famulus und der Catharina v. Bora entlehnt oder gekauft. Desgleichen wird ein Anzug angeschafft, der nach dem gewöhnlichen Hauskleide der Madame Etschern gemacht ist, dazu eine Punschkelle und ein Bund Schlüssel. Alle Offiziere als Frauen gekleidet, kommen auf ihren Paradepferden, nur derjenige, der Madame Etschern agirt, reitet ein kleines Pferd, Langschwanz, mit aufgesteckten Eselsohren. Im Schlitten sitzt Luther mit seinem Famulus, der in der Hand seines Herrn Flöte hält, die lächerlich lang sein muß. Catharina reitet auf der Pritsche, in der einen Hand eine Fackel, in der anderen eine Hetzpeitsche haltend. So lautete das Programm, dem getreulich nachgehandelt ward.

An einem Abend im Monat August sammelten sich sämmtliche Theilnehmer in meiner Wohnung, die Offiziere als Frauen gekleidet, Graf Herzberg in der Tracht Luther's, Lieutenant Ziethen in dem Kleide der Etschern, ein Junker vom Regiment als Famulus vermummt. Ich endlich, der Riesenhafte, stellte die zarte Catharina v. Bora vor. Prachtvoll gekleidete Vorreiter mit Fackeln fehlten nicht. — Plötzlich, als Alles rasch gerichtet, die Fackeln entglommen waren, brach der Zug in der vorgezeichneten Ordnung, von einem Lichtmeer übergossen, aus der Charlottenstraße unter die Linden hervor und bewegte sich mit gemäßigter Eile durch die zusammeneilenden Haufen von Zuschauern, die zuerst mit Verwunderung den Glanz des Zuges angafften, dann, wenigstens zum Theil die Bedeutung der Gestalten erkennend, die Anspielungen belachten und laut das helle Schaugepränge bejubelten.

Aber bald sprengten Husaren und Polizeidiener zu Pferd heran, die der Gouverneur von Berlin, Feldmarschall Möllendorf, geschickt hatte, um der Posse zu wehren und den Zug aufzuhalten. Indessen es war solches schon zu spät, die Schaarwache diente nur dazu, die uns hemmenden Haufen der Zuschauer zu lichten, und wir durchzogen eine Stunde lang mit zunehmender Schnelligkeit die Straßen, bis der Zug in sausendem Gallop in eine entlegene Straße sich verlor und die Fackeln verlöschten.

Wir glaubten damit auch den ganzen Schwank verlöscht zu haben und jubelten im Stillen über die glückliche Ausführung der Posse, als nach mehren Tagen, wie schon unter uns keine Rede davon war, ein königlicher Parolebefehl die strengste Untersuchung gegen die Anstifter und Theilnehmer jenes Skandals anbefahl. Dieses Ungewitter verhängte über uns der einflußreiche Kabinetssecretär Beyme, der, heimlich angetrieben von seiner Frau, deren, wie so vieler Anderen Mißfallen ich mir durch mein keckes Wesen zugezogen hatte, in dem lustigen Streich einen Angriff auf die Heiligkeit und Unverletzlichkeit der Kirche sehen wollte. Des Königs Unmuth traf den erschrockenen Chef, den strengen Commandeur, und im Gegenschlag das ganze Regiment, so daß wir Schuldbewußte, durch freimüthige Angabe unserer Namen, den allgemeinen Sturm beschwören zu müssen glaubten.

Wo Viele gesündigt, können Einige hoffen, frei durchzuschlüpfen, ohne der Strafe zu verfallen. So widerfuhr es uns. Der älteste Theilnehmer an der Mummerei, dem Range nach, der Stabsrittmeister Alvens-

leben, mein Freund, büßte am härtesten. Er ward nach Schlesien zum Kürassierregiment Holzendorf versetzt. Die nach der Anciennität ihm zunächst stehenden drei Offiziere kamen in Arrest auf dem weißen Saal im Schlosse, wo seit dem unglücklichen Katt, dem Jugendfreunde Friedrich's II., kein Gensdarmen-Offizier gesessen hatte. Den anderen Offizieren wurde ihrer Jugend wegen und in Hoffnung reuiger Besserung nachgesehen. So war denn einmal mein niedriger Rang mir zum Vortheil.

Ich fühlte mich jedoch mehr gestraft, als alle älteren Gefährten, weil ich einen Freund verlor, den des Königs Zorn im Fluge zur Stadt hinaustrieb. Der also Geächtete wurde von dem gesammten Offiziercorps betrauert, und wir gaben dem Scheidenden ein Abschiedsfest, das mit einem von mir unter den Linden bei Trompeten- und Paukenschall ausgebrachten, weitdröhnenden Vivat endete. So glaubt die Jugend im Gefühl ihres Rechts selbst Königen trotzen zu können!

Die Berliner öffentliche Welt beschäftigte jene Geschichte mit ihren Folgen mehre Wochen, und unter anderen Bemerkungen erschien auch folgende gereimte:

„Kann Herr Luther Balken treten,
Mag er auch das Pflaster kneten.“

War es kein Dichter, der dieß sagte, so war es wenigstens ein vernünftiger Mensch, der meinte, daß das Heilige eben so wenig auf dem Theater dürfe angetastet werden, als durch Gensdarmen-Offiziere, wenn es nicht in den Augen der Menge entwürdigt werden solle. Was wahrhaft heilig, bleibt es, wie eine Grundfarbe, die Sudler wohl überschmieren können, die aber dennoch immer wieder zum Vorschein kommt.

Unterdeß wir jugendlichen Müssiggänger, das rasselnde, aufreizende Schwert in der Scheide, uns also die Zeit vertrieben, schwankte das preußische Kabinet in seinen Entschlüssen und verwickelte sich aus Liebe zum Frieden immer tiefer in die Netze hinterlistiger Feinde, die Krieg wollten. Es sollte sich nur zu bald die Wahrheit des Wortes bewähren, das Prinz Louis in einer etwas früheren Zeit zum König gesagt hatte, als dieser ihm seine Kriegslust verwies. „Aus Liebe zum Frieden," sprach er, „nimmt Preußen gegen alle Mächte eine feindliche Stellung an und wird einmal in derselben von einer Macht schonungslos überstürzt werden, wenn dieser der Krieg gerade recht ist. Dann fallen wir ohne Hülfe und vielleicht auch gar noch ohne Ehre." Schlossen diese Worte nicht leider eine Weissagung in sich?

Armer Prinz Louis, dem sein Heldenmuth, der den Krieg nicht fürchtete, gleichsam das zweite Gesicht der schottischen Hochländer gab und ihn die Nothwendigkeit des Kriegs einsehen ließ! Wie viel hat er deshalb nicht leiden müssen! Mit fadem Lächeln hörten ihn die damaligen Machthaber an, die nur rückwärts schauten und mit ihren veralteten Ansichten keinen freien Blick zur Seite und vorwärts hatten. Hinter ihnen trat der ganze entsetzliche Schweif militärischer und civilistischer Philister einher und führte das fade, aber gehaltene Lächeln in eigenem lauten und plumpen Hohngelächter aus. Wie oft wurde dem Prinzen diese seine, wie es hieß, ungemessene Kriegsliebe vorgeworfen! Einst an einer öffentlichen Tafel zu Magdeburg tadelte sie an ihm der Herzog von Braunschweig, dieser Nestor des preußischen Heeres, der drei militärische Menschengeschlechter dahinwan-

deln, aber nicht das vierte auftreten gesehen, das er doch bekämpfen sollte. „Wie," antwortete der Prinz, „soll ich den Krieg nicht wünschen, da nur er uns sichert. Das Erstürmen des Butterbergs thut's halt nimmermehr!" Butterberg hieß eine Höhe unweit Magdeburg, die der Herzog bei der alljährlichen Kriegsübung zum Schluß der Anstrengungen mit vieler Wichtigkeit und Weitläufigkeit stürmen und wegnehmen ließ.

Eine solche Antwort, in der obendrein die österreichische Redeweise nicht ohne Absicht sein mochte, konnte die Geneigtheit des Herzogs für den Prinzen eben nicht vermehren, und in ähnlicher Art hat Louis oft Worte fallen lassen, die Wunden schlugen. Man hat es ihm entgolten. Louis unbewachtes Handeln gab Blößen genug, worauf die Gegner ihre Geschosse richteten. Was ward nicht Alles über ihn erzählt und behauptet! Selbst rebellische Entwürfe soll er gehabt haben, wie dumme, böswillige Menschen flüsterten und, wenn sie es wagen zu können glaubten, auch laut sagten.

Durch Mangel würdiger Beschäftigung, durch strenge Entfernung von Allem, was durch höhere Thätigkeit seine großen Eigenschaften in einem bestimmten Wirkungskreise angespannt hätte, hat man seiner Seele ein tödtendes Opiat beigebracht, das sie auf mancherlei Abwege trieb. Wenn sich dann die Jugend des Prinzen in vielerlei Liebesabenteuer, sein rasches Blut in mancherlei Verbindungen verwickelte, wo es unter Saus und Braus lustig herging, so stempelte man das fein sittsam mit dem Namen Immoralität und nannte ihn einen verlorenen Menschen. War aber der verloren, der bei Weibern, beim Zechen und in allem wilden Jubel der Jugend sich selber

nie verliert, der immer bleibt, was er ist, und bei der leisesten Anregung des edlern Stoffes, sich in dem Adel seiner Seele und in der Freiheit seines Geistes aus jeder Tiefe im Adlerflug erhebt, und das niedere Volk im Schlamm weit hinter sich läßt?

Nach systematischer Entfernung von allen umfassenden Geschäften, sollte der Prinz mit dem Feuergeiste der Jugend und des Genies sich im Kreise des Kamaschendienstes eines Regimentschefs herumdrehen, und alle großen Anforderungen an das Schicksal auf eine Parade oder höchstens eine Heerschau verweisen. Der Gang der Staatsmaschine gestattete nun einmal dem Prinzen keinen thätigen Antheil an irgend einer rühmlichen Ausführung; wo sollte er also mit seinem Drang nach Thätigkeit sich anders hinwenden, als auf den Krieg, die einzige Bahn, die ihm ein seiner würdiges, freies Wirken verhieß? Wenn er diesem Sehnen zuweilen Worte gab, wenn seine Einsicht ihm ferner den Krieg als das einzige Rettungsmittel zeigte, um den Staat aus den ihm arglistig gestellten umstrickenden Netzen herauszureißen, in die eine kurzsichtige Politik blind hineinging, war er darum ein Rebell gegen seinen König?

Ein Vorwurf jedoch trifft den Prinzen mit Recht: er hatte kein Vorzimmer. Sein Leben war so gestaltet, daß es bei ihm auch nicht eine Stunde des Tages gab, wo er Fürst gewesen wäre. Immer mußte man ihn aufsuchen, denn er wohnte eigentlich nirgends, ob er gleich ein Haus hatte. Das war unrecht. Ein großer Herr muß ein Antichambre haben, worin er tutti quanti abthut, die dahin gehören, um dann in penetralibus mit den Näherstehenden so leben zu können, wie sein Geist

es ihm befiehlt. Prinz Louis that es nicht. Dazu hätte er mehr Alcibiades sein müssen, dem Griechen ähnlicher, mit dem man ihn wohl verglichen hat. Er besaß auch Eigenschaften des Atheners, aber nicht dessen Verstecktheit. Seine Heldenseele kannte nur offenes Handeln. Der Boden, auf dem er glorreich gestanden hätte, war der, auf dem später der Greis Blücher so herrlich zu einem Heldenjüngling emporwuchs. Louis sollte ihn nicht betreten, und doch war die Möglichkeit vorhanden, nur ließen faule und stumpfe Arbeiter, als Witterung und Jahreszeit günstig waren, den Acker brach liegen.

Man hat viel von des Prinzen verliebten Abenteuern erzählt. Auch hierin war er von den gewöhnlichen Söhnen der Erde verschieden und ein Titan. Er wahrte den Adel der Empfindung neben aller Frivolität in den Ausbrüchen des Temperaments. Leichtsinnig in der Liebe wie ein altfranzösischer Musquetaire, konnte er auch für reineres, höheres Verhältniß erglühen. Ueber seine Verbindungen gewöhnlicher Art rolle der Vorhang hinab, sie sind bekannt genug; aber Erwähnung verdient die zarte, altritterliche Liebe, die ihn an Emilie von Rau, ein geistreiches Mädchen in Berlin, kettete. Wären die Briefe vorhanden, die er ihr geschrieben, man würde die Rosenjahre der Liebe aus dem Mittelalter darin wiederfinden; leider wurden sie alle der armen Emilie, die bald nach dem Tode des Prinzen starb, auf die flehendste Bitte der Verscheidenden in das frühe Grab gelegt.

Bei seinem Tode hinterließ er zwei Kinder, Louis und Blanche, die im Jahr 1810 von dem König unter dem Namen von Wildenburg in den Adelstand erhoben

wurden. Die Mutter derselben, eine Demoiselle Fromm, war ein schlankgezogenes und wohlerzogenes Mädchen, jedoch ohne Aufflug der Seele; darum mußte sie auch im letzten Jahr einer Frau Wiesel nachstehen, an welche sich der Prinz, zum Aergerniß der Welt; sehr anschloß, da sie, obwohl von gutem Hause und in anständiger Weltverbindung, in einem schlimmen Rufe stand.

Was ein heißes Blut von ihr erheischte, das gewährte sie freilich nicht immer nach sorgfältiger Wahl, gehörte aber darum nicht minder zu den geistreichsten Erscheinungen der damaligen Welt. Es war in ihr die freieste Ungebundenheit und eine muntere Keckheit gegen Alles, was sie umgab, und was sie gleich unter den drolligsten Beleuchtungen ihres regen Geistes darstellte. Es gehörte die gleiche geistige Ungebundenheit des Prinzen dazu, um sich im Trotz gegen die Welt dem Hange zu dieser Frau ganz hinzugeben. Durch die Sinne einander unterthan, standen sie dem Geiste nach frei einander gegenüber.

Nach einer kurzen Entfernung riefen die sich immer mehr verwickelnden Ereignisse der politischen Welt den Prinzen zurück nach Berlin. Den Bemühungen der Königin, die jetzt anfing, ihren Blick auf die äußere Lage Preußens zu richten, war es gelungen, den König ihm geneigter zu stimmen. Louis bezog eine Sommerwohnung in Moabit bei Berlin, angenehm an der Spree gelegen. Mir wurde es vergönnt, mich ihm täglich zu nahen. Wenn dort der Tag mit Schießen nach dem Ziele, Rossebändigen, Musik und Gespräch verbracht war, schwamm ich allnächtlich über die Spree (aber ein Lean-

der im Boot) zu einer Sommerwohnung im Thiergarten, wo die offenen Arme einer Hero mich erwarteten.

In des Prinzen Villa waren Joh. v. Müller und Humboldt sehr oft gesehene Gäste. Madame Wiesel, des Prinzen damalige Freundin, wurde dazu häufig von einer kleinen, nicht hübschen, aber sehr geistreichen Jüdin besucht, die unter dem Namen der Rahel bekannt war. Bei viel Tiefe, Wahrheit, Eigenthümlichkeit, Witz, war die Rahel, ohne daß ihre äußere Erscheinung einen angenehmen Eindruck gemacht hätte, die anziehendste Gesellschaft. Glücklich unterschied sie sich von ihren Berlinischen Stammgenossen durch gänzliche Abwesenheit des jenen eigenen, widrigen Hanges zu forcirter Witzelei und linkischer Eitelkeit. Rahel war natürlich, ungezwungen, gutmüthig, voll einer so zu sagen instinktartigen Einsicht. Dennoch ging ihrem Geist der pikante Glanz orientalischer Abkunft nicht ab, obgleich dem Körper wenig von den feinen und schönen Formen ihrer Stammverwandtinnen mitgetheilt war. Jetzt ist sie mit dem Herrn von Varnhagen verheirathet, dem sie wie eine kleine Fey zur Seite steht.

Der Prinz spielte fast jeden Abend Quartets, wobei Möllendorf die erste Geige strich und uns am Schluß durch sein lustiges Wesen unterhielt. Kleist kam nie des Abends nach Moabit, weil seine Rücksichtlichkeit, sein Ernst und seine Hypochondrie, neben häufiger Unpäßlichkeit, ihn von diesen Gesellschaften zurückhielten.

Wenn den Prinzen, außer dem Erglühen über politische ihm widerwärtige Maßnahmen, etwas verstimmte, so war es das Gewirre von Schulden, das ihn umgab. Es liegt eine umstürzende Gewalt in diesen negativen

Kräften, die von uns verbraucht sind und doch zum Wiedererſatz sich bei uns einfinden ſollen. Sie verrücken und verſchieben die Stellung des Menſchen. Er glaubt ſich ſelbſt nicht mehr anzugehören und in dem Schwindel, der ihn darüber erfaſſen kann, greift er, beſſerer Einſicht zum Trotz, nach verkehrten Schwindeleien.

Des Prinzen Vermögenszuſtand war durch die Erlangung der Pfründe eines Propſtes des Domkapitels in Magdeburg um eine jährliche Rente von mehr als 20,000 Thalern und durch den Verkauf des Rothenſeer Buſches bei jener Stadt um ein Kapital von mehren 100,000 Thalern vermehrt worden. Jedoch der Ankauf der Güter Schrike und Wettin, Jagd, Pferde, ein Haus in Berlin und alte Schulden erſchöpften bald dieſe Gelder. Der haushälteriſche Vater gab nur eine geringe Zulage und zog außerdem das Vermächtniß des Prinzen Heinrich an ſich, obſchon dieſer den geliebten Neffen Louis zum alleinigen Erben eingeſetzt hatte. Es hatte nämlich Louis, als er geſehen, daß der ihm bewieſene Vorzug den Vater kränke, dieſem die Erbſchaft zur lebenslänglichen Verwaltung überlaſſen, um ſpäter ſich mit ſeinem Bruder Auguſt darüber zu vergleichen. Der Tod riß aber Louis hinweg, und die Erbſchaft verfiel ganz der Vermögensmaſſe des Prinzen Ferdinand, zum großen Nachtheil der Gläubiger des eigentlichen Erben.

Die Schulden und die freie Lebensweiſe des Sohnes wurden dem Prinzen und der Prinzeſſin Ferdinand oft eine Veranlaſſung zur Unzufriedenheit; doch wenn Louis ſich zeigte, beſiegte ſeine glänzende Perſönlichkeit allen Unmuth. Den Abweſenden vertrat häufig ſeine Schweſter, die Fürſtin Radziwill, die ihn zärtlich liebte. Prinz

August war der Gegensatz seines Bruders Louis; dieser letztere desultorisch und genial, jener consequent und gelehrt. Die Last, die der eine leicht aufhob, ermüdete den anderen in vergeblichem Ringen. Zwischen ihnen bestand jedoch immer gutes Einverständniß, und Prinz August räumte seinem Bruder in Allem gern den Vorzug ein, nur nicht in der Kunst das Geld zu verwalten.

Im Ausgang des Sommers (1806) wurde das preußische Heer von Neuem auf den Kriegsfuß gesetzt, und ich trat, obgleich noch immer zu dem Regiment Gensd'armen zählend, wieder bei dem Prinzen Louis in meine vorjährigen Verhältnisse eines Generaladjutanten von der Cavalerie ein. Während Oberst Götz in Dresden den Beitritt Sachsens vermittelte, zog sich das preußische Heer zwischen der Weser und Elbe in Corps zusammen. Das immerwährende Schwanken des preußischen Cabinets erregte die größten Besorgnisse, und der Prinz hatte mit den Ministern Stein und Hardenberg, mit Schmettau, Phull und anderen bedeutenden Männern täglich hierüber Besprechungen. In Folge derselben wurde mir zur sorgsamsten, geheimsten und schnellsten Beförderung vom Prinzen ein Schreiben übergeben, wovon die commandirenden Generale bei der Armee Kenntniß nehmen sollten.

Ich traf den General Rüchel in Braunschweig und händigte ihm meine Depesche ein. Er las und las, antwortete schriftlich, gab mir aber das überbrachte Schreiben zur weitern Beförderung an den General Blücher nicht zurück. Auf seinen Befehl mußte ich schnell wieder nach Berlin, und um den Meldungen in Potsdam zu entgehn, ließ ich das Courierpferd zwischen dieser Stadt

und der letzten Station laufen, rannte zu Fuß durch Potsdam und so fort bis Zehlendorf, nahm dort Pferde und fuhr bis vor das Thor von Berlin, durch das ich wieder zu Fuß ging. Als ich zum Prinzen in's Zimmer trat, war ich so ermüdet, daß ich nicht mehr stehen konnte.

Die nahende, drohende Gefahr forderte schnelles entschlossenes Handeln, Louis dachte wohl daran, doch die machthabenden Lenker waren zu bedenklich, und so ließ man sich von dem heranstürmenden Verderben überrennen und zertrümmern!

Durch die wiederholten Ausgaben zu einer neuen Feldausrüstung stieg die Geldnoth, in der ich mich ohnehin befand. Carolinens Mutter half dem brennendsten Bedarf ab, und die Verbindlichkeit, die ich dem D.'schen Hause schuldete, war wieder um ein Beträchtliches vermehrt. Ein freundlicher Schutzgeist erschien mir die blühende Caroline, und ich erbebte vor dem Gedanken, daß mein Tod im Kriege Mutter und Tochter um den größten Theil ihres Vermögens bringen könne, ohne daß ich für so viel Liebe und Aufopferung einen Ersatz geleistet hätte. Auch die Mutter empfand die trübe Verwickelung, die daraus für ihre Tochter entstehen würde, und wünschte solche durch eine beschleunigte Heirath abzuwenden oder zu mäßigen, was um so leichter erschien, als Caroline während des Aufenthalts in Lauchstädt meinem alten Vater so zu gefallen gewußt, daß er über ihre Liebenswürdigkeit die Bedenklichkeiten altadeligen Stolzes vergessen hatte.

Es wurde mir von der Mutter der Vorschlag zur Heirath gemacht, und verstrickt wie ich war, willigte ich ein, nur die Bedingung stellend, die Trauung geheim zu

halten, da sie ja, wegen des Dranges der Zeit, ohne eingeholte Bewilligung des Königs und selbst ohne Vorwissen meines Vaters vor sich gehen müsse. Ich glaubte durch solche heimliche Verbindung für den Fall meines Todes die nöthige Sicherheit zu geben und für den Fall des Lebens mir ein Mittel aufzusparen, die Ehe wieder zu trennen. So verhaßt war mir der Gedanke einer ewigen Fessel, daß ich ungestüm an derselben rüttelte. Dennoch liebte ich Caroline, aber ich verabscheute die Ehe!

Nach wenig Tagen kam ein Pastor aus der Niederlausitz, der jetzt schon todt ist. Ich wurde zu D. gerufen, fand dort den geistlichen Herrn und einen Herrn v. Winterfeld, der gleichfalls todt ist. Es wurden Kerzen angezündet, der Priester legte sein Ornat an, schlug ein Buch auf, stellte mich neben Carolinen, las Formeln, steckte uns zwei Ringe an die Finger, fragte uns einige Mal, ließ uns jedesmal Ja sagen, und — Herr v. Winterfeld gratulirte zur Heirath.

Eine Welt lag auf mir, doch ich trug sie bis nach dem Abendessen, dann zog ich den Ring ab, legte ihn auf den Tisch und ging fort mit der übrigen Gesellschaft. In die freie Luft tretend, taumelte ich wie einer, dem die Sinne ausgehen, und lief die Linden auf und ab, bis ich dem Nachtwächter begegnete, welcher früher gegen harte Thaler mir zu Kiltgängen das verhängnißvolle Thor geöffnet. Wie über den Urheber meiner Verstrickung fiel ich mit Faustschlägen über den armen Menschen her und zwang ihn, in seiner Nothwehr die anderen Nachtwächter gegen mich aufzuschreien. Von ihren Schnarren, Pfeifen und Waffen verfolgt, entwich ich wie ein gehetztes Thier und kam athemlos in meiner Wohnung an.

An diesen Vorfall, meine heimliche Heirath, knüpft sich, als an den Hauptmoment des Lebens, die Entwickelung meines Geschicks in allen folgenden Jahren. Was ich gethan oder nicht gethan, entströmte dieser Quelle, denn mein Leben ist jahrelang nur eine Flucht vor den Verhältnissen der Ehe gewesen. Bin ich Länder durchzogen, habe ich mich an große Ereignisse angeschlossen, immer war der Hauptgrund dazu das Verlangen, mich der Macht eines Verhältnisses zu entziehen, das, mich verfolgend und überall wiederfindend, mich von jeder Ansiedlung losriß. So verderblich stark war in mir der Widerwille gegen jenes Band und die daraus hervorgehende Stellung in der Welt, daß derselbe mich zu einer Auflehnung gegen alles Gefühl der Dankbarkeit und des Anstands brachte, mich in den betrübendsten, vernichtendsten Zank verstrickte und als Folge davon zu kalter Starrheit verhärtete, mich von der menschlichen Gesellschaft wegstieß und endlich so isolirte und auf mich selbst abschloß, daß ich mich wie einen entwurzelten Baum in jedes Land habe versetzen können.

Verfeindet mit dem Leben in häuslichen Kreisen, habe ich Ersatz im öffentlichen gesucht, und gekränkt durch lästige Urtheile, denen ich jedoch mehr mich ausgesetzt glaubte, als ich sie wirklich vernommen habe, strebte ich mir einen rühmlichen Namen zu machen, der von anderen Bedingungen abhinge, als die sind, die man zu dem Ende an den bürgerlich ruhigen Menschen stellt. Nach langem Umherirren und durch Aufopferung äußerer Güter ist es mir gelungen, in der Fremde wieder in das Gleis eines geordneten Lebens einzulenken und den Schein eines

Glücksritters abzustreifen, der mit zunehmenden Jahren immer nachtheiliger wird.

Es ist unweise, es ist thöricht, mit dem Urtheile der Welt um eine kleine Ursache zu brechen. Gewaltsame Entschlüsse dieser Art müssen zwar der festen Sinnesart nicht unmöglich sein, jedoch nur in äußersten Fällen gebraucht werden. Zu häufig genommen, zeugen sie nicht von Charakterstärke, sondern von sittlicher Erniedrigung. Es ist nicht mehr feines, sondern stumpfes Gefühl, das sie ergreifen macht. Ich habe mich durch nichts wieder zu gleicher Handlungsweise drängen lassen. Was mich damals dem Urtheil der Welt trotzen hieß, war der zu große Werth, den ich auf die Meinung und die Vorurtheile der nächsten Umgebung legte. Wer mich hier versteht und in gleicher Lage gewesen ist, hebe, wenn er mag, den ersten Stein gegen mich auf! Doch zurück von der Abschweifung vorauseilender Gedanken zu meinem letzten Leben in Berlin.

Wenn ich nach jener entscheidenden Abendscene das D.'sche Haus betrat, so bemächtigte sich meiner ein Gefühl der Beängstigung, das mich bald wieder wegtrieb und mich dann auch auswärts lange nicht verließ. Ich glaubte, alle Menschen sähen es mir an, daß ich verheirathet sei. Meine Abreise von Berlin entriß mich diesem zwangvollen und unbehaglichen Zustande.

Fünfter Abschnitt.

Anfang des Feldzugs von 1806.

Prinz Louis begab sich in das Hauptquartier des Fürsten von Hohenlohe nach Dresden, und ich folgte ihm dorthin. Bei meinem Auftreten setzte ich die elegante Offiziersswelt in Erstaunen durch die Schönheit meiner Pferde und sonstige Pracht. Ich tummelte meinen Engländer damals wohl mit am beßten, wenn wir den Regimentern entgegenritten, die über die Dresdener Brücke aus Schlesien nach dem Erzgebirge marschirten. Prinz Louis that es mir jedoch weit vor an Natürlichkeit und Gewandtheit zu Pferde.

Nichts von der künstlichen Haltung und der erzwungenen Zusammenstellung dieser Truppen! Ein stolzes Vertrauen ging ihnen nicht ab, die Cavalerie hatte ein tüchtiges Aussehen, und die preußische Jugend war voll frohen Muths. Das sächsische Heer schloß sich den Preußen mit äußerer Aehnlichkeit an.

Die Ereignisse hatten viel Fremde nach Dresden gezogen. Diese Stadt war für politische Märtyrer aus den Ländern, die der Franzos bedrängte, ein Zufluchtsort; für Andere ein Beobachtungspunkt, von wo sie den

Begebenheiten zuzuschauen gedachten, welche die nächste Zeit im Norden Deutschlands entwickeln würde, nachdem ihre Erwartungen für das südliche Deutschland den traurigsten Ausgang genommen hatten. So fanden wir unseren alten Freund Gentz gemächlich in Dresden eingerichtet, und der Prinz brachte viele Stunden mit ihm zu. Zu den Reisenden, die sich in Dresden aufhielten, gehörte auch die Fürstin Bagration, eine Polin, die, gleich vielen ihrer Landsleute, ihre Heimath im Reisewagen hatte. Diese Dame und der Prinz hatten schnell sich gegenseitig angezogen, und noch pflegt und hegt die Fürstin die Erinnerung an ihn mit einem romantischen Schwunge, wie an einen schönen, jugendlichen, im Kampfe gefallenen Paladin. Wäre dagegen der Prinz am Leben geblieben, so hätten wahrscheinlich die nächsten Monate die Flamme gelöscht.

Außer der Fürstin Bagration hatten die Ereignisse auch andere vornehme Damen nach Dresden geführt, unter ihnen die Prinzessin Solms, Schwester der Königin von Preußen, die den Prinzen aus früheren Zeiten kannte.

Einst war ich bei ihr und fand sie in Thränen. Ich nahm sie nicht **ad referendum**, sondern ließ sie auf dem Rückwege in die Elbe fallen. Denn war ich gleich bereit, mit meinem fürstlichen Herrn jeden Schwung und jede That zu bestehen, so habe ich doch nie ein Privatgeheimniß mit ihm gehabt, indem ich die langweilige und gefährliche Vertrautenrolle mied. Auch taugte ich besser zum Schildknappen, und so ging Alles, was Intrigue war, glücklich an mir vorüber. Meinen eigenen Gängen nachgehend, sah ich nicht auf fremde, und was sonst mir von

dem Prinzen kam, war mir Geschäft, das ich nach Befehl ausführte.

Wer in Dresden ist, muß Tharand sehen, und so benutzte der Prinz einen freien Tag, um die Prinzessin Solms und Fürstin Bagration, sowie Gentz, Bose und einige andere Freunde bei einer wohlbestellten Tafel im dortigen Badesalon zu vereinigen. Doch alle Freude war verbannt bei dem abgemessenen Benehmen der beiden Damen gegen einander. Wir zogen neben und hinter einander durch die schmalen Irrgänge, welche um das Tharander Bad angebracht sind, damit sich die Leutchen dort hübsch auf trockenem Sand ergehen können, welchen die schöne Natur ringsum zu groß ist. Das ist aber so eine Eigenthümlichkeit der Sachsen, daß sie sich (außer in der vornehmen Zeit der polnischen Könige) immer kleine Anlagen machen, wodurch sie den großartigen Charakter der Natur ihres Landes nach den kleinlichen Beziehungen ihres Lebens umgestalten. Es ist ein frommes Völkchen, zierlich und manierlich, das den Hausbedarf vortrefflich zu ordnen versteht, sich aber aus dem Doppeltgefühl von Kraft und Schwäche nicht herauszufinden weiß. Mir sind die Sachsen immer vorgekommen wie die fleißigen Biber in Deutschland, zu ihrem Unglück von Raubthieren umlagert, die jedes halbe Jahrhundert die zierlichen Baue zerstören, damit die nächsten Jahre wieder Arbeit geben, denn im Ordnen und Ersparen ist das Sachsenvölkchen Meister. Möcht' Alles sein, sag' ich dazu, wenn mein eigener Bau bei der Gelegenheit nicht auch mit zerstört worden wäre!

Die Rückfahrt nach Dresden machte ich mit Gentz, dem ich in aller Unschuld seine Wissenschaft von den

Begebenheiten und deren wahrscheinliche Entwickelung abfragen wollte. Solches begegnet Denen, welche, wie ich damals, nicht wissen, wie die Weltverhältnisse sich in einander schieben, wie die Dinge an kleinen Häkchen hängen und an lockeren Fädchen zusammenschließen, aus denen die Politik des Tags ihr Gewebe wirkt, und klug oder finster darein schaut. Gentz war schon Diplomat genug, und als ich am Schluß des Gesprächs und der Fahrt bei mir überrechnete, was ich erfahren, fand ich als Facit, daß ich weniger wußte als vor dem Gespräch, da meine Gedanken noch ihre bestimmte Richtung hatten.

Die Umgebung des Prinzen erhielt in Dresden einen kernhaften Zusatz an Bose, Rittmeister der sächsischen Gardes du Corps, der Thielemann's Stelle als Generaladjutant vertreten sollte. Bose war ein tüchtiger Geselle nach jeder Seite hin und ward mir bald ein lehrreicher und lieber Gefährte.

Ein munterer Zecher, stark an Willen wenn auch schwach im Thun, doch ehrlich und derb handhabte er die Geißel des Witzes gegen die Narren und den ernsten Widerspruch gegen mächtige Taugenichtse. Sein langerprobtes Schlachtfeld war die Dresdener Ressource, der einzige Versammlungsort der vornehmen Eingebornen und Reisenden, sowie aller Gesandten. Hier von der Tafel aus, bei Speis' und Trank und nächtlicher Weile schlang Bose sein Band um die Welt. Niemand hatte Dresden gesehen, der Bose nicht kannte, der ihn nicht Worte gewichtigen Inhalts (eine seiner Redeweisen) hatte sprechen hören, wenn er sich nach 10 Uhr gemächlich zu Tische setzte, Diener und Wirth zusammenrief und anfing, seine Befehle vom Küchenzettel abzulesen. Die Mitternachts-

stunde sonderte bald die Schläfrigen und Bedächtigen ab, allein nie fehlte es an Freunden, Neugierigen, gelehrigen Zuhörern und lustigen Sprechern, welche am gewöhnlichen Platze, oben, der Thür gegenüber, sich um den dicken Bose sammelten.

Ein gehaltvoller und gewandter Sprecher, stimmte er erst das Gespräch nach den Anwesenden, um selbst den Müden bis in die Nacht hinein des Schlafs vergessen zu machen; es war ihm Bedürfniß, Menschen um sich zu haben, welche ihm die Zeit verplaudern halfen, weil er nun einmal nicht vor zwei, ja bisweilen nicht vor vier Uhr Morgens den Platz verließ. War auch Manchem dieses lange Sitzen zur Last, so gehörte es doch zum guten Ton, mit Bose die Nacht am Tische versessen, verplaudert oder besser verhört zu haben, und junge Leute erkauften gern mit einigen Stunden Schlaf den Namen eines Jüngers von Bose, welchen er selber scherzend seinen Freunden gab.

Fest saß er da auf seinem Stuhle, trank mit ruhigem Blut Punsch und Wein durcheinander, immer gleich bereit, die politische wie die literarische Welt in seinem Gespräche zu umfassen, besonders jedoch über Dichter und Schauspieler Musterung zu halten. Vor Göthe und Shakespeare beugte er sich tief; dann recitirte er öfters stundenlang mit dem Ausdruck innerer Wahrheit ausgezeichnete Produkte deutscher Dichter. Woher dieß Alles dem Menschen kam, wußte Niemand, denn sein ganzes Leben war eigentlich ein Nichtsthun, und doch fand man alles Schöne und Große in ihm, gleich als entströmte es einem Urquell. Auch das Praktische seines Standes war ihm nicht fremd, wie er es als Adjutant des alten

bekannten Kolliner Generallieutenants Benkendorf früher bewiesen. Eben so kannte er die Welt und viele der Hauptpersonen, die sie bewegten; und dennoch war er fast nie von Dresden weggekommen. Alles hatte sich zu ihm gefunden, sich an ihm erwärmt, erhoben und gerieben; denn er war keiner von den Menschen, welche den Leuten gern Flächen hinhalten, um bequem davon abzugleiten und sich nicht wehe zu thun. Im Gegentheil hatte er immer Spitzen und Ecken, die zwar nicht verwundeten, mit denen er aber den Menschen gern tüchtig auf den Leib drang, besonders solchen, die, möchte ich sagen, auf allen vier Beinen balancirten, um sich von den wärmern Lüftchen sanft anhauchen, von den stärkern forttreiben zu lassen.

Stand man nun nach langem, gehaltvollen, ernsteren oder lustigen Gespräche mit dem Nachtwacher vom Tische auf, waren die Bedienten ermuntert, das letzte Licht auf dem Gange wieder angeblasen, hatte man nun endlich den Tag mit der Nacht bezahlt und stand auf dem Markt vor der Ressource, so knüpfte der unermüdliche Redner hier bei hellem Himmel wieder ein neues Gespräch an. Zuerst wies er meist auf den Orion hin, denn auch die Sterne kannte er trotz einem Schiffer auf dem Meere. Seit jener Zeit, wenn ich bei sternhellem Himmel gehe, suche ich gleich in den weiten Räumen über mir den gegürtelten Orion auf, um meinem verstorbenen Freunde zu huldigen, der mir sein Andenken an vielem Großen hinterlassen hat.

Täglich zogen preußische Regimenter über die Dresdener Brücke und durch die Stadt, der Gebirgsstraße entlang, die durch Sachsen längs Böhmen in das Reich

führte, die natürlichste, geradeste Straße zu den Franzosen, denen es jetzt ernstlich zu gelten schien. Von der Elbe zum Rhein bezeichnete der natürliche Menschenverstand diesen Weg; doch das Natürliche paßte damals nicht in das Gebiet unserer politischen und militärischen Strategen, die in ihrer Vielwisserei und in der Verworrenheit ihrer Gedanken zuletzt wahrhaft dumm wurden und dem Moliere'schen bourgeois gentilhomme glichen, der zur Magd, d. h. zur Einfachheit, sagt, als sie ihm mit ihrem Besen auf den Leib rückt: „Du greifst mich nicht nach den Regeln an, il faut que tu m'attaques ou de tiers ou de quart."

Das Hauptquartier des Fürsten Hohenlohe, zu dessen Heerabtheilung der Prinz gehörte, brach nun allgemach von Dresden auf und bewegte sich über Altenburg, Chemnitz, Zwickau, Hof nach dem Main, wie man dachte. Der Prinz gab mir Befehl, mit seiner Feldausrüstung dem Zuge zu folgen, und ich machte mich allein auf den Weg. Voll Erwartung schaute ich in die nächste Zukunft, wußte nichts, dachte aber bald etwas Außerordentliches und überaus Günstiges zu erleben.

Der Prinz war von Dresden nach Böhmen gegangen, um in Eisenberg bei dem Fürsten Lobkowitz seine österreichischen Freunde zu sehen, welche mehr die Nähe der großen Begebenheiten als die Jagd dort an der Grenze versammelt hatte. Jedoch beschäftigte man sich auch mit letzterer, und auf einer Saujagd, dem Prinzen zu Ehren angestellt, war derselbe in einen Kampf mit einem verwundeten Eber gerathen, aus dem ihn, zur Verwunderung aller Jäger, nur Gewandtheit und Kraft, glücklich ohne Verletzung, gerettet hatten. Das Thier

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

wurde von dem Prinzen erlegt, einer der größten Eber, die auf der Eisenbergischen Herrschaft gejagt worden sind.

Am zweiten Marschtage, in Oederan, traf der Prinz bei den Truppen ein und brachte ein englisches Pferd, Slop, mit, in Eisenberg von dem Fürsten Schwarzenberg, jetzigem Feldmarschall, gekauft, eines der schönsten und edelsten Racepferde, dessen Schnelligkeit jedoch seinen neuen Herrn kurze Zeit darauf nicht vom Tode retten konnte.

Es wurde nun immer kriegsähnlicher um uns, mehr Truppen, engere Quartiere, viele Generale, Ordres und Dispositionen. In der Erinnerung ekelt mich diese Zeit der Verworrenheit an, die ich damals in meiner Unerfahrenheit nicht zu beurtheilen vermochte, was ich in meiner militärischen Ehrfurcht vor älteren Rangstufen auch nicht wagte.

In Chemnitz erhielt die Hohenlohe'sche Heeresabtheilung den Befehl, sich rechts durch das Voigtland an die sogenannte große Armee des Herzogs von Braunschweig, wobei der König war, heranzuschwenken, zum Erstaunen der Welt, indem dadurch die Stütze des Böhmenlandes für unsere linke Flanke aufgegeben ward. Tauenzien wurde dabei in Franken dem guten Glück überlassen, aber wir wollten es recht fein einfädeln.

Der Prinz war sehr bestürzt über diese Veränderung; doch immer verschlossener werdend, erheiterte er sich nur scheinbar oder gewaltsam, zur Täuschung für die, so ihn nicht kannten. Er machte alle Märsche zu Pferde, allein mit mir und einem Leibjäger. So kamen wir Ende September in Jena an. Einen täglichen Scherz gaben uns unterwegs die Sachsen, welche den Prinzen im Spencer, ohne Stern und Orden, nur für einen Lieute-

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

nant ansahen und sich einigemal an uns anschlossen, um in's Hauptquartier nach Befehl zu reiten, wohin, wie sie glaubten, uns gleiche Absicht führe. Ein anderes Mal erkannten uns Commandeurs, welche auf der Straße mit ihren Regimentern marschirten, und ließen gleich die Janitscharen anstimmen. Von diesen faßte einer des Prinzen Pferd einst ungestüm am Zügel und schrie ihn grob an, weil der Prinz im Vorbeireiten die Musikanten aus dem Takt gebracht hatte, und doch geschah der ganze Musiklärm ihm zu Ehren.

Das Hauptquartier des Fürsten Hohenlohe und des Prinzen war zu Jena, und in Erfurt erwartete man den König und den Herzog von Braunschweig.

Die Ungeduld des Prinzen wuchs mit jeder verlorenen Stunde, allein es konnte nichts geschehen, weil man noch Alles zu überlegen hatte, sogar ob Krieg oder Frieden sein sollte. Auch war dieß und jenes, alles nothwendige Sachen, in Berlin vergessen worden, doch es waren der klugen Leute zu viele zur Stelle, als daß nicht Alles gleich hätte von Neuem gemacht werden können.

Wie es nun mit dem Kriegsrathe in Erfurt ging, das Alles weiß man von Massenbach, der das Glas Wasser des Herzogs selbst nicht vergessen. Der Prinz mußte in Jena die Entscheidung und die Zurückkunft des Fürsten abwarten, ich wurde aber vorausgeschickt nach Rudolstadt, wo das Hauptquartier des Prinzen als Chef der Hohenlohe'schen Avantgarde angesagt war.

In dem Gewühl der vielen Offiziere, welche das Hauptquartier täglich versammelte, traf ich meinen Freund Alvensleben wieder, der immer noch aggregirter Rittmeister bei dem Cürassier-Regiment v. Holzendorf war.

Er sah meinen Stall, mit dem ich prunkte, und nahm mir eins meiner Pferde, für das er mir eine große englische Stute gab. „Das Pferd", sagte er, „kann Dir nützlich bei dem Prinzen werden, für mich beim Regiment ist es nicht so nöthig", — und „dieses Thieres Schnelligkeit entzog mich Banner's (Bonaparte's) verfolgenden Dragonern."

Der Auftrag, mit dem ich nach Rudolstadt geschickt wurde, war, dem dortigen Fürsten begrüßende Worte des Prinzen zu bringen und etwas von jenseits des Frankenwaldes zu erfahren.

Was wußte ich, wie dieß Letztere anzustellen war! Ich hatte nur Schlachten und Operationspläne studirt, wie sie fertig aussehen, und konnte mich in die Kleinigkeiten nicht finden, aus denen, wenn sie alle gut gemacht sind, erst das militärische Kunstwerk sich zusammenfügt. Jetzt merkte ich, wie es um mein Soldatenwesen stand. Von meinen Theorieen paßte nichts zur Wirklichkeit, daß ich was davon hätte gleich zur Anwendung bringen können. Ich stieß überall an Zweifel an und kam nicht vorwärts, hatte viel Wege und keinen einzuschlagen. Es war eine Pein!

Besser gelang es mir, die Ehrengrüße an den Fürsten von Schwarzburg auszurichten. Fein geschniegelt und geputzt trat ich vor Se. Durchlaucht, von dem Hofmarschall Kettelroth eingeführt. Ein Kaiser im Kleinen war der gute, freundliche Fürst, Gott hab' ihn selig! Soldaten zu Fuß und zu Roß, Minister, Hofräthe, Marschälle u. s. w. von Allem etwas, wenn auch im Ganzen nur so viel, daß Alles in einem mäßigen Saal unter Dach zu bringen war.

Am 7. Oktober kam der Prinz in Rudolstadt an, mit ihm seine Umgebung, Hauptmann v. Valentini, Quartiermeister, Kleist, Bose, Möllendorf, ein Offizier von des Prinzen Regiment, und zwei Ingenieur-Offiziere, von denen der jüngste Schubert hieß.

„Gott sei Dank, endlich hat man sich zu etwas entschlossen", war die Anrede des Prinzen an mich, als ich ihn im Entgegenreiten auf der Landstraße traf. Dennoch war er nicht heiter, nicht unbefangen. Er hatte in den letzten Tagen, wie ich bald sah, den Glauben an Erfolg aufgeben müssen und stützte sich nur auf sich selbst. So reich war er an Heldenkraft, daß auch jene verzweiflungsvolle Zeit ihn nicht beugte, und er, wenn Unverstand und Schwäche in der oberen Leitung ihn niederdrückten, in rühmlicher Selbsttäuschung seine Hoffnung auf den Muth und die Tapferkeit des Heeres setzte, ja sogar den Kampf ohne Sieg, wie der bevorstehende zu werden drohte, wenn er nur ehrenvoll war, einem schmachvollen Nachgeben vorzog. — Eine große Seele ist reich an innerem Trost und setzt in gleichem Maße an innerer Kraft zu, als äußere Schwäche nachgibt; sie kennt keine Verzweiflung und scherzt mit dem Leben, wenn in Zeiten der Erbärmlichkeit der Preis desselben sinkt. Er hatte, festen Sinnes, den Würfel über sich geworfen!

Die Ankunft des Prinzen wurde in Rudolstadt durch ein Mahl und einen Ball im Schlosse des Fürsten gefeiert. Die Abendgesellschaft erging sich in heiterer Art. Es hatte der Fürst die köstlichen Springbrunnen seiner Weinkeller öffnen lassen. Mich beschäftigte ein Fräulein Wurm, die, liebenswürdig, geistvoll und belesen, sich immer in Gedanken in ein Feldlager versetzte, um in sich

eine Jungfrau von Orleans zu beleben. Zu ihrem großen Vergnügen recitirte ich ihr alle passenden Stellen aus Schillers bekannter Tragödie, und sie wußte dann gehörigen Orts einzufallen.

Der kleine Fürst trieb es lustig nach seiner Art, bis ihm der Wein zu Kopfe stieg. Die Fürstin, eine anstandsvolle, verständige Dame entzog das wilde Männchen dem öffentlichen Skandal, indem sie sich mit der ganzen fürstlichen Familie in die inneren Gemächer zurückzog. Der Prinz folgte ihr und spielte noch, zum Entzücken und zur Verwunderung der Zuhörer, über eine Stunde im freien Laufe der Gedanken auf dem Piano. Das war sein Schwanengesang!

Nachschrift.

Die Handschrift von Nostitz schließt mit dieser Stelle. Er mag mehr von seinem Leben aufgezeichnet haben, aber die Fortsetzung ist nicht vorhanden, was um so mehr zu bedauern, da die nächstfolgenden Tage ein merkwürdiges Ereigniß herbeiführten, in welchem er, durch seine Stellung, eine hervortretende Gestalt ward. Es war dieß das Gefecht bei Saalfeld. In seinen Papieren haben sich darüber keine Aufzeichnungen gefunden; erst später beginnen briefliche Mittheilungen und Tagebücher, welche die zweite Abtheilung dieses Büchleins füllen sollen. Um dem Leser jedoch einen Faden an die Hand zu geben, der ihn im Zusammenhange erhält, folgt hier ein kurzer Abriß des Lebens Nostitz's in der Zwischenzeit, wobei anderweitige handschriftliche Quellen benutzt worden sind.

Drei Tage nach dem eben beschriebenen heiteren Fest auf dem Schlosse zu Rudolstadt fiel am 10. October 1806 das unglückliche Gefecht bei Saalfeld vor, worin die sächsischen und preußischen Truppen, hier unter den Befehlen des Prinzen Louis, von der Uebermacht der herandringenden Franzosen nach tapferem Widerstande überwältigt wurden. Schon hatte der fünffach zahlreichere Feind

die ihm entgegenstehenden Schaaren zurückgedrängt und bereitete einen Reiterangriff vor, um Unordnung in ihren Rückzug zu bringen, als die entschlossene Haltung des sächsischen Regiments Churfürst zwei ansprengende französische Husarenregimenter zum Umkehren nöthigte. Fünf Schwadronen sächsischer Husaren glaubten diesen Augenblick günstig und warfen sich, von Prinz Louis angeführt, mit Ungestüm auf die linke Flanke der französischen Cavalerie. Der Angriff scheiterte an der überwiegenden Macht des Feindes, dessen zweite Linie durch eine schnelle Wendung in beide Flanken der ansprengenden sächsischen Husaren fiel. Die Unordnung der zurückgeworfenen Haufen, die von der feindlichen Ueberzahl verfolgt wurden, theilte sich den Schwadronen mit, die noch Stand hielten, und durcheinander stürzten sächsische, preußische und französische Husaren bei dem auf Wöhlsdorf zurückgehenden Geschütz vorbei. Vergeblich stemmte sich der Prinz der Flucht entgegen. Er ward mit hineingerissen. Der Wichtigkeit seiner Stellung zuletzt eingedenk, suchte er sich der Verwirrung zu entziehen. Sein vortreffliches Pferd, dessen Nostitz gedenkt, hätte ihn auch aus der Gefahr gebracht, aber beim Uebersetzen über einen Zaun, unweit des Einganges von Wöhlsdorf, blieb es mit einem Fuße hängen. Ein ansprengender französischer Husar versetzte in diesem Augenblicke dem Prinzen einen tiefen Hieb in den Hinterkopf; zugleich stürzte ein französischer Wachtmeister vom zehnten Husarenregiment, Namens Guindé, auf ihn los und rief ihm zu, sich zu ergeben. Der Prinz antwortete durch einen Säbelhieb, empfing aber selber einen Stich in die Brust. Noch hielt er sich einige Augenblicke zu Pferde, geleitet von

seinen herbeigeeilten Adjutanten, dem Hauptmann v. Valentini und Nostitz, von denen der Letztere auch schon einen Hieb in den Arm erhalten hatte. Der Feind drängte heftig nach. Der Prinz schwankte, sank; Nostitz fing den Sinkenden in seinen Armen auf, aber schon verhauchte er sein Leben. Nostitz, Valentini und noch ein Husar von Schimmelpfennig kämpften mit den Feinden um den Leichnam. Aber diese sprengten in Haufen heran, die nicht zu überwältigen gewesen wären. Es mußte jetzt gerettet werden, was noch zu retten war. Nostitz, gedrängt von der Menge und schon aus eigenen Wunden blutend, ergriff des Prinzen Taschenbuch, und das Pferd, dessen er in seiner Lebensskizze erwähnt, brachte ihn, den tapfern und im Einzelkampf nicht leicht zu bewältigenden Riesen, glücklich aus dem Getümmel. Gegen den todten Prinzen wütheten indeß noch die feindlichen Husaren, und man fand seinen nackten, ausgeplünderten Leichnam von 13 Hieb- und Stichwunden zerfetzt. Seine Leiche wurde nach Saalfeld gebracht und dort vorerst in der Fürstengruft, später in der Domkirche zu Berlin beigesetzt.

Nach der unglücklichen Schlacht bei Jena und bei dem Rückzuge auf Prenzlow, wo besonders die Reiterei so wenig ihre Pflicht that, zeichnete sich Nostitz bei mehren Gelegenheiten aus. So ward er am 22. October nebst seinem Freunde, dem Rittmeister v. Alvensleben, mit einem Kommando Husaren in die Gegend von Berlin entsandt, um über das Vorrücken des Feindes, über welches die beunruhigendsten und unwahrscheinlichsten Gerüchte umherliefen, sichere Nachrichten einzuziehen; denn von dem General Schimmelpfennig, der mit einer starken

Reiterabtheilung nach dieser Seite vorgeschoben war, um die rechte Flanke zu decken, erfuhr man gar nichts. Alvensleben und Nostitz kamen glücklich von ihrer Erkundigung zurück, die sie bis gegen Spandau und Berlin ausgedehnt, und brachten die Bestätigung der Nachricht, „daß ein ansehnliches feindliches Cavaleriecorps über Oranienburg und Liebenwalde zur Verfolgung der Hohenlohe'schen Armee aufgebrochen sei, und daß die Corps von Bernadotte und Lannes Befehl erhalten hätten, dieser Cavalerie in Eilmärschen zu folgen."

Am 27. October auf dem ferneren Rückzuge kam eine halbe Stunde vor Boitzenburg die betrübende Kunde, „französische Reiterei sei an diesem Orte eingerückt, und Murat mit mehren Cavalerieregimentern in der Nähe. Der Fürst Hohenlohe, der gar keine Reiterei bei sich hatte, ließ einige Grenadierbataillone und berittene Kanonen dagegen anrücken, um den Feind aus Boitzenburg hinauszuwerfen und den Weg nach Prenzlow wieder zu öffnen. Alvensleben und Nostitz zeichneten sich auch hier wieder aus. Von einer mit 36 Blücher'schen Husaren gemachten Patrouille zurückkehrend, stürzten sie sich auf die feindlichen Trupps, machten einige Gefangene und wirkten zur Vertreibung der Franzosen aus Boitzenburg mit.

Man befürchtete, der Feind habe Prenzlow schon besetzt; man wollte selbst feindliche Wachtfeuer dort gesehen haben. Man sandte daher von Schönermark Patrouillen dahin ab, um bestimmt zu erfahren, ob Prenzlow vom Feinde besetzt sei oder nicht. Gleichsam als hätte der Fürst nicht recht getraut, als bis er Nostitz geschickt, sandte er diesen, „zu mehrer Vorsicht", wie es

hieß *), mit dem Blücher'schen Husarenkommando dahin ab. Am 28. gegen 6 Uhr Morgens kam derselbe mit der Jubelnachricht zurück: „Prenzlow und die Umgegend sei vom Feinde unbesetzt, und im Orte selbst Alles aufs Beßte zur Verpflegung von Menschen und Pferden veranstaltet." Die Kolonne setzte sich sofort in Marsch dahin.

Dort traf nun das bekannte traurige Schicksal jene tapfere Schaar, mehr durch die Fehler der Anführer, als durch Mangel an Muth und Hingebung der Truppen. Nostitz scheint noch vor Abschluß der Capitulation allein oder mit seinem Trupp sich durchgeschlagen zu haben, denn einige Wochen später, im November, sehen wir ihn in Preußen mit vielen anderen dahin gelangten Offizieren **). Hierauf gehörte er zu der Besatzung, die Danzig vertheidigte, und focht und blutete in den Schlachten, die dem Feinde in Preußen geliefert wurden.

Nach dem Frieden von Tilsit verließ er die bisherigen Dienste und wandte sich nach Oesterreich. Es hatten sich in dieser Zeit unter den preußischen Offizieren Verbindungen gebildet, deren Zweck Bekämpfung der Franzosen in Deutschland und Vorbereitungen zu solchem Ziele waren. Nostitz scheint zu diesen Verbindungen gehört zu haben. Als hierauf 1809 die österreichischen Rüstungen gegen Napoleon begannen, versuchte Nostitz, wohl im Zusammenhang mit jenen Verbindungen, zu Prag in Böhmen aus preußischen und anderen deutschen Flüchtlingen eine Freischaar

---

*) Vergl. Bericht eines Augenzeugen. (Tübingen, 1807.) I. Bd., S. 203.

**) Vgl. hierüber Bericht eines Augenzeugen. I. Bd., S. 190, 196, 201, 203, 204.

zu errichten, die die fränkische Legion hieß. Von England aus wurden diese Bestrebungen zwar mit Geld, doch in beschränktem Maße, unterstützt, und bald machten ungünstige Umstände und der Wiener Frieden ihnen ein Ende.

Für Nostitz hatten sie jedoch noch fernere Folgen. Auf Verlangen der Franzosen, denen er als ein Haupt gegen sie gerichteter Verbindungen angegeben war, mußte eine Untersuchung seines Benehmens begonnen und Haft über ihn verhängt werden. In dieser verbrachte er einige Zeit gegen den Schluß des Jahres 1809 zu Brüx in Böhmen. Die Hauptbeschuldigung bestand darin, daß er seine Legion dem Herzoge von Braunschweig-Oels auf dessen Kriegszuge durch das nördliche Deutschland habe nachführen wollen. Er rechtfertigte sich jedoch auf eine seinen Richtern genügende Weise und erhielt bald darauf eine Anstellung als Major beim Meervelbschen Uhlanenregiment. Im Jahre 1812 machte er den Feldzug in Polen unter Fürst Schwarzenberg mit, verließ aber schon 1813 die österreichischen Dienste, um im russischen Heere gegen die Franzosen zu fechten. Seinen Uebertritt erzählt er in einem Briefe an den Staatsrath Merian auf folgende Weise:

„Im Jahre 1813, als die Preußen die Allianz mit den Russen schlossen, reiste ich den 19. März nach Liegnitz und fand dort das preußische Hauptquartier unter Blücher. Der erste Militär, dem ich auf dem Marktplatze begegnete, war Gneisenau, in Generalsuniform, mit glänzendem Gefolge. Er empfing mich aufs Freundlichste, küßte und drückte mich auf der Straße, und sah mein Erscheinen als eine glückliche Vorbedeutung an, weil er immer bei günstigen Ereignissen auf mich gesto-

ßen sei. Auf seinem Zimmer fragte er mich, wie ich wollte angestellt sein? „Ich trete in russische Dienste," war meine Antwort mit einer Art von Verlegenheit. Langes, freundliches Zureden von seiner Seite, von der meinigen Beharren; aber darum kein kalter Abschied. Ich reiste weiter nach Breslau. Wallmoden war vor mir gegangen, ich wußte, daß er mich brauchen könnte und daß ich durch seine Verwendung eine Stelle in der russischen Armee finden würde, ohne dazu mich persönlich darzustellen, was ich nicht konnte, weil ich zum Auftreten im Kalischer Hauptquartier nicht Geld genug hatte. Meine ganze Habe bestand in hundert Ducaten und einem eleganten Wagen. Von Breslau schrieb ich an Wallmoden nach Kalisch, er möchte mir bei sich eine Anstellung verschaffen, und dann wollte ich mit derselben an Tettenborn, der bestimmt war, unter seinen Befehlen zu stehen, gelangen, um von dem alten Kumpan eine Schuld von 120 Friedrichsd'or zu meiner Equipirung einzutreiben. So hatte ich es mir ausgedacht, und so geschah es."

Im russischen Heere den Generalen Winzingerode und Czernyschew zugetheilt, leistete Nostitz in den Jahren 1813 und 1814 die wesentlichsten Dienste. In dem Treffen an der Göhrde hieb er an der Spitze einiger Schwadronen die tapferste französische Infanterie zusammen und gab bei allen Gelegenheiten die glänzendsten Beweise persönlicher Tapferkeit. Als nach der ersten Einnahme von Paris und der Beruhigung Frankreichs die europäischen Staatsangelegenheiten auf dem Congreß zu Wien geordnet wurden, war es ihm vergönnt, mit anderen ausgezeichneten russischen Militärs sich dort einzufinden und

das Gefolge des Kaisers zu bilden. Mitten unter den verlockenden Zerstreuungen jener Tage suchte er einzelne Züge der Zeit in flüchtigen Skizzen aufzufassen und sandte diese Aufzeichnungen seinem Freunde Merian nach Dresden. Sie bilden eine Art Tagebuch, das hier nachstehend mitgetheilt ist. Zunächst folgt jedoch ein Brief, den Nostitz an den General Graf Gneisenau gleich nach der Beendigung der Kriegsoperationen im Jahre 1814 über eine durch die Niederlande gemachte Reise schrieb. An denselben reihen sich dann Briefe über spätere Ereignisse und Wahrnehmungen, die wie eine Fortsetzung des Lebensabrisses angesehen werden können. Es ist bei ihrer Anordnung die Zeitfolge beobachtet, ohne daß jedoch Zusammengehöriges deshalb getrennt worden wäre. Die genialen Briefe von Merian sind eine erläuternde und, auch für sich selbst betrachtet, gewiß anziehende Zugabe. Das Ganze liefert, in den unbefangenen Urtheilen handelnder Männer, einen sicherlich nicht zu verwerfenden Beitrag zur näheren Kenntniß und Charakteristik eines der wichtigsten Zeiträume neuerer Geschichte.

Als Beitrag zur Charakteristik von Nostitz führen wir noch folgendes Schreiben von Rahel an Varnhagen an, vom 9. Januar 1812 *):

— „Ich schreibe jetzt nur, um Dich inständigst zu bitten, ehe er nach Wien verschwindet, dem Hrn. v. Nostitz ja seinen Traum von Prinz Louis und Schiller's

*) Vergl. Rahel, ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Berlin, 1834. Bd. II., S. 1.

Geisterseher abzufragen und ihn genau aufzuschreiben! Auch laß Dir Louis' Tod genau erzählen und schreib' ihn auch auf. Mir erzählte er beides göttlich: so naiv, so darstellend, so unbewußt schön, so natürlich; mahn' ihn an, daß er's wieder so mache, aber sag' ihm nicht, zu welchem Zwecke. Er liebt es gewiß nicht. Ich fand ihn sehr zu seinem Vortheil verändert. Einfache, angenehme, kriegerische Haltung; wahrhaft einfach, angenehm. Unschuldig, liebenswürdig, und so herzlich als schicklich gegen mich, und erforderlich gegen den Rest. Wir sprachen innig von unserem geliebten Freund, Nostitz wie ich's nur wünschen konnte. Grüß' ihn sehr von mir, als einer großen ‚Wohlwollenden'. Marwitz konnt' ich gar nicht genug von ihm erzählen: der quälte mich eben so in einem Briefe, Dir diesen noch heute zu schreiben, da ich einmal das Project, Du solltest Tod und Traum aufschreiben, hatte laut werden lassen."

Die Erzählung Varnhagen's von des Prinzen Tod (in Galerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang, Leipzig, 1836, Bd. 1, S. 287) stimmt übrigens mit der von uns oben beigebrachten im Wesentlichen überein und hat keine weiteren Nebenumstände.

Zweite Abtheilung.

Auswahl aus Briefen und Tagebüchern.

1.

An den General Grafen v. Gneisenau.

Utrecht, den 20. Juli 1814.

Sie sehen selbst, mein Herr General, wie gefährlich es ist, Freiheiten zuzugestehen; kaum haben Sie mir gesagt, daß ich Ihnen schreiben dürfe, und gleich ist ein Brief da.

Hätte ich Ihnen nur etwas Kluges zu sagen, so könnte ich mich schon über den Raub beruhigen, den ich Ihrer Zeit anthue; allein ich weiß auch gar nichts vorzubringen, was so recht witzig, weise und neu wäre, und so muß ich denn schon vor Sie hintreten mit dem offenen Geständniß, daß ich diesen Brief geschrieben, Ew. Excellenz möchten sich meiner erinnern.

Nachdem ich endlich nach einem dreimaligen Abschiede Aachen verlassen, bin ich froh und wohlgemuth an meinen Reiseplan gegangen und habe nach einander Spaa, Lüttich, Brüssel, Antwerpen und Utrecht durchzogen. Was ich da allenthalben gesehen und erfahren, kann wohl nichts Neues sein. In den Niederlanden: einen Garten und viel Fuhrleute mit häusergroßen Lastwagen; in Holland: Sumpf und Wiesen und lauter Schiffe, die mit hohen Segeln, wie in einem op=

tischen Spiele, durch das Gras zu gleiten scheinen; die Städte recht freundlich, nur nicht munter; in den Lüften, von den Thürmen herunter, zu jeder Stunde Klang und Herrlichkeit, besser wie das Carillon in Potsdam; und auf der Erde ein gutes Pflaster. Ueberall theure Rechnungen, selten hübsche Menschen, je weiter hinab, desto plumpere Weiber. In jeder Stadt ein schlechtes Theater, die consequenteste Institution neuerer Zeit, denn fast Niemand ist zu Hause, und auf den Bretern geht der Spektakel immer fort.

In Brüssel, einem flachen Plateau, mit einem Park mitten in der Stadt, von einem Kranz von Palästen umgeben. Die Stadt hat ganz das Ansehen einer vacirenden Residenz, und ist darum langweilig wie eine alte Hofdame. Abends ging ich in den engen Straßen herum, um Göthe's Klärchen zu suchen; da ich aber kein Egmont bin, so habe ich mit einem prosaischen Klärchen fürlieb genommen.

Antwerpen, welch interessanter Anblick für den Binnenländer! Der erwachte Handel schickt noch ganz schüchtern seine besegelten Boten vor den Schanzen, Kanonen, Pallisaden vorbei, welche in dem letzten Jahre die Stadt Antwerpen zu einem Eigenthum des Kriegs gemacht.

Es ist merkwürdig für einen Militär, den Ort in Augenschein zu nehmen, an dem ein Karnot sein Vertheidigungssystem hat bewähren sollen. Seine Verwaltung war eine Herausforderung an sein Genie, und er scheint dieselbe allen Ernstes angenommen zu haben, nach den Vertheidigungsanstalten zu schließen, welche durch Herstellung der alten Werke und durch Hinzufügung von neuen gemacht worden sind.

Das Vertheidigungssystem auf dem rechten Scheldeufer besteht in einem befestigten Lager für 5000—6000 M., am Ende der Werfte, westlich an die Schelde und östlich an die Citadelle lehnend. Diese bildet den Hauptpunkt der Festung und beherrscht, obgleich so gut defilirt, daß man sie wenig von ferne sieht, dennoch den Fluß, alle Werke und die Stadt, von der sie durch einen freien Platz, die Esplanade, getrennt ist. Sie bildet ein fünfseitiges regelmäßiges Polygon von Bastionen und Ravelins, nebst doppeltem breiten Wassergraben. Herzog Alba hat sie mehr gegen die innern Feinde als gegen die äußeren anlegen lassen. An sie legt sich als dritter Theil der Hauptbefestigung die eigentliche Festung an, deren Hauptwall in einem großen Halbbogen östlich wieder an die Schelde stößt. Er ist hoch und ganz bekleidet, doch, als Rest einer älteren Befestigung, mit sehr langen Linien und kleinen Bastionen, deren Nachtheilen neuerdings durch kasematirte Batterieen in den zurückgezogenen Flanken (orillons) abgeholfen ist, indem solche mit je zwei verdeckten Kanonen jetzt den Graben der Courtine und die Thore bestreichen. Die Außenwerke, halb bekleidet, sind neuer, zum Theil ganz neu, und man sieht an der Nachhülfe von Lünetten und Traversen, daß die Anlage nicht nach einer Idee gemacht worden ist.

Die Festung hat drei Thore und mag wohl wegen des festen und flachen Bodens auf der Seite gegen Brüssel und Utrecht am meisten exponirt sein. Ihre Hauptvertheidigung liegt jedoch in den breiten und tiefen Wassergräben, die nach allen Seiten auch die Außenwerke umgeben. Auf dem anderen, dem linken Ufer der Schelde,

hat schon längst bei der Ueberfahrt ein bastionirtes Werk, la tête de Flandres, bestanden, dem zu beiden Seiten, gegenüber den Endpunkten der Stadt, zwei Schanzen lagen, von denen man Verbindungsgräben gegen die tête de Flandres und vorwärts derselben gezogen hat, der Umriß einer neuen Stadt und Festung.

Es ist übrigens wegen der tiefen Wiesengründe jenseits sehr schwer zu approchiren; und hätte man auch dieses linke Scheldeufer, so hat man über den nicht 1000 Schritt breiten Strom noch ein starkes Feuer zu erleiden, aus den neu angelegten Batterieen von den Werften und Quais, welche beide längs der Schelde fortlaufen und sich an dem unteren Ende der Stadt bei den Bassins endigen.

Ein Wald von Masten schwankt jetzt an dem gemauerten Ufer, und die Schiffsleute binden die Nachen an die Kanonen an, eine Allegorie der verschwundenen Handelsschüchternheit.

Die beiden Bassins sind herrliche Monumente der Wasserbaukunst, und die ungeheueren Schiffe, welche man in dem engen Raume liegen sieht, wie z. B. der Friedland, erwecken das vielgebrauchte Bild vom sichern Hafen fürs Leben, vorzüglich wenn man es den zerstoßenen und zerflickten Kolossen an allen Ecken und Enden ansieht, daß sie ein stürmisches, feindliches Element fliehen mußten.

Die Schiffswerfte haben durch ihre Neuheit mich sehr beschäftigt. Welche thurmhohe Massen von Schiffsgerippen, vierzehn allein, aus denen Hauptschiffe gezimmert werden sollten!

Diese Meeresriesen mahnen mich lebhaft an den

Landriesen, ihren Schöpfer, und an die Hinfälligkeit menschlicher Größe. Da stehen sie, von Balken und Gerüsten mühsam emporgehalten, durchsichtig, nur der Schattenriß des werdenden Gebäudes. Tausend Arme bereiteten sich willfährig, das Werk zu vollenden; nun aber der Mann sein Donnerwort nicht mehr erschallen läßt, das jene Werke ins Leben rief, bleibt Alles müßig, und jeder Lump stellt sich naserümpfend hin und meint, diese Macherei tauge nichts, könne nicht halten, der Stoff sei unbrauchbar, die Arbeit übereilt, und was der Weisheit mehr ist, die nur urtheilt und nicht handelt.

Das Schicksal von Antwerpen so wie der ganzen Provinz ist jetzt die lebhafteste Beschäftigung aller Belgier. Die Antwerper erwarten mit Ungeduld, daß man ihre Festung sprenge, wie es heißt, und sie werden dann in ihren Villen und Gärten froh sein, wie weiland der deutsche Bauer, wenn sich der Sohn auf der Häckselbank den Finger abschnitt.

In einer Gesellschaft hörte ich einen Erzfranzosen dafür raisonniren. „C'est une sottise", sagte er unter Anderem, „que d'avoir une place forte au milieu d'un pays."

„Ihr Herr Gemahl", schrie ich quer durch den Zirkel seiner Frau zu, läßt sich durch die Abneigung gegen Bonaparte zur Ungerechtigkeit gegen dessen militärischen Blick verleiten; denn was der Herr da sagt, ist nur ein Hieb gegen Bonaparte, der mitten in Sachsen Torgau befestigte."

Man zieht sich nun wohl zuweilen durch glückliche Ausfälle aus der Sache, aber zum Teufelholen bleiben mir immer die politischen Gespräche in Belgien. Ich

habe nun so viele, als mir der unbewachte Sinn hat preisgegeben, angehört, habe alle die Flugschriften pro und contra durchgelesen und nichts gefunden als Engherzigkeit und Anachronismen.

Die Meisten und vorzüglich der Adel wollen Oesterreich; sie stützen sich auf die alte Zeit und beschwören die abgeschiedenen Geister ihrer ehemaligen Capitulationen: es wäre Eins, der Pariser Friede und jener der Pyrenäen. Ja man will den burgundischen Kreis wieder in den Pergamenten lesen; doch selbst in Deutschland macht man von den Eseln einen besseren Gebrauch, als ihre Haut mit Zeugs zu beschreiben, was der Löwe doch nicht lesen mag. Das Volk hat hier in Belgien nichts gethan, nicht einmal den letzten Schlag mit der Hufe gegeben; und allenthalben ein Pochen auf einen neuerrungenen Willen und auf die alten wiedererwachsenen Rechte. Die paar Soldaten, die man Belgien abgedrückt hat, sind ein kümmerliches Machwerk. Die Offiziere in den obersten Graden meist ungediente Leute, und die anderen zum größten Theil Franzosen, und zwar meistens noch Ausreißer oder Gefangene, die man in der Zeit des Aufruhrs nicht wohl abweisen konnte, deren zu rasche und zu hohe Anstellung aber keinen guten Kern für die zukünftige Armee geben kann.

Die moralische Stimmung in Holland ist, so weit ich sie erkannt, auch nicht viel besser: acti labores jucundi; post nubila phoebus oder vielmehr phlegmatici! Daß doch die Menschen ihre Zeit nicht begreifen! Von einer gegenseitigen Abwägung der Staatskräfte, von einem lebendigen Gleichgewicht der Theile zum Ganzen, in dem jeder Einzelne seine Stärke finden soll, von einer

planmäßigen Vorbereitung auf unvermeidliche Fälle, von allem dem will Niemand etwas wissen. Wenn nur so alle Fächer des Staats, wie man es gewohnt ist, ausgefüllt sind, wenn es, um von dem Odiosesten zu sprechen, nun auch Soldaten gibt, die früh zur Wachtparade trommeln, und Abends beim Zapfenstreich mit den Gassenjungen gravitätisch durch die Straßen ziehen, wie **Jocrisse, qui mène ses poules pisser**, wenn das Alles so fein wieder gemacht ist, wie es sonst war, so ist es schon gut. Die Sachen sind ja recht ordentlich wieder aufgestellt, stehen alle wohlgeordnet neben einander, sind auch wohl hier und da im Einzelnen besser geworden: Keiner aber denkt daran, daß das Staatsgebäude höchstens einem wohlgeordneten Säulengang gleicht, aber ohne Kuppel, und darum ohne Verbindung, ohne Ausführung der Idee und ohne Obdach gegen Blitz und Regen. Doch wozu langer Rede, ich sage mit Schiller: „Der Soldat zäumt ab, der Bauer spannt ein, und bald wird's wieder das Alte sein."

Ich habe in den holländischen Städten auch schon neue Soldaten gesehen, zu Pferd und zu Fuß. Das sieht so aus, wie gewöhnlich die Soldaten aussehen, und damit ist gewiß schon mancher Staatsmann höchst zufrieden. Ist doch nichts leichter als Solduten zu machen, denn Kleider machen Leute. Aber die Menschen zu einem Kriegsinstrument zu bilden, dazu bedarf es eines Geistes, und zwar in Holland eines recht heiligen, um den französischen Teufel auszutreiben.

Man klagt hier auch, ob mit Recht weiß ich nicht, daß die Holländer, welche in der französischen Armee gedient, gegen diejenigen zurückgesetzt würden, welche in

den langen Kriegen gar nicht oder nur kurze Zeit gedient. Man darf, nach dem Gange des menschlichen Alters, bei dieser Maßregel nicht vergessen, wenn man die alten Diener nimmt, daß 24 Jahre älter, und wenn die jungen, daß 24 Jahre klüger machen. Nur Zucht, und die Franzosen sind die beßten!

Wenn ich sonst noch von meiner bisherigen Reise in Holland Bemerkungen über das Land und die Leute machen sollte, so müßte ich mich in dem Lobe des Fleißes, der Betriebsamkeit, des Ordnungssinnes und der Reinlichkeit ergießen. Aber welche Einförmigkeit in den Kanälen, die wie Fäden neben der langen geraden Chaussee gezogen sind, welche Geschmacklosigkeit im Anzuge und in den Fuhrwerken, welche Langeweile unter den Menschen, die nicht gern sprechen, damit ihnen die Thonpfeife nicht ausgehe, und die nicht gern gehen, daß ihnen wieder die Thonpfeifen, die ewigen Gefährten, nicht zerbrechen. Das Rauchen als Nationalsitte ist eine widerwärtige Mode, denn es macht die Menschen dickmäuserisch und indolent.

Das weibliche Geschlecht ist monstruos und geschmacklos; das jüngste Mädchen in der Landestracht sieht, aus der Kontusche und der runden Haube, wie ein altes Weib aus, und diese haben zum Unterschied nur ein Paar schwarze Pflaster an den Schläfen. Ich hatte geglaubt, das Volk könne nicht lustig sein, aber da habe ich in Utrecht einen Jahrmarkt, eine Kirmeß gesehen und bin von der Meinung zurückgekommen. Das Kaufen und Verkaufen ist hierbei das Wenigste; es ist kein Geschäft, was die Menschen zusammenbringt, sondern die Lust, recht zu jubeln und froh zu sein. Ein großer Platz,

weit weg von dem Markt, dem Verkehr des Handels, ist von einer satten, fetten und recht tüchtig gekleideten Menschenmasse angefüllt, die zwischen Reihen von Buden wogt, in denen Männer und Weiber ohne Ende Waffeln backen; wo Marktschreier Zähne ausziehen, wo ein Kerl mit offener Brust, in rother Jacke, das Volk auf sein Kunststück, sich mit glühender Zange zu kneifen, vorbereitet. Jetzt geht es los; doch daneben ist ein Ochse zu sehen, der wiegt 3500 Pfund, und die Masse strömt zu dem Thiere.

Ein Wachsfigurenkabinet zeigt den Napoleon im Gefängniß zu Fontainebleau, wie er den Papst anfleht, ihn vor dem Teufel zu retten. Dort brummt ein Bär, hier brüllt ein Löwe; beide überschreit ein Redner von der Tribüne herab; er zankt sich mit Harlekin und ladet zu seinem Possenspiele ein. Ein Taschenspieler trommelt seine Künste aus, ein Affe grinset sie an; in größeren Buden springen Pferde und bereiten sich die optischen Spiele zur Nacht vor. Kurz, Sie wissen nicht wohin; ein Sausen und Brausen stürmt unabläßig um Sie herum, und aller Lärm und Spektakel ist hier durch und für das Volk; ein feiner Rock spielt eine Nebenrolle, und der Frack gilt an diesem Tage gar nichts. Lauter derbe Genüsse, Bier, Wein, Braten und Kuchen; nichts von Eis und Limonade.

Nun wird es Nacht, und ein neues Leben erwacht über Ihnen, so wie der Platz sich leert. Es füllen sich alle Tanzsäle, und das Volk springt noch um Mitternacht so weidlich drein, daß es wohl unter acht Stunden noch nicht den Athem verlieren wird. Wenn Sie

sich so unter dieser Freude herumdrehen, so athmen Sie immer Fett, Speck und Butter, weil ewig auf den Straßen gekocht, gebraten und gebacken wird. Der Genuß des Holländers fällt ihm aus einer fetten, dicken Atmosphäre zu.

Nun lassen Sie mich mit dem Jahrmarkt schließen, mein Brief würde sonst wie eine Encyclopädie, eine Trödelbude.

Ich habe die Generale Wallmoden und Dörenberg in Brüssel gesehen. Die Preußen haben nun endlich die russisch-deutsche Legion geschluckt; Brocken werden sie wohl davon zurückgeben. Wallmoden zieht, wie der Vogel aus dem Käfig, der langersehnten Donaustadt zu, Dörenberg geht auf vierzehn Tage nach England und dann zurück nach Brüssel, um bei den Engländern über die hannöversche Cavalerie zu brigadieren. Er will die goldene Spindel abspinnen, die ihm die Engländer reichen, so lange sie in Deutschland sind.

Der Erbprinz von Oranien soll als englischer Generallieutenant, statt Graham, der zurückgeht, das Corps in Belgien commandiren.

Vergeben Sie mir nur, mein General, den langen Brief, der Faden ist mir durchgegangen. Ich gehe nun nach Amsterdam und bleibe dort einige Zeit. Bewahren Sie mir Ihre Gunst, darum bittet Sie unter Versicherung der tiefsten Verehrung u. s. w.

Nostitz.

2.

An Karoline M** (Clärchen).

Dresden, den 4. Nov. 1814.

Du erhältst den Brief nach meiner Ankunft in Dresden. Schwerfälliger als die leichten Gedanken, folgt er ihrem schnellen Fluge nur langsam nach, ein unentbehrlicher Dolmetscher des Gefühls, das mich zu Dir, meine Karoline, stündlich zieht.

Unser erstes Zusammentreffen, jedes Gespräch darin geführt, und unser letzter Abend, in seinem Schweigen beredter als jedes frühere Gespräch, sind alles zarte Faden, an denen sich mein Geist durch ein Reich von Liebe zu Dir schwingt und sich an Dich schmiegt, als den schönsten Theil meiner selbst.

— Reich an äußerem Schimmer, bin ich arm an innerer Freude. Eitelkeit, Täuschung und Verwirrung jeder Art haben mein Herz in sich zusammengezogen, und wenn es dem Gefühl entgegenschlägt, so gehört Dir jeder Pulsschlag.

Wir wollten uns, sagtest Du, bei der Freundin sehen; der Plan ist herrlich, und seiner Ausführung stell' ich mein schönstes Glück anheim, doch bestimme mir noch nicht die Zeit.

Ich habe Vieles anders gefunden, als ich es verlassen, und darum muß ich nach Wien. Ich gehe als erster Courier; doch weiß ich noch nicht den Tag; vielleicht in acht Tagen, vielleicht noch diese Nacht; mein Aufenthalt ist aber dort nur kurz; noch vor Ende des Jahres bin ich zurück, und dann ohne Aufenthalt zu Dir,

meine Seele. Beschleunige ja nicht die Reise und warte erst meinen Brief ab.

Verfinstere nicht den Blick, mein liebes Leben, es ist nun einmal was Schlimmes mit den Männern; doch die sind nicht die beßten, welche hinterm Ofen sich Geist und Herz umnachten. Schreibe mir nur oft, sage mir so einfach, wie ich Dich vergöttere, was Du denkst und thust; was Du geträumt und was gesprochen. Glaube mir nur, die Zeit, die Du bezeichnest, lebe ich; sonst bin ich todt für mich und gehöre nur fremden Mächten an, die mich nicht lieben, aber mich fordern, als einen rüstigen Diener.

Ich weiß nicht, ob ich morgen Egmont erhalte, ihn Dir zu schicken. Das kecke, jugendliche und zarte Leben dieses Helden ergriff mich so gewaltig zwischen den engen Mauern meiner Schule, daß ich in der Ungeduld die Bücher wohl nicht wegwarf, doch mir gelobte, Soldat zu werden, weil ich hoffte, auf diesem Wege meinem Ideale zu begegnen. „Ich weiß nicht, was dem Jungen eingefallen, auf einmal den blauen Kittel anzuziehen", sagte mein Vater. Konnte der gute, ebenmäßige Mann mich verstehen! — „Eine Comödie hat ihm den Kopf verrückt", würde er gesagt haben. Und doch ist es wahr, dieser Egmont hat den tiefsten Grund meiner Seele aufgerührt, und die Zeit hat dann ihre frühsten Blüthen in Blut getaucht, nicht daß ich mir in der reichen Saat eine goldene Ernte bereite, sondern immerfort muß ich hinaus auf's Feld, meine Blumen zu erfrischen, und sollte es auch mit dem eigenen Herzblut sein.

Fiormona, die Du mit erhältst, ist der glühende Abdruck des heißen italienischen Himmels; in diesem Lande wuchert jede Pflanze höher und freier, so auch die Liebe.

Nun schlaf' wohl, mein frommes Kind, die Glocke hat 11 geschlagen, und seit 3 Uhr Nachmittags sitze ich am Schreibtisch. Du hast mich mit Deinem Andenken von der Reise und Arbeit ermuntert und heitere Farben der Liebe in die grauen Schatten des Geschäfts gemischt. So kommt mir jetzt Alles, was mich wahrhaft freut, von Dir, und ich muß Dir jeden Tag eine neue Freude danken.

Schlaf' wohl, mein gutes, liebes Kind, gedenke und schreibe oft an Deinen Karl.

3.

A sa Majesté, l'Empereur Alexandre.

(Ohne Datum, wahrscheinlich aus Wien.)

En osant exprimer à Votre Majesté le desir, que je mets respectueusement à Ses pieds, je craindrais de commettre une démarche inconsiderée, si le motif, qui m'y porte, n'excusait ma témérité.

Les actes du Congrès de Vienne contiennent le projèt d'une expédition des Puissances chrétiennes contre les barbaresques. Le répos de l'Europe et les vexations des Corsaires accélèreront peut-être l'exécution de ce projèt, annobli déjà par la participation de Votre Majesté; c'est dans cette supposition, que j'ose La supplier de permettre, que je me trouve au nombre des combattans pour cette cause à la fois sainte et politique. Je suis également attaché à la Russie par l'honneur et par la réconnaissance. La qualité de chevalier de St. George, dignité par la-

quelle Votre Majesté a consacré au métier des armes une vie libre de tout autre engagement, semble m'imposer les devoirs d'utiliser tous les moments, qui ne sont point réclamés par ma nouvelle patrie, et je ne saurais, je crois, trouver une occasion plus favorable, que dans l'expédition projètée contre les Infidèles.

Voilà Sire le motif de ma très-humble supplique, dans laquelle Votre Majesté reconnaitra peut-être le désir de me rendre digne des faveurs, dont Elle a daigné me combler jusqu' ici.

4.

Tagebuch aus Wien zur Zeit des Congresses.

Vom December 1814 bis Februar 1815.

Vorwort.

Als Einleitung und um den Leser auf den rechten Standpunkt zu stellen, aus dem er die nachfolgenden Blätter zu betrachten habe, möge eine kurze Anführung aus Varnhagen's Wiener Congreß dienen*).

Nachdem er berichtet, daß er noch drei Gestalten vorzuführen habe: den Frankfurter Rechtsgelehrten, Dr. Jassoy, ferner Wiesel und den russischen Oberst Karl v. Nostitz, fährt er fort: „Diese drei, ungleich in fast allem Betracht, hatten in Bezug auf den Congreß die merk-

*) Vergl. dessen Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. Bd. V. S. 29 ff.

würdigste Gemeinschaft. Ihr unbestreitbarstes Eigenthum war der scharfe Weltverstand, die kluge Einsicht in fremde Thorheit und Schwäche, der unbedingte Haß aller Selbsttäuschung, die Lust und Entschlossenheit, sich die nackte Wahrheit, und wäre sie noch so häßlich, vor Augen zu stellen, daher Zweifel und Mißtrauen gegen Alles, was in der Welt etwas bedeuten will. In diesen Dreien hatten sich die Verneinung, die Satire und der Hohn inkarnirt, sie folgten allen Erscheinungen und Vorgängen des Tages mit ihren zerstörenden Bemerkungen, mit der unerbittlichen Schärfe, von welcher das nachherige Buch Jassoy's „Welt und Zeit" einen schwachen Abglanz liefert, und mit einer Derbheit, für die es keine schriftliche Ueberlieferung gibt. Sie waren das Aristophanische Salz des Congresses, die Mephistophelische Lauge, die, indem sie das Scheinsame verzehrt, auch das wahrhaft Hohe und Heilige wenigstens anzubeizen versucht. Der Umgang mit solchen Geistern, vor deren Prüfung so wenig in der Welt bestehen konnte, war nicht ohne Reiz, aber auch nicht ohne innere Gefahr; — von äußerer konnte nicht entfernt die Rede sein, da Alles nur in Gedanken verkehrte, und jedes Thun aus solchen Gedanken heraus gerade solchen Geistern nur dumm und lächerlich gewesen wäre. Sie würden auch schon diese Zusammenstellung nicht dulden wollen, und jeder für sich dagegen einreden, wie denn ihre Verhältnisse und selbst ihre Meinungen und Neigungen in der That sehr verschieden waren, ja das Gemeinsame in ihnen, das Verneinende, mußte sie eben dadurch wieder auseinander halten, wie es auch die Umstände thaten, indem nur Wiesel den Congreß in Wien überdauerte, die anderen beiden schon im Anfang

und in der Mitte desselben abreisten. Dem Geiste nach gehörten sie aber zusammen und gaben zu dem Vielklang dieser Epoche eine eigenthümliche, oft laut genug durchgellende Begleitung, die doch gewissermaßen dazu gehörte, und ohne die dem Congreß wirklich etwas würde zu fehlen scheinen."

Wir fügen zu Obigem blos hinzu, daß wir hier nur Bruchstücke aus Nostitz's Tagebuch über den Wiener Congreß liefern, da das Ganze wohl nicht für den Druck geeignet wäre.

Wien, December 1814.

— Gern entziehen sich die Fürsten der beengenden Etikette und suchen, ohne äußeren Prunk, auf Promenaden und in kleinen Zirkeln eine Unterhaltung, welche die Hoffeste jetzt selten geben. Am öftersten begegnet man dem Kaiser von Rußland und dem König von Preußen zur Mittagsstunde auf der Bastei und in den Abendgesellschaften, von denen sie die des Ministers Zichy am häufigsten, doch stets nur unerwartet, besuchen. Die schöne Schwiegertochter des Hauses, die Gräfin Julie, scheint bei diesen langen Abendbesuchen ein Magnet zu sein, der auch die gewohnte Kälte und Zurückhaltung des Königs anzieht, indem man denselben, nach dem Beispiel des Kaisers Alexander, oft sehr beflissen um die Frauen sieht.

Der Kaiser Franz lebt seine Art fort, zeigt sich nur, nach dem Gebrauch, an öffentlichen Orten, oder wo die Etikette oder die Artigkeit des Hausherrn seine Gegenwart erheischt.

Ueberhaupt haben seit dem letzten Caroussel die

großen Hoffeste aufgehört, und es werden jetzt nur die Monarchen bei kleinen Gelegenheiten versammelt, welchen man durch Concerte, Tableaux und dramatisch dargestellte Romanzen von Herren und Damen aus der Gesellschaft einen freieren Reiz zu geben sucht.

Was nun eigentlich das innere Getriebe des Congresses, seinen diplomatischen Hergang betrifft, so hat er noch kein einziges bedeutendes Resultat gegeben, und es ringen im Verborgenen feindselige Geister mit den Dolchen der Intrigue unter den Sammet- und Purpurmänteln gegen einander.

Die Politik erscheint auch hier wieder einseitig und kleinlich gewinnsüchtig theils aus dem Grunde bösen Willens, oft auch aus jenem von Verschiedenheit der Ansichten unter den hier zusammengetretenen Unterhändlern. Dadurch werden sie ränkevoll und mißtrauisch, und es verlieren die fürstlichen Zuschauer immer mehr und mehr die Lust, sich auf dem Felde der Diplomatie zu vereinigen, wo bald diesem, bald jenem die Kabale Rechte angreift, welche auf einem anderen Felde die offene Gewalt nicht würde untergehen lassen. Darum scheint die Anwesenheit der Fürsten nichts Gutes zu bewirken, und wird sie nicht noch durch einen schnellen und unvorhergesehenen Wechsel so heilbringend und segenreich wie das Sonnenlicht, so haben zu keinem guten Zweck die Fürsten sich gesehen und gehen mit Verdruß und Widerwillen gegen einander, mit Abneigung und Verachtung gegen die Minister auseinander, um sich des Giftes bei der nächsten Veranlassung zu entladen.

Die Männer, welche in diesem finsteren Kampfe durch Gewandtheit des Geistes und schöpferische Kraft zu immer

neuen Mitteln am höchsten stehen, sind der Kaiser Alexander und der Fürst Metternich.

Die öffentliche Meinung stimmte vor Jahren in das Lob der Rechtlichkeit und Biederkeit des Kaisers Alexander überein, sie nannte ihn einen rêve-chevalier, und glaubte durch dieses günstige Zeugniß einen Mangel an Charakter zu verdecken. Nach und nach hatten nun schon die letzteren Jahre das Publikum auf andere Meinung gebracht; der Congreß hat das Urtheil nun ganz berichtigt, und der Kaiser erscheint als ein schlauer, ernstwollender Mann, der nicht selten über der Entdeckung an Wahn verliert. Darum sucht auch seine Planmäßigkeit die Meinung zu verwirren durch Unbefangenheit und scheinbare Hingebung, indem er auf Promenaden und sonst an öffentlichen Orten sich immer Arm in Arm mit den unbedeutendsten Menschen zeigt, die nichts als Form und jugendliche Gefälligkeit für sich haben, sonst aber bei aller äußeren Liebenswürdigkeit als beschränkt und unerfahren bekannt sind. Dazu gehören Moritz Woina, der am höchsten in der Gunst steht, der kleine Lichtenstein, und was sonst von Jugend sich durch einander herumdreht.

Metternich hat in England so viel Schlauheit und Feinheit entwickelt, daß ihn die Russen, deren Kaiser dort gegen den Prinz-Regenten und die Ministerpartei seine Zeit verloren hat, einen sehr gewandten und durchtriebenen Diplomaten nennen. Das Mysticiren gehört zu den natürlichen Anlagen des Ministers, welches er im geselligen Verkehr oft bis zur Verzweiflung der Menschen treibt, und welches er nun jetzt im Kabinet zu einer Fertigkeit gesteigert hat, die durch Zartheit und studirte Un-

befangenheit eine schützende Aegide für Oesterreichs sonstige Schwäche sein soll.

Talleyrand kann sich weniger geltend machen, als sollten wir in unseren Zeiten allen Schimmer von den Franzosen abfallen sehen. Man meint: „sa politique ne valait plus rien, n'étant point appuyée de quatre-cent-mille bajonnettes.“ Auch hat dieser Minister eigentlich nichts durchgesetzt; er hält aber gewiß durch manche geschickte Intriguen die Theile, die Frankreich nicht vereint zu sehen wünscht, auseinander. „Je ne veux rien pour moi“, sagt er, „la France ne demande rien; je ne suis ici que pour maintenir les principes politiques et pour empêcher, qu'aucun attentat n'y soit porté.“ — Trotz dieser Rede muß man doch wohl an eigentliche Instructionen glauben zu irgend einem positiven Zweck; er hat aber noch keinen erreicht. Muß man nicht glauben, daß Ludwig XVIII. daran liege, die Bourbons wieder auf den Thron von Neapel zu heben? — Muß man nicht ganz natürlich an das alte Interesse Frankreichs denken, sich nur von kleinen Fürsten umgeben zu sehen?

Nesselrode könnte durch den Standpunkt seines Monarchen eine sehr bedeutende Rolle spielen; doch die Anwesenheit und eigene Thätigkeit desselben verweiset den Minister in die untergeordnete Rolle eines Bevollmächtigten, der Alles nur durch seinen Herrn ist und von diesem bis auf seine diplomatischen Noten bedingt wird.

Allgemein rühmt man die Verständigkeit und Weisheit der portugiesischen Gesandten, Lobo, Saldanha, Palmella. Durch solide Kenntnisse in jedes besondere

Interesse eingeweiht, nehmen sie dasselbe nur insofern auf, als es Bezug hat auf das ihrige.

Wien, December 1814.

— Dringt man von der geglätteten, trügerischen Oberfläche in den Sinn ein, den das erhabene Schauspiel der großen Fürstenversammlung bieten soll, so trifft man auf heillose Ränke, wo man Offenheit, auf Neid, wo man Vertrauen, auf Kleinlichkeit, wo man Liberalität erwarten sollte. Scheint man doch kaum noch zu wissen, warum die Monarchen hier versammelt sind. Die Wiederherstellung des royalistischen Princips nennen die einen und die daraus folgende Wiedereinsetzung der unrechtmäßig verdrängten Herren in ihre Länder. Dieses Princip soll Friedrich August wieder auf den Thron führen. Dagegen sagt Rußland: „que, s'il y avait un malheur, il valait mieux celui de la dynastie que du pays.“ Die Preußen behaupten: es handle sich nicht von dem Regenten allein, sondern auch vom Lande, und Sachsens Lage erheische eine Vereinigung mit ihnen, sobald der Verlust von Südpreußen dem Lande seinen topographischen Kern entnehme, worauf die Festigkeit gegen Norden und gegen Westen gleich stark begründet sei.“ Diesen politisch-militärischen Grund spricht Humboldt ganz unverhohlen aus; Hardenberg und der König haben gleichfalls keine andere Idee, und das preußische Volk setzt in den Besitz Sachsens mit einer solchen Festigkeit seinen Stolz und seine Sicherheit, daß kürzlich eine Adresse aus dem Lande dem Könige alle Kräfte zur Behauptung Sachsens angeboten hat.

Der russische Kaiser verharrt nach seinem eigenthümlichen Willen fest bei Preußen, das auch nicht ein Dorf will fahren lassen und sich auf eigene 260,000 Mann stützt und auf eine russische Armee in Polen unter Barklai, die auf 360,000 Mann angegeben wird, ohne die Garden in Petersburg und ohne die 60,000—80,000 Mann starke Südarmee unter Bennigsen und ohne die Kosaken.

Der Kaiser Franz sagt in seiner Naivetät zu allem dem politischen Hin- und Hertreiben: „'s ist halt ein hartes Ding, einen Regenten vom Thron zu stoßen."

Wegen Polens wird eben so lebhaft und bis jetzt mit noch unentschiedenem Erfolg gestritten. Man möchte Preußen in diesem Lande seine Millionen anweisen, um es von Deutschland und Rußland vom Westen abzudrängen. Ohne daß durch die Collision Metternich seinen eigentlichen geheimen diplomatischen Zweck erreicht, haben sich vielmehr Rußland und Preußen zu einem kräftigen Gegensatz vereinigt und bestehen auf der Forderung, welche Sachsen den Preußen und Polen den Russen zusichert.

„Welche große Rolle könnte der Kaiser von Rußland spielen, wie unsterblich könnte er sich in der Geschichte machen, wenn er die große Ausgleichung vollenden wollte, ohne auf ein paar Joch Erde zu sehen" — so schreit Oesterreich; das heißt, wenn man Alles thäte, was es will.

Ueber Deutschland und seine zukünftige Föderativ-Verfassung ist noch nichts, auch gar noch nichts zu Stande gekommen. Es sind mehre Projekte eingereicht worden, unter anderen auch von Metternich am 16. Oktober einer zu einem Bunde, der ziemlich bunt aussieht. Seine

Hauptgrundlagen sind allgemeine Repräsentation unter der Bedingung einzelner Entsagungen von Rechten zur Gewinnung allgemeiner Kraft und ständische Verfassung. Darauf haben Würtemberg und Baiern, die nur egoistisch glauben, bewahren und gewinnen zu müssen, gleich gewaltig gegen die Beeinträchtigung ihrer Souverainetät geschrieen.

Es haben die kleinen Mächte auch den Zutritt verlangt zu den Conferenzen über Deutschland, und so ist es denn bis zu den wichtigeren Entscheidungen geblieben. — Stein ist in den Unterhandlungen nur als russischer Bevollmächtigter aufgetreten. — Was sich nach dem herrschenden Zeitgeist allgemein aufdringt, wird in Deutschland nicht ausbleiben, und ordnet es sich nicht gütlich, so gestaltet es sich in Erschütterungen, denen politische Mißhelligkeiten den nächsten Funken geben.

Frankreich rennt à tète perdue gegen die deutschen Angelegenheiten, vorzüglich die sächsischen, wovon der geheime Zweck scheint, sich durch andere zugestandene Gunstbezeigungen gewinnen zu lassen. Man macht, wohl nicht mit Unrecht, dieser Politik den Vorwurf von Seiten Rußlands und Preußens, „sie vergesse, daß die Alliirten Bonaparte vom Thron gestoßen, daß also der Rheinbund aufgehört und ein Bourbon diese Fürsten als Protektor nicht mehr zu vertreten habe." Auch soll sich Talleyrand zu weit in die Verhandlungen verirrt fühlen und durch seine Unbehaglichkeit die Verwirrung des Congresses noch vermehren.

England spielt in diesen Verwickelungen eine bedeutende Rolle des Hemmens und Aufhaltens. Es ent-

wickelt durch sein neues Königreich Hannover ein Continentalsystem, welches der Graf Münster durch den Herrn von Gagern, Bevollmächtigten von Oranien, durch Herrn von Lübecker und durch den Grafen Keller, an Holland, Braunschweig und Hessen reiht, wodurch in Norddeutschland ein hannöverisch-deutscher Bund entsteht. Die persönliche Abneigung, welche in England zwischen dem Kaiser Alexander und dem Prinz-Regenten entstanden, sowie des Letzteren Widerwille gegen die ministerielle Partei haben dem englischen Cabinete gegen Rußland eine feindselige Stellung gegeben, welche die Vergrößerungslust des Letzteren nach Polen nun noch politisch bedingt, gegen Preußen aber alle die deutschen Staaten in Opposition stellt, welche der unmittelbaren Continentaleinwirkung Englands durch Hannover unterworfen sind. Oesterreich hat dagegen durch die Feinheit des Fürsten Metternich eine sehr günstige Stellung in England gewonnen, wo sich der Kaiser Alexander Feinde und der König Friedrich Wilhelm keine Freunde gemacht. Damit entsteht im deutschen Norden ein Verein, der Preußen als engem Verbündeten Rußlands Nachtheil und Gefahr droht.

Baiern will von allen den Bundesprojekten nichts wissen, die seine politische Existenz in einer deutschen Allgemeinheit beschränken könnten. Es strebt vielmehr durch Forderung neuer Erwerbungen nach dem Rang einer europäischen Macht und ist bereit, das Schwert nach allen Seiten hin zu ziehen, von wo ihm Widerspruch droht. In dieser Politik ist die brutalste Kampflust; sie neigt sich jetzt ganz zu Oesterreich.

Würtemberg hingegen fühlt sich auf's Tiefste durch

Oesterreich gekränkt und der Kronprinz durch seinen Mentor, den Minister Stein, von Ideen belebt, die ihn Preußen und Rußland zu eigen machen, wenn auch der starre Vater weniger zugänglich ist. Die Heirath des Kronprinzen mit der Großfürstin Katharine bringt eine kluge, einsichtsvolle, kräftige Frau an diesen Hof.

Frankreich neigt sich nur wohl gegen England, um vermittelst des Friedens die See wieder beschiffen zu können; — und so kreuzen sich hier so viele Interessen, die bei dem langersehnten Friedensbund die Völker wollen zur Sprache bringen, daß sich dieselben zu den wunderbarsten Gestaltungen zusammenfügen, sowie ein neuer Anstoß von Mißhelligkeit sie gegen einander wirft. In dieser Krise seltsamer politischer Verhältnisse hat Metternich neuerdings ein großes Uebergewicht in den Verhandlungen sich verschafft, indem vor Kurzem Lord Castlereagh unerwartet seiner Partei beigetreten ist. Eine fulminante Depesche des Prinz-Regenten hat den Minister bedeutet, nicht im sansculottisch-monarchischen Sinn zu verfahren, sondern das Princip von Erhaltung der Dynastieen aufrecht zu halten und keinen Ideen Eingang zu geben, die, wie die zeitherigen, revolutionärer Tendenz wären. Eine gänzliche Umstimmung des noble Lord ist die Folge gewesen, welche Metternich überrascht, doch sehr vergnügt hat. Der Kaiser Alexander, der immer selbst durch persönliche Gespräche mit Metternich den Fortgang der Unterhandlungen geleitet, hat zu dieser Zeit sich den Minister rufen lassen. Auf die Bekehrung des Engländers gestützt, hat dieser so heftig discutirt, daß man Zank und Streit im Vorzimmer gehört. Der Kaiser hat nachher den Minister Stein als einen Kampffertigen in die Un-

terhandlung ziehen wollen, doch Metternich sich geweigert, mit demselben in neueren Beziehungen zu traktiren. Noch lauer durch diesen Widerspruch sind nun die letzten mündlichen Erörterungen durch den General Radetzki gegangen, bis sie ganz in dem Notenwechsel erstickt worden sind. Nun gegen Neujahr sollen sie wieder angehen, um die Stockung von Neuem zu beleben, doch wollen, nach einer dießfalls von Preußen in demselben Sinn eingereichten Note Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm ihren Bruder Franz persönlich klagend gegen Metternich angehen. Auch hat der gewandte Mann mehre Stürme gegen sich selbst jetzt schon auszuhalten gehabt. Wer aber sollte ihn ersetzen?

Wo man nur hinsieht, Widerspruch und Verwirrung, ohne Aussicht, daß es anders werden könne. Wie klug war Gentz, der allein gegen das Congreßprojekt auftrat.

Täglich häufen sich die Forderungen, wie immer mehr und mehr böse Geister aufsteigen, sobald ein Zauberer die Hölle beschwört und das Lösungswort vergessen hat. Wer verlangt und nichts erhält, ist unzufrieden und hetzt. — Sogar die von Napoleon Dotirten haben ihren Abgesandten, und die Marschälle fordern frech ihre Güter in Deutschland zurück.

Ende 1814.

Den 27. December ist der K. v. W. abgereist und hat Tausende von Dukaten an Küche, Stall und Keller geschenkt; auch die Dosen sind reich von außen und meistens voll von innen. „Le plus gueux est le

plus généreux“, sagt das Wort. Thun es die anderen Fürsten nur halb nach, so endigt der Congreß wie die großen Spielpartieen, wo zuletzt die Dienerschaft allein (das Kartengeld) gewinnt. Dazu gehören denn auch wohl die französischen Tänzer und Tänzerinnen, unter denen Demoiselle Bigottini als Nina und Demoiselle Aimé die vorzüglichsten waren. Sie sind nun fort; erstere hat 40,000 Gulden Wiener Währung mitgenommen und ein Kind, zu dem sich Franz Palfy bekennt, der dem Balg 100,000 Gulden W. W., der Mutter aber 6000 Francs jährlich versichert. Wer dieses Geld nicht genug findet, der zähle die sechsunddreißig Jahr der Bigottini dazu.

Große Feste gibt es nicht mehr.

Januar 1815.

Wie es den letzten Krieg durch in Italien gegangen ist, so scheint es auch jetzt im Frieden gehen zu wollen: jeder Bote, der vom Rhein einen frischen Lorbeer brachte, traf in der Burg eine Trauerpost aus Italien an. Immer noch hören die bösen Botschaften nicht auf: Ungeschicklichkeit, Förmlichkeit, Fremdartigkeit, Forderungen und Armuth sind Ursachen, die auch dort traurig gegen die neue Regierung wirken. Der Feldmarschall Bellegarde glaubte sich zuletzt nur durch offene Gewalt sicher, und in der letzten Zeit des vergangenen Jahres haben die Truppen ganze Tage unter'm Gewehr gestanden. Eine Verschwörung des Generals Lecchi, eines politischen Freibeuters, hat die letzten Besorgnisse gegeben; man will auch den König Joachim darin verwickelt wissen. Wer übrigens aus Italien kommt, spricht von der Abneigung des Landes

gegen die Deutschen und von der Regung und dem Streben nach eigener Selbstständigkeit. Irgend ein Krieg Oesterreichs würde das unruhige Volk bald entfesseln, und dann würde Murat seine vortheilhafte militärische Lage sicher benutzen.

---

7. Januar 1815.

Niemand ist hier zufrieden und auch der Zuschauer wünscht diesem Leben ein Ende. Wann und wie das nun aber geschieht, das mag Gott wissen. Es wogen und stürmen tagtäglich neue Gerüchte durch die Stadt, die bald den Krieg und bald den Frieden posaunen. Heut, den 7., ist der Oelzweig ausgesteckt, morgen ertönt vielleicht der Schlachtruf. Rußland will die Kosten des Kriegs durch Polen sich zahlen lassen, es will von diesem Lande den eisernen Fuß aufgehoben behalten, um nach Westen weiter zu schreiten. Preußen ist beruhigt durch die Freundschaft Rußlands, erleichtert durch die Entsagung auf Südpreußen dessen Wunsch und verlangt den Tausch von Sachsen dagegen. Leicht kann man sich denken, wie Witz und dialektische Gewandtheit diese Forderungen unterstützen, und wie sie dagegen ankämpfen, durch Oesterreich, das mit Frankreichs und Englands Unterstützung seinen Worten Gehalt und Nachdruck gibt. So ist es gegangen in Noten und jetzt wieder in mündlichen Conferenzen. Metternich spricht von dem Princip der monarchischen Rechte, Hardenberg von dem des Wohls der Völker, auf solide Gränzen begründet; und es geht immer durch einander, bis man das Schwert zieht, oder, was das Wahrscheinlichste ist, eine Theilung macht, der Stem-

pel der Mittelmäßigkeit, eine erbärmliche Aushülfe der Noth und Schwäche. Plectuntur Achivi etc.!

An Krieg glaube ich nicht; er wird sich hier nicht an der Herzgluth der Parteien entzünden: sein Zunder bleibt aber hier liegen und wird in wenig Jahren auflodern. Uebrigens sind die Preußen sehr kampflustig, und auch Alexander scheint dem Kriege nicht zuwider. Unterdessen ringt eine schlaue Politik nach dem höchsten Standpunkt, den Rußland jetzt mehr dadurch erhält, daß es nicht über den anderen, sondern mitten zwischen den anderen steht und durch sein Mehr oder Weniger, durch sein Ja oder Nein den Gang der Begebenheiten leitet.

Frankreich sieht dem Spuk gern zu und vermehrt das Gedränge, um dann als Hülfsmacht zu scheinen, was als erste handelnde es nicht sein konnte. England ist durchaus für Oesterreich und macht sich durch seine Politik bei der Gegenpartei, durch die Rohheit und Insolenz seiner Repräsentanten aber bei jeder Partei verhaßt.

Mit den anderen steht es, wie es gestanden hat, und der Kronprinz von Würtemberg verengt seine Bande immer mehr. Er ist das Augenmerk noch nebenbei von einer anderen Partei, welche die Deutschen gern in die Höhe bringen möchte und sich mit; von jenen, die im Kriege so gewaltig zum Volke geschrien.

Oesterreich oder vielmehr Metternich, der sich in eigenen Irrgängen wohl ein wenig zu weit weg verirrt hat, trotzt gewaltig auf seine Macht und seine Allianzen; und Alles berechnet, sind auch wohl in den K. K. Staaten so viel Truppen vertheilt, als die Monarchie noch nie gehabt. Mit allen Reservetruppen beträgt ihre Macht gegen 500,000 Mann. Doch auch 1809 gaben sie so viel an,

und was davon konnte sich schlagen? Zeit und Umstände sind wohl günstiger, doch der Geist ist noch morscher, und die moralische Kraft liegt ganz gelähmt darnieder.

---

15. Januar 1815.

Bei den mündlichen Conferenzen sind jetzt Wessenberg, zuweilen Metternich selbst, Humboldt, oft auch Hardenberg, Münster, Talleyrand, Castlereagh. Dieser außerordentliche Botschafter sieht beschränkt und als Engländer fremd aus. Dagegen ist seine Frau ganz im Costüme, lächerlich-theatralisch gekleidet; kolossal und disgraziös, plump und geschwätzig, macht sie den Scherz der Gesellschaft und gleicht der Frau Wirthin des Congresses.

Humboldt arbeitet mit viel Tiefe und Fleiß, als ein vortrefflicher Ausführer; erfinden kann er nichts, hat auch keine besondere Freude an dem öffentlichen Gang und löst die Erscheinungen nach ironischer, weltmännischer Weise, wie Aufgaben geselliger Intrigue, denn die Gesellschaft ist sein Element.

Der Fürst Repnin ist hier wieder in seinen beschränkteren Kreis als Adjutant getreten. Die Syrenentöne aus Dresden schmeicheln jetzt weniger seinem Ohr, doch die Herzlichkeit seiner Freunde und die Anerkennung seines redlichen Eifers muß ihm bleiben, wenn er auch als ein Opfer der politischen Verkettung das gehaltvollste Jahr seines Lebens mit einer Kritik muß belastet sehen, die ihm „Mangel an Kenntniß und Fähigkeit" vorwirft.

Der Kaiser Alexander ergibt sich mit einer mehr als gewöhnlichen Aufmerksamkeit dem Umgange der hiesigen Damen, so daß die russischen sogar unzufrieden scheinen.

Eine sultanische Auszeichnung findet aber nicht statt, und man muß durchaus sagen, daß die Sitten der Wiener durch die Russen nicht verdorben werden. Die aimables vainqueurs haben zwar unter dem Vortritt von Czernischeff oft angesetzt, aber mit nur wenig Erfolg, und mancher Siegesruf geht ganz an den Wiener Damen zu Grunde. Am genügsamsten ist wohl der Kaiser; Wort und Blick scheinen ihm zu genügen. Seine Galanterie hat sechs Schönheiten hier bezeichnet: la beauté coquette, Karoline Szecheny; la beauté triviale, Sophie Zichy; la beauté étonnante, die Esterhazy Rosine; la beauté céleste, Julie Zichy; la beauté du diable, Gräfin Sauerma; la beauté, qui inspire seule du vrai sentiment, Gabriele Auersperg.

Außer diesen Damen, die wohl zu den hübschesten gehören, gibt es noch andere genug, die fähig sind, Gefühle einzuflößen, nach gegenseitigem Wunsch und Bedürfniß. Zu den jungen aufblühenden Schönheiten des Landes gehören die Gräfinnen Stharemberg, Wrbna u. s. w., die lebendig, zart und so frisch sind, als es das Stadtleben in engen Mauern, bei Kerzen und immerwährendem Tanz zuläßt. Die einheimischen Schönheiten haben durch die neu zukommenden sich vermehrt, indem die älteren deswegen nicht abtreten. Namen, die vor zehn Jahren die Schönheit und Liebenswürdigkeit der Hauptstadt bezeichneten, werden noch auf den Lippen, wenn auch nicht in den Herzen getragen, die Gräfin Lory Fuchs, die Prinzessinnen von Kurland u. s. w.

Die arme Lory sträubt sich gegen das Altwerden, und ihr Kampf würde weniger verzweifelnd sein, wenn zu Hause die Kasten voll Geld oder voll Papier wären,

das sich noch besser ausgibt; und ihre Abendzirkel fangen an weniger besucht zu werden. Die Prinzessinnen von Kurland waren mir stets zuwider. Sonst waren sie nur Weiber und machten ihr Geschlecht mit der vollen Lebhaftigkeit ihres Bluts geltend. Jugend, Wechsel des Lebens und Leichtigkeit in Verhältnissen machten diese hübsche Frauen gleich interessant; doch jetzt ist seit Jahren ihr munterer Lauf innerhalb der Gränzen Oesterreichs beschränkt worden. Sie haben sich aus Lebenslust zuerst an die Männer, später aus Ueberlegung an die Frauen, und zugleich durch die Fügsamkeit ihres Geistes an die hiesigen Verhältnisse, die hiesige Denk- und Handlungsweise angeschlossen, daß man nun gar nicht mehr weiß, was die Damen eigentlich sind. Bald weibisch, bald herrisch, bald politisch, bald sentimental, bald ein wenig bigott, bald wieder frivol, und das Alles so launenhaft und so gelangweilt durcheinander, daß es einem angst und bange um sie wird. Auch der lustige Lebenswechsel im Spiel der Gefühle hört auf sich um diese Damen zu drehen und eine Solidité de gout macht sie alten Bekannten unkenntlich. Die Herzogin von Sagan, als die beßte, die klügste, und auch die natürlichste, hat stets die meiste Festigkeit in ihrem Hange gezeigt. Jetzt ist nun seit Jahren der Fürst Windischgrätz ihr Herzens- und Liebes-Getrauter. Eine liaison ganz in der Sphäre der großen Welt, ohne den Reiz irgend eines Opfers, einer Etourderie, eines Widerspruchs, ganz alltäglich und ruhig hingehalten, was diese lebendige, entschlossene Frau sonst nicht that. Jeanne langweilt sich mit einem Holländer, Borel, der vor acht Jahren hier ein junger frischer Ritter war, dem nun aber die angeborene Natur, das dicke Leben

und die dumpfe Welt so zugesetzt haben, daß er allen Muth und alle Kraft verloren und jetzt noch auf Sofas und Stühlen herumliegt wie die Marken vom vorigen Fasching. Pauline hat sich, nach langem Herumsuchen von beiden Theilen, an Wallmoden fester und fester gehängt, der mit seiner pflegmatischen Tollheit die Frau rasend liebt.

Die Fürstin Bagration hat immer noch einen Salon, in dem sich zu bestimmten Tagen die Menschen sehen. Eine lebenslustige, hübsche, vornehme Frau kann durch solch' ein Leben ihren Reizen immer neuen Glanz geben.

Die junge Prinzessin Taxis, die Gemahlin von Paul Esterhazy, ist ein neuer Stern an dem Wiener Firmament. Sie ist ein junges verlangendes Weibchen mit brennenden Augen und starkem Gliederbau, oft gelangweilt, weil sie zu wünschen scheint; dann wendet sie sich zu dem kleinen Karl Lichtenstein, den ihre Hand und ihre Augen immer zu finden wissen. Wenn der junge Mensch von der Freude der ersten Ueberraschung sich erholt haben wird, dann mag das Verlangen wohl Mittel schaffen, und Paul wird in den großen Männerorden an- und aufgenommen, zu dem er jetzt, als junger Greis, sich herrlich vorbereitet mit dem wakligen Gestell des Geistes und Körpers.

Unter den fremden Damen ragt durch Größe die Gräfin Bernstorf vor den anderen hervor. Sie hat Jugend und die Frische der Abendbeleuchtung, ist jedoch ohne Grazie, so dänisch in die Höhe getrieben.

Unter den Engländerinnen belacht man die sonderbaren Aufzüge der Siebenschläfer, die nun wieder aus der bergenden Höhle in die fremdgewordene Stadt kom-

men. Lady Castlereagh ist kolossal und plump; ihr Aufzug immer überraschend durch die lächerlichste Mannigfaltigkeit geschmackloser Ueberladung; ihr Wesen wild und unbekümmert.

Lady Rumboldt ist an Sir Sidney Smith verheirathet und hat zwei reizende Töchter. Auch ein fremdartiges Geschlecht mit anderen Kleidern und Sitten; doch die Schönheit der jüngsten Tochter möchte jedes Land als einen herrlichen Besitz sich aneignen. Das Mädchen hat ein Fell wie weißer Sammet, auf dem die Morgenröthe glüht, Zähne wie Perlen, einen Mund wie Rosen, einen Fuß wie in Paris, einen Wuchs hoch und voll wie in Alt-England, und ein Paar Augen, die immer sagen: komm her! Der Prinz August von Preußen ist dem Rufe auch gefolgt, mit aller Hast und Geschäftigkeit seines eiteln Strebens. Das Mädchen hat diese falsche Münze nicht gekannt, die Fürsten meistens ausgeben, uud nun, da das Gepräge sich abgreift, ist sie trostlos über den schlechten Handel, da sie echte Waare daran gesetzt. Diese Erkenntniß ist gut für den Meistbietenden, der nun zu Markte geht, denn mit dieser Regsamkeit und Wärme verschließt sich das Mädchen nicht in das leere Kämmerlein ihres Herzens. Gestern auf einem Ball bei Karl Zichy sprach ich viel mit Mutter und Tochter, nachdem mich der Kontre-Admiral vorgestellt. „Dites-moi, Monsieur, en conscience, vous avez été chez le Prince Louis, il doit avoir été un si bel homme, est-ce qu'il ressemblait beaucoup au Prince Auguste?“

Vous vous adressez mal, j'ai été aide de camp et ami de feu le Prince Louis, et je suis par conséquent payé d'être partial.

„Mais cela ne vous empêche pas de voir, et tout le monde assure, qu'il y a une grande ressemblance entre ces deux Princes.“

Dans ce cas je me rapporte à quiconque les connait comme moi et qui dira, que le Prince Auguste n'est que la carricature du Prince Louis.

Das hat gesessen. Abends acht Uhr ist mir durch Vater und Mutter das Haus geöffnet.

Sir Sidney Smith ist kein Engländer nach Blick und Rede; nach That und Wort kennt ihn die Welt. Unter den vielen Sternen und Kreuzen, die er trägt, hat die meiste Bedeutung eine Medaille, die der Bischof von St. Jean d'Acre nach der Vertheidigung der Festung i m gegeben mit den Worten: „Cette médaille est de Richard coeur de lion, nous la tenons de lui; je la rends à son compatriote en souvenir de sa présence glorieuse chez nous dans la ville, où son roi a ègalement porté la gloire de son nom, il y a des siècles.“

Der Gesandte, Lord Stewart, ist ein insolenter Engländer, der Alles mit Füßen zu treten scheint. Die Fiaker-Kutscher, die gesundesten Kerle im Wiener Menschen-Spital, haben dem Herrn Lord schon das Trinkgeld gegeben. Was die Zeitungen von seiner Stärke und Kraft, seiner Herrlichkeit und Freigebigkeit auch sagen, so bleibt es doch immer wahr, daß die Kutscher tüchtig auf Seine Herrlichkeit losgedroschen und gestoßen haben.

Unter den alten Damen, die hier die Gesellschaft versetzen, zeichnet der Kaiser von Rußland die Gräfin Festetics besonders aus, nicht ihretwegen, sondern als Mutter der Gräfin Julie Zichy. Sie spricht in ihrem Lande ungrisch; in Wien und wo das Leben ihren unbehülflichen

Körper sonst noch hin verschlagen könnte, deutsch. Mühsam arbeitet sich der Kaiser durch die fremden Wörter durch, noch mühsamer als durch die trostlose Dürftigkeit der Matrone. Neulich war sie sehr traurig. „Was fehlt Ihnen?" fragte der Kaiser. — „Ach ich muß weinen; ich höre, Ew. Majestät wollen uns den Krieg machen; das wäre ja ganz entsetzlich rc." O Einfalt, wie wahr und treffend! — Wird die Alte ausgefragt, was sie mit dem Kaiser gesprochen, so sagt sie: „wir unterhalten uns von Politischem."

Januar 1815.

Der Tanz ist langweilig und verändert wie ganz Wien. Sonst schwebte Alles im Taumel des Walzers bunt durch einander, und man erholte sich nur an Quadrillen und Ecossaisen; jetzt fast nichts als Polonaisen, die von alten Damen mit den großen Herren durch die Reihen der Zimmer abgetanzt werden.

Auf dem Theater hat die Pantomime ihre Meisterin in der Bigottini hier gehabt: der höchste Styl im Ausdruck der Leidenschaft, die edelste Haltung und zugleich der gefühlvollste Ausdruck. Nina ist ihr Triumph; um nun den Sinn ihres Spiels zu erheben, sagt man, sie habe diese Wahnsinnige aus Liebe in dem Affekt wegen Duroc's Tod so meisterhaft gegeben. Wer aus Leichtsinn und Gewinnsucht so viele Wechsel in der Liebe gemacht, den erschüttert der Tod nicht so sehr. —

Reinoldy bleibt der vortrefflichste Pantomimiker im Komischen, z. B. im blöden Ritter.

---

16. Januar 1815.

In der Entfernung glaubt man wohl, hier sei Alles sinnig und bedeutend; jeder Tag gebe neue Beobachtungen, jeder Zirkel, jedes Gespräch neues Licht. Mit nichten; denn einmal sieht man den Wald vor lauter Bäumen nicht, und dann sind wieder Wald und Bäume fort. Der liebe Congreß! Man weiß ja kaum, ob er angefangen hat. In Leipzig wird wenigstens jede Messe eingeläutet; auch das nicht. Wird der Congreß aber ausgeklingelt werden? Nun das auch nicht! —

Bald ist Krieg, und bald ist Frieden. Jetzt heißt es nun, man sei einig über die Basis der Unterhandlungen. Oesterreich hat längst schon über den ewig herumgeschleuderten Zankapfel von Sachsen erklärt, es willige nicht in die Absetzung von Friedrich August. England und Frankreich stimmen bei, und Talleyrand hat deshalb in den letzten Tagen des verflossenen Jahrs eine Note an den österreichischen Kaiser erlassen, worin er ihm zu dem heldenmüthigen Entschlusse festen Widerspruchs Glück wünscht. Diese Note gleicht einem Epos und fliegt zwischen Griechen und Römern in hohen Phrasen herum. Im Eingang heißt es: „la politique est la vertu, et la vertu de la politique est la justice“ u. s. w.

Rußland widersetzt sich nicht mehr dem Willen der Mächte und überläßt die Entscheidung an Preußen, wodurch der Kaiser Alexander aufhört Partei zu sein und nur als Aliirter Preußens auftritt, wenn dieses auf seinem Willen verharrt. Polen kommt mit Ausnahme des österreichischen Antheils ganz an Rußland, das es zum Königreich mit Hinzufügung anderer ehemaligen russisch-polnischen Provinzen macht. England, das dem Wi-

derspruch wegen Einverleibung Sachsens beigetreten, hat demnach eine Note erlassen: „man müsse vor allen Dingen erst Preußen in seiner Forderung der stipulirten Menschenzahl befriedigen." Kurz, die großen Resultate des großherzigen Congresses werden nichts Anderes sein als eine Seelenverkäuferei wie die der Regensburger und Augsburger Versammlung, wo durch die Mediatisirung nach dem Lüneviller Frieden die Fetzen rechts und links durch einander vertheilt wurden. Alles, was geschieht, ist um nichts besser, als was Napoleon auch gethan, weil man sich immer in demselben Dilemma von Eigennutz, Engherzigkeit und Beschränktheit herumdreht. Schlechte, mittelmäßige Minister, die eine demoralisirte Politik handhaben und ohne Rücksicht auf die Persönlichkeit der Völker nach eigener schlechter Persönlichkeit handeln. Zu allen diesen Uebeln kommt noch eine faule Scheu vor der Arbeit, und was nur unbestimmt zu lassen, das bleibt es, uneingedenk der Folgen. „Cela reste une question vide" ist der Kunst-Ausdruck für solche Fälle. — Welch' eine fromme heilige Geschäftigkeit und Sorgsamkeit dagegen gibt uns der westphälische Friedens-Congreß! —

Alles kommt auf die Begebenheiten der nächsten Jahre an; sind diese friedlich, so könnte sich wohl ein haltbarer Kitt ansetzen; erhebt sich aber ein neuer Sturm, so entwurzelt er alle Stämme, die jetzt in lockerer Erde stehen.

Das allgemeine Mißvergnügen über den Gang der politischen Angelegenheiten äußert sich am lebhaftesten gegen die Minister. Metternich wird gewaltig angefallen, man nennt ihn den ministre papillon, und der Kaiser Alexander kommt nicht einmal mehr zu seinen Ge-

sellschaften, was als von dem bedeutendsten Monarchen ihm wohl zur Ehre gereichen könnte, wäre er der Mann von Kraft und Grundsätzen, der dem Unwillen der Fürsten unter dem Schutz seiner Principien Trotz böte. Gentz ist der viel überhäufte Geschäftsmann und gleicht der gebärenden Mutter, parturiunt montes etc. Dieser Mensch, ehedem mit dem flatternden Sinn und der üppigen Lebenslust, ist ein ganzer Philister geworden; das Freie, Geniale ist von ihm gewichen, und durch seine trippelnde Weisheit wird er nichts Großes hinstellen.

Binder muß viel in der Staatskanzelei arbeiten; täglich sieht man ihn mit einem neuen Stern; er selbst aber glänzt dadurch eben nicht mehr.

Von Hardenberg spricht man am beßten. Er ist ein Mann, der zart, liberal und jetzt sogar fest ist; Humboldt ist ihm eine treue Stütze. Der Staatsrath Stägemann gehört zu seinen nächsten Unter-Instanzen. Die Jordan u. s. w. machen auch ihren gehörigen Lärm.

Aber wann soll nun endlich durch die vielen Macher etwas gemacht werden? Alles noch unbestimmt. Metternich scheint die Monarchen bis zum Ja-sagen langweilen zu wollen, er hofft dabei für den schlimmsten Fall auf Frankreichs militärisches Aufleben zu seiner Beihülfe, stützt sich zugleich aber auch auf die Scheu, die jeder Staat hat, schon um der Meinung willen, jetzt den Krieg anzufangen. Rußland erreicht, was es will, und so lange es das thut, versäumt der Kaiser nichts. England gedenkt auch die Folgen seines amerikanischen Friedens hier abzuwarten, zur Begründung eines größeren Nachdrucks. Was die anderen betrifft, die müssen ge-

schehen lassen, was sie nicht hindern können; und so kann es noch lange beim Alten bleiben.

Ueber Castlereagh hörte ich neulich einen Schotten sagen: „c'est un ministre, qui travaillera bien dans les affaires du congrès, ayant déjà fait ses épreuves d'infidelité contre l'Ecosse."

---

20. Januar 1815.

Den 18. Januar hat der englische Gesandte Stewart einen bal paré zur Geburtstagsfeier der Königin von England gegeben. Es war eine glänzende Versammung von reichen Männern und Frauen und hohen Häuptern. Die Fürstin Taxis, die Großfürstin, die Kaiserin waren mit Juwelen wie übersäet; die Königin von Baiern war nicht arm. Allenthalben herrschte englisches Comfort, nirgends Freude, die unter Schmuck und Pracht sich nicht gern verliert. Unter den hiesigen jungen Mädchen zieht die junge, recht hübsche Gräfin Kohary das Verlangen auf sich, weil sie 500,000 Gulden vom Vater einst erbt. —

Die Neigung des Kaisers Alexander für die junge Gräfin Auersperg wird immer lebhafter, vielleicht durch den Reiz des reinen Gemüths, auf das sie gefallen. Der Kaiser fragte mich auf dem Ball der Fürstin Bagration, „si je connaissais d'ancienne date la Princesse." — „Je l'ai beaucoup vu chez son père, lorsqu'elle était encore enfant; elle s'appèle Gabrièle, et elle est digne d'un Henri IV."

---

22. Januar 1815.

Zu den jetzigen Conferenzen ist wieder Talleyrand, auf Castlereagh's Verlangen, zugelassen worden, so daß Rasumowski (oft mit Capo d'Istria), Hardenberg (oft mit Humboldt), Castlereagh und Wessenberg, oft auch Metternich das Comité ausmachen. Man findet durchaus eine auffallende Uebereinstimmung im politischen Benehmen zwischen England und Frankreich, und wer sich streng an das System der Wiederherstellung der ehemaligen Staats-Gestaltungen hält, der schiebt die ganze Last wegen des verworrenen Congresses auf den Kaiser Alexander, der schon zu Paris ganz eigenmächtig über das Schicksal von Polen entschieden und sich zum König des neu entstandenen Reichs gemacht habe, wodurch Preußen zur Entschädigung für Südpreußen an Sachsen verwiesen worden sei. Der Fürst Czartoryski, der, mit dem Kaiser erzogen, dessen Inneres kennt, wird jetzt als der Anreger desselben genannt durch die Macht des Reizes zweier Kronen.

---

23. Januar 1815.

Das Unbeachtetste in Wien sind die Fürsten, weil man so sehr an ihren Anblick gewöhnt ist.

Der Kaiser Alexander ist einfach glänzend und vornehm zuvorkommend. Sein Hang für die Frauen spricht sich so deutlich aus, daß die russischen Damen manchmal ungehalten sind über die Aufmerksamkeit, welche ihr Monarch den Wienerinnen bezeigt. Doch bleiben, so viel man weiß, alle Gunstbezeigungen in den Schranken des öffentlich gesellschaftlichen Lebens.

Der König von Preußen sieht immer aus wie Groll und Zorn; wenn er auch von dieser Congreß-Kost sich zuweilen nährt, so täuscht das Ansehen doch gar sehr. Er ist im Gegentheil sehr empfänglich und bezeigt eine romantische Beständigkeit für Julie Zichy, die man auch für Gewöhnung auslegen möchte. Die Frau weiß, wie in Potsdam die Parade sich stellt, wie sonst und jetzt die Preußen angezogen waren u. s. w. und regaliert dafür die courtisirende Majestät mit Erhabenheit und Religion. Diese Gespräche dauern oft ganze Abende, in traulichen, doch scheinbar finsteren têtes-à-tête.

Der Prinz August ist die Langeweile der Gesellschaft: Phrasen und Fragen entströmen in der tödtendsten Einförmigkeit seinen Lippen. Wie ist es möglich, daß Wissen, Figur und Geburt, in einem Prinzenhaupt zusammengenäht, sich so unausstehlich machen können?

Prinz Wilhelm ist der Mignon der Frauen: seine jungfräuliche Zurückhaltung intriguirt das Geschlecht. „Qu'il serait intéressant, s'il n'était point de la manchette!“

Der König von Dänemark, hier König von Dantelmarkt genannt, läuft allenthalben herum, ist gutwillig und zuweilen verständig, nur zu gemein herablassend, immer unter der Menge verloren. Man sagt, er sei witzig, doch das Bonmot ist nicht bekannt, das ihm den Ruf gegeben*);

*) Doch wohl eins. Als der Kaiser Alexander ihm beim Abschiede mit Effusion sagte: „Vous emportez tous les coeurs,“ antwortete der König sehr geistreich: „mais pas une seule ame!“ indem Dänemark trotz aller seiner Bemühungen leer beim Congreß ausging.

vielleicht kommt es auch von seinem General-Adjutanten, dem General Steigentesch.

Mit dem Könige läuft immer sein Verwandter, der Prinz von Holstein-Beck, herum, ein Männchen so dünn, daß man es in ein Blaserohr betten könnte, weder von Anstand noch Haltung.

Der König von Baiern sieht aus wie ein grober, verdrießlicher baierscher Fuhrmann, hat aber dabei einen Anstrich von Biederkeit und Rechtlichkeit. Es ist der bürgerlichste König.

Der Kronprinz von B. sieht schlecht aus, ein fahles Haar, ein Mund ohne Zähne, eine Gestalt ohne Ausdruck. Es ist ein Prinz, der das Gute will, doch es nie thun wird, wenn's Geld oder Entschlossenheit fordert. Er spricht gern, hilft sich, wo es nicht anders geht, durch Fragen, die oft ungeschickt herauskommen, breitet sich aber lieber über das beliebte Thema deutscher Gesinnungen u. s. w. aus. Doch das Deutschland der Baiern hört bei ihren Grenzmarken auf. Die Sprache des Prinzen ist schwer. Noch schwerer aber sein Gehör. Seine Art ist gütig und zuvorkommend, doch nimmt sie Niemand für gnädig, weil sie sich so rund und leer hingibt.

Der Prinz Karl von Baiern ist ein junger munterer Bursch, dem seine Verhältnisse, seine Jugend und sein hübsches Ansehen un air de fatuité geben, das die Glücksgünstlinge so leicht annehmen. Er verspricht einen guten Soldaten, ist aber ein großer enragé.

Der Großherzog von Baden, groß, dunkel, leer und gesund.

Der Graf Hochberg, badischer General und zweiter seiner Familie, gehört durch gleichen Vater zum regieren-

den Fürstenstamm. Das Geschlecht ist anerkannt, doch Baiern will sich dessen Erbfolge nicht gefallen lassen. Der Graf ist ein junger hochgewachsener Mensch, der viele Dinge in der Welt gesehen, davon aber wohl nichts scheint behalten zu haben, als sein Handwerk. Er spricht sehr gewöhnlich, ist aber ein tüchtiger Soldat.

Der Prinz Leopold von Sicilien hüpft und springt mit seinem Bourbonen-Gesicht herum. Edel ist sein Styl nicht; sein Wesen scheint mir höchst langweilig. „Il restera Prince d'une Sicile, et cela est assez pour lui.“

Der Herzog von Koburg ist groß und stark, doch nicht zum vorzüglichen Ruhm großer Menschen, denen man nicht mit Unrecht nur zu oft Kleinheit des Geistes vorwirft. Es ist überhaupt eine redliche, gutartige Familie, die Koburgische, doch meist dürftig an Geist, vorzüglich der Prinz Ferdinand, jetzt österreichischer General, der ein schönes geregeltes Gesicht hat, mit einer dünn-gezogenen Nase, worin alles, nur nicht Geist liegt.

Der alte Herzog von Weimar lebt so burschikos fort, wie er es immer getrieben. Die Welt gefällt ihm, und er ist ihr immer durch Lebenslust verbunden, wenn auch die Jahre seine Beweglichkeit schwächen.

Talleyrand ist unter den diplomatischen Personen die wichtigste, ob er gleich zurücktritt durch den veränderten Standpunkt seines Landes, durch eigene zunehmende Indolenz und vielleicht auch aus Grundsatz. Er sagt von den Fürsten: „ils n'ont ni le courage de se brouiller, ni le bon sens de s'entendre.“ Wie aus einer anderen Welt, sei es auch die höllische, sieht der alte Kämpfer auf die Bahn, und thut nichts, als daß er jeden

Einzelnen durch die Noten, die er diesem oder jenem zusendet, auf seinen Vortheil aufmerksam und durch die bloße Ansicht des Vortheils sie bockfteif und stätisch gegen einander macht. So geschieht es denn auch, daß durch die Illiberalität der Grundsätze und über der Unbiegsamkeit der Geister man dem Congresse kein Ende mehr absieht, und er der Schraube ohne Ende gleicht, mit der die Herren sich allgesammt schrauben. Alle die Staaten haben nach und nach eine schiefe Stellung gegen einander bekommen. Was nun den Congreß selbst betrifft, so wird der wohl am Ende aufhören, durch irgend einen äußeren Anlaß, der zuletzt die Verhältnisse bestimmt, wenn der Verstand ihrer nicht Herr werden kann. Der einfachste Anlaß wäre die Nothwendigkeit des Auseinandergehens. Freilich bleiben dann noch zu den Einzelheiten die Minister, welche auch bis zum Sommer ihre Quartiermiethe verlängert haben, und die dann gewiß einen Samen streuen werden, der zur giftigen Blüthe auf dem Schlachtfelde wuchern wird. Was nur erst diplomatisch gemacht werden soll, das ist so gut wie mit Blut geschrieben, wenn Einfachheit des Willens und Uebereinstimmung der Ideen nicht im Voraus die bessere Einleitung getroffen.

Da zanken sie sich um Provinzen und übersehen den Urquell der eigenen inneren Kraft, indem sie ihn verkleben und verkleistern. Gewiß werden die Fetzen herumgetheilt werden, und dadurch ist Jedermann unzufrieden, die Sachsen und die Preußen. Graf Langenau, Unterchef des hiesigen Generalstabes, arbeitet an diesem kleinlichen **à peu près**; darum werden ihm wohl auch die Schulden in Dresden bezahlt, und der gerupfte König macht ihn

zu seinem Kriegsminister. Wieder ein Gewinn für Oesterreich, das dann eine vertraute Schildwache auf der Dresdener Brücke hat. Ja, ja, Bernadotte sollte auch am bothnischen Meerbusen Napoleon's Vorposten sein, und die Zeit gestaltete es anders.

---

24. Januar 1815.

Unter den Zerstreuungen, die es hier gibt, gehörte auch das Seelenamt, welches man am zweiundzwanzigsten Jahrestage der Guillotinirung Ludwigs XVI. hier gehalten hat. Talleyrand hatte es in der St. Stephanskirche bereiten lassen, und es war wie eine schlechte Theater-Dekoration anzusehen.

Ist es doch manchmal, als drücke unwillkürlich ein mächtiger Geist de nStempel auf menschliche Handlungen um an der wahrhaften Währung den eigenthümlichen Sinn zu zeigen. Talleyrand war gewiß stolz, diesen Tag mit geretteter Ehre begehen zu können, und ich glaube, er gab das Fest mehr sich selber. Freilich votirt hat er nicht mit, davor haben ihn die Umstände gerettet, die viel Gutes an ihm gemacht; doch erkennt man den Menschen an seinen Werken und nicht an seinen Worten, so sehe man auf die Grundsätze, nach denen der Autun gehandelt, und man wird Ludwigs Kopf nicht für gesicherter halten, wenn er diesem Richterspruch wäre übergeben gewesen.

Zu den mauvaises plaisanteries über den jetzigen König von Frankreich gehört: „Les Anglais ont nourri un cochon, les Français l'ont acheté pour XVIII Louis, mais il ne vaut pas I Napoléon.

25. Januar 1815.

Auch mit England steht es schlecht, nur daß es weniger als schlecht erscheint, wegen der Verblendung der London-Reisenden und wegen der Parteilichkeit der Engländer selbst, die, nie unparteiisch, entweder in der Opposition Englands nahen Untergang, oder von der Ministerialpartei Englands Unfehlbarkeit mit so viel Zahlen und Reden deduciren, daß man nicht weiß, was man am Ende glauben soll. Als Resultat denke ich: England hat sich über seine Kräfte und auch nicht selten über sein eigentliches Interesse angestrengt. Diese Ermattung äußert sich in zwei Dingen: in der Unmöglichkeit der Erhöhung des Maximum und in der geistigen Armuth des Ministers. Das jährliche Budget weiset genau die Staatsbedürfnisse nach, und die Bewilligung der Auflagen deckt dieselben. Diese Auflagen haben nun zu Gegenständen das Leben und den Verkehr; ein Kapital, das liegt, wie in anderen Ländern, gibt es nicht, und es rührt sich dort Alles. Das Leben hat nun bereits hergegeben, was es leisten kann, durch Besteuerung seines Unterhaltes und seiner Zierden. Was Tisch und Keller geben, ist aufs Höchste belastet, wie Kleidung und Wohnung, kurz Alles, was das Bedürfniß fordert, und mehr noch und mit Recht, was der Luxus erheischt. Werden nun jetzt neue Auflagen zur Deckung neuer Staatsbedürfnisse gemacht, so ergibt sich die Summe wohl augenblicklich, doch das natürliche Verhältniß der Möglichkeit der Leistungen wird durch nöthige Ersparnisse gleich wieder hergestellt, und so schwindet auf eine andere Art der Ertrag der erhöhten Auflage. Würde diese z. B. die Equipagen in irgend einem noch nicht belasteten Theile betreffen, so ist augenblicklich der Ertrag wohl da, doch

die Unmöglichkeit des Eigenthümers, den Stand seines Einkommens höher besteuern zu lassen, nöthigt zu Ersparnissen in anderen Dingen, auf deren Abgaben-Ertrag die Regierung schon ein früheres Budget angelegt hatte.

Das andere Einkommen der Minister, das von dem Handel und Verkehr, hemmt auch durch Belastung jeden Artikels mit Auflagen, schneidet dem Handel seine Fäden ab und schwächt seine Urkraft. Daher die Armuth unter den Fabrikanten, da doch **la civilisation ouvrière** der höchste Punkt von Englands Kultur ist.

Die Dürftigkeit der Minister hingegen zeigt sich in der Unmöglichkeit, sich unter Stürmen zu erhalten; keiner von ihnen hat Vertrauen zu seiner Kraft erweckt. Castlereagh, den der Prinz Regent als Freund auszeichnet, ihm als einem Baron das Hosenband gibt, dieser Mann hat von Canning hören müssen, „er könne nicht mit ihm im Ministerium sitzen, weil er zu dumm sei.“ Endlich haben sich beide wegen der Injurie geschossen, Canning hat die Kugel in den Hintern gekriegt, und beide mußten des Skandals wegen aus dem Ministerium.

---

27. Januar 1815.

Ende Januar sollte von Oesterreich ein Ultimatum eingegeben werden über Sachsen; sein Inhalt hatte schon transpirirt; es war kurz und bündig und erklärte rund heraus, „Preußen dürfe höchstens auf 400,000 bis 500,000 Seelen in Sachsen rechnen, die anderen fielen an den verschmähten König zurück.“ Nach der Stellung dieser Note war durch Hardenberg nur mit „Ja“ oder durch Blücher mit „Vorwärts“ zu antworten; doch kurz vor der Eingabe erscheint ein englischer Courier, welcher als den

wichtigsten Punkt die Heiligkeit der Traktaten mit Preußen und sehr laue Aeußerungen für Friedrich August mitbringt; des gepriesenen royalistischen Princips (der Legitimität) wird neben dem politischen nur schwache Erwähnung gethan; gleich zieht also Oesterreich seine Meinung zurück, und es wird seit dieser Zeit schon an der Zerstückelung Sachsens mit so schnellem Fortgang gearbeitet, daß der rückkehrende König kaum einen entblätterten Stamm behält. Welch' eine Schmach für ein Kabinet, daß nach seiner Macht, die es stolz ausruft, nichts für seinen Willen vermag! Und doch möchte Oesterreich am Ende das Verdienst haben, als thue es Alles für Sachsen, da es nichts als kleinliche Intriguen gesponnen hat. Soll Preußen nicht von Wuth und Verachtung durchdrungen sein!

Die Furcht vor Krieg hat die auflodernde Flamme in England niedergedrückt; desto besser für uns: was die anderen nicht wollen, muß man thun, wenn es die Umstände nur begünstigen.

Ende Januar 1815.

Gentz ist alt und grau geworden; Seele und Körper zittern ihm in ewigem Fieberfrost von moralischer und physischer Erkältung. Die Gemüthlichkeit der Jugend erwacht wohl noch zuweilen, doch ist sie stets geregelt und erlaubt durch Zwang keine Gegenseitigkeit der Hingebung. Zudem ist der alte Diplomat eingeengt in die Beschränkung seines jetzigen Vaterlandes und erschrickt vor dem Geiste, der ihn sonst bewegte; darum ist es ihm auch nicht wohl in der Umgebung seiner Freunde von

ehedem, wenn er sie nicht genau auf seinem Wege findet. Doch was geschrieben steht, gehört der Welt, und der Gentz von Berlin ist ein anderer als der von Wien; man lese nur, was jener damals geschrieben.

Binder ist ein fleißiger Arbeiter in der Staatskanzlei; doch was Großes kann dieses Männlein nicht aushecken. Hätte ich einen kleinen Hof, so wäre mir Binder als ernsthafter Spaßmacher sehr werth; ich bäte ihn mir zum Gesandten aus.

Wozu von diesen Leuten sprechen; man versündigt sich nur an ihnen. Denn gut und angenehm, billig und drollig für sich, sind sie in ihrer Stellung nichts. Wenige unter den Congreß-Männern möchten da Stand halten.

Die Unterhändler, statt durch gründliche staatswissenschaftliche Kenntniß belehrt zu sein, ergreifen nur immer das Nächste und klammern ihr Ziel an den ersten günstigen Schein; ja sie greifen oft aus gutem Vorbedacht zu etwas Falschem, Irrigem, um durch scheinbare Nachgiebigkeit den eigentlichen Zweck zu gewinnen; auf solchem Kunstgriffe beruht die ganze List der Mystification, die mit kecker Stirn in dem großen Leben gehandhabt wird. Ihr Ursprung liegt in unserem geselligen Umgang, in dem Verkehr mit Weibern, eine Bahn, die unsere jetzigen Minister oft durchlaufen sind und deren Künste sie nun in die höheren Geschäfte übertragen, als Ersatz der ehemaligen geistigen und wissenschaftlichen Mittel. Metternich ist ein Hauptkünstler auf dieser Arena, in dem Geiste eines großen diplomatischen Parteigängers, wie Napoleon oft in dem eines großen militärischen gehandelt hat. Ohne eigentlich feste Basis eines europäi-

schen Staatensystems will der Minister die Russen zurückdrängen dans leurs frimas. Alle Mächte sollen ihm nun beistehen, in seiner diplomatischen Noten-Litanei gegen diese Neu-Türken zu siegen, doch muntert er keine Macht durch festen, redlichen, kräftigen Sinn auf. Den Preußen wird Sachsen zugesagt; da sie nun aber nicht gegen das russische Projekt auf Polen auftreten, zieht Oesterreich sein Wort zurück, und nun das Hin- und Hergezerre von mehren Monaten. Die Saiten von Polen werden auf's Höchste gespannt und nur endlich nachgelassen, damit Rußland Preußen nicht länger unterstütze in seinen Anforderungen wegen Sachsens. Frankreich freut sich des Haders, weil es durch die Gewandtheit seines Ministers und durch die Charlatanerie seiner neu auflebenden Kraft allein im Stande ist, die eigentliche innere und äußere Nullität zu verbergen. England wagt auch nicht, mit zu derben Worten drein zu sr eien, weil Mangel an großen allgemeinen Ansichten es verhindert, den eigentlichen Gesichtspunkt zu fassen, und weil das Gefühl des Ueberreizes seit den letzten Jahren jeden Stand auf der Insel drückt. Preußen will freilich für sich und seine Angelegenheit nichts aufgeben, doch was kann es allein, et elle sera quitte d'un ridicule.

Seine pomphafte Besitznahme von Sachsen macht die Regierung lächerlich, doch die Nation wird beschwichtigt durch einen Kraft-Anwachs, an dem sich die Gegenwart begnügt und an den die Zukunft neue Hoffnungen knüpft. Es erhält nämlich den nördlichen Strich von Lauban bis Merseburg. Um Leipzig zankt man sich noch hin und her, ob es preußisch oder sächsisch werden soll, oder zur Beruhigung beider Theile eine freie Reichsstadt.

Kommt es an Sachsen, so opfert Preußen es seinem bösen Willen auf, und der Schlag mit der unlängst gemachten Anleihe wird der erste sein.

Zur Beschwichtigung wegen der entrückten sächsischen Ländergesammtheit kommt nun an Preußen nach dem System des politischen Seelenhandels in Deutschland eine Anzahl von drei Millionen Seelen am Rhein. Luxemburg kommt an Belgien, was man hier nach einer üblichen Wortverwechselung an England nennt, und Mainz soll eine deutsche Bundesfestung werden.

Das sind nun so die Theilungs-Projekte, doch fest steht noch keins; und stände es auch fest durch die Ultimatums des Congresses, steht es dann auch fest für sich? Die Unzufriedenheit der Völker, die getäuschten Erwartungen, der Mangel an Vertrauen und das Unverhältniß der Theile zum Ganzen sind zu groß. Darum werden harte Gewitter ausbrechen, und der erste Sturz, welcher freilich kein gewaltsamer sein wird, droht den Ministern, die jetzt in Wien den Gifttrank bereiten. Hardenberg hat vor Kurzem einen gewaltigen Auftritt mit seinem Könige gehabt. Eine lange verhaltene Unzufriedenheit ist über den Gegenstand der preußischen Besetzung von Sachsen endlich ausgebrochen. „Ich hab's immer," hat der König in seinen gebrochenen Redensarten herausgeworfen, „hab's immer gesagt, daß es ein voreiliger Schritt sei — haben aber Alle klüger sein wollen — nun ist die Prostitution fertig, wenn man wieder abziehen muß. Geschieht gar nichts Kluges mehr, soll aber Alles so aussehen." — Hardenberg hat gar nicht können zu Worte kommen. Dergleichen Auftritte sind üble Vorboten auf den Fall ungünstiger Wendungen. Castlereagh

wird auch nicht mit Pomp empfangen werden, nach den jetzt gepflogenen Reden zu urtheilen. Kommt es gegen Oesterreich zum Bruch, so wird Metternich als Sündenbock geschlachtet.

Anfang Februar 1815.

Die Ankunft von Wellington ist die neueste interessante Congreßerscheinung. Er soll Castlereagh ablösen, weil dieser das neue Parlament eröffnen muß, und man erwartet auch von diesem Umstande eine Beschleunigung in den Geschäften, weil der right honourable Lord doch mit einigen Nachrichten im Parlament auftreten möchte. Es thut mir leid, den Herzog von Wellington als Diplomaten zu sehen. Wer als Krieger so hoch gestanden, erniedrigt sich jetzt als Politiker: er sollte das Schwert nur führen, um den schlechten verwirrten Knoten zu durchhauen. Britannien sollte mit dem Sieger der Welt nicht so freigebig sein; mir scheint es aber auch, er wolle mehr imponiren als wirken.

Das erste Auftreten des edeln Lords war bei seinem Banquier Herz, wo er sich den Tag nach seiner Ankunft zum Essen bat. Da bei jenen Geldmännern sich jetzt alle Großen der Erde zusammenfinden, so war es kein Wunder, bei dieser Gelegenheit die ganze hohe Diplomatie vereinigt zu sehen. Metternich, Talleyrand, Löwenhielm, Castlereagh, Cathcart, Palmella, Gentz, General Koller, Czernyscheff und einige wenige Artigkeitsgäste, zu denen ich auch gehörte.

Wellington trat auf mit allen ersten Orden, weil er von dem Diner zu einer Soirée bei Castlereagh ging.

Er ist von großer Statur, seine Haltung ist zuverlässig, einfach und fest, er trägt Kopf und Brust frei, hat eine sehr bestimmte römische Nase, eine hohe Stirn und frische, doch weder sehr glänzende, noch strahlende Augen. Er läßt die Leute ruhig sprechen und hört aufmerksam zu; seine Antworten sind kurz, sein Widerspruch artig. Es liegt in dem ganzen Wesen des Mannes mehr Ruhe als vorspringende Größe, und ein Ernst, der viel Gefälliges hat. Weniger angenehm ist sein sonst gehaltener und adeliger Blick, wenn er anfängt zu sprechen; er zeigt dann einen Mund, dessen schiefstehende Zähne die Harmonie des Ganzen stören. Doch ohne Zergliederung des Einzelnen ergreift einen das ganze lebendige Bild des Mannes durch den Ausdruck der Sicherheit und der Einfachheit.

Den Abend war Alles gespannt, den Lord auf der Redoute zu sehen; ein gedrängt voller Saal, in dem nur mühsam sich in dichten Haufen die dampfende Menge durchzog, bezeichnete diesen Tag eine brillante Redoute, ein Ruf, den die vierte im Fasching immer hat. Da meine Größe mich das Gewühl übersehen läßt, so blieb ich oft stehen, sah lange den Leuten über die Köpfe und rief dann meinen Bekannten zu: „Da ist Lord Wellington!" Hunderte faßten gleich auf, was ich sagte, und es wogte nun die Menge ungeduldig nach der Richtung, die ich angegeben. Ich zog mit ihr, drängte mich durch, und was ich am Südpol des großen Saales gethan, wiederholte sich am Nordpol. Nun wirft sich von hier aus wieder ein Strom von Menschen vor mir her, und einige Tausend wogen durch diesen einigemal wiederholten Schwank wie Wellen, vom Sturm gegen einander

gepeitscht, sich entgegen und vermehren auf einzelnen Punkten das Gedränge bis zum Erdrücken. Doch immer wurde man des großen Mannes nicht ansichtig, bis er auf einmal dastand, von Madame Castlereagh und Lord Stewart geführt. Der Erzherzog Karl machte in dem Augenblicke seine Bekanntschaft, und wechselten sie nicht schnell den Standpunkt, so waren sie Beide dem Erdrücken ausgesetzt. Wellington sah gefällig in die strömende Menschenmasse und nahm ohne Ausdruck von Eitelkeit mit Anstand die stummen Huldigungen an.

Wie ehedem Lord Nelson mit Lady Hamilton reiste, so hat auch Wellington die bekannte Sängerin Grassini bei sich, die schon oft die Begleiterin bemerkter Männer gewesen ist, wie z. B. des Herzogs von York in Deutschland *). Sie ist, was die Franzosen belle femme nennen, also schönes Fleisch, große Figur, vornehmer Anstand, darf aber bei dem Titel wohl an funfzig Jahre alt sein. Es ist im alt-heroischen Styl, den Ruhm von der Kunst begleitet zu sehen, die vornehmste Mischung menschlicher Vortrefflichkeit und zugleich eine so veredelt natürliche in der Verschiedenheit der Geschlechter, ein jedes nach seiner höheren Verklärung.

Februar 1815.

Unter allen Monarchen, die jetzt Wien versammelt, erscheint mir, nicht allein der Figur, sondern seinem ganzen Sein nach der König von Dänemark doch am ko-

---

*) Auch Bonaparte hatte sie schon in Italien bei sich gehabt, später auch in Paris, freilich aber heimlich. Sie schien eine andere Lola Montez gewesen zu sein.

mischesten. Er möchte auch was haben, wartet von heute auf morgen, daß nun auch die Reihe an ihn komme, und spielt in seiner Person noch einmal die ganze lächerliche Passivität seines Kabinets durch.

Wie klug sich doch die Dänen dünkten, als der jetzige König, noch Kronprinz, in Holstein seine militärischen Gaukeleien trieb und seine Neutralität bekräftigen wollte. Das schlaffe, engherzige Kabinet meinte, wenn Frankreich und England sich raufen, stehen wir neutral dazwischen, und beide schützen uns bei unserem Handel aus gegenseitigem Interesse. Die Sache ging auch erst recht gut und war gar nicht übel vom alten Bernstorf ausgedacht; doch als Napoleon anfing, dem Handel den Krieg zu machen, wie seine Armeen sich in Deutschland festsetzten, da mußte Dänemark eine entscheidende Partei nehmen und durfte nicht mehr lauern. Seine Finanzen waren von 1795—1798 so gestiegen, daß es nicht mehr als 8 Millionen Thaler Staatsschulden hatte und für 6 Millionen Papier, welches Agio nahm. Der Nelsonkrieg wurde im späteren Laufe drängender Begebenheiten die erste Schmach; seine vierundzwanzigstündige Dauer kostete Dänemark 16 Millionen neuer Papiere, und nun rollte der Sturz von Abgrund zu Abgrund, sodaß jetzt, nach einem Bankrott, die Staatsschuld 100 Millionen, die Papiere aber 140 Millionen betragen. In der Klemme zwischen seinem eigenen Neutralitäts- und Bonaparte's Kontinentalsystem fiel Dänemark immer mit Hohn und Spott dem Nächsten in die Arme, wollte durch Freibeuterei auf der See das Deficit des Handels decken, und endigt zuletzt gar mit der Märtyrerkrone an Napoleon, um sich in der Zeit allgemeiner Sühne allein ver-

dammen zu lassen. Mit allen Mächten verfeindet, wird dem Elefanten die Haut abgezogen, um dem nackten Schweden die Blöße zu decken, und nun denkt der schneeweiße König noch an Ersatz, nimmt Rußland in Anspruch, dessen Unterthanen es beim Einbruch der Franzosen aufreizen wollte! O Unschuld!

Da hat es Bernadotte nun leicht klüger machen können. In ein Land versetzt, das, seiner Gränzen beraubt, ohne Geld und ohne Soldaten fast in den letzten Zügen lag, entwand er es zuerst den Fesseln des Kontinentalsystems, gewann sich dann durch kluges Nichtsthun das Vertrauen zur Zeit der französischen Invasion in Rußland, und weil denn doch endlich alle diese halben Maßregeln zu nichts führen, so spielte er mit dem letzten Reste schwedischer Macht va banque, nahm seine Armee zusammen und schiffte sie nach Deutschland, um da Schweden eigentlich zu gewinnen. Genöthigt, gegen die Dänen in Norwegen eine Armee im Lande zu lassen, bringt er aber kaum 30,000 Mann nach Pommern; doch zahlen die Engländer ihm das volle Contingent, und zwar die dreifache Subsidie, also 40 Pfund per Kopf, mit Erlassung der Pflicht, diese Armee während des Krieges vollständig zu erhalten, was Schweden auch nicht hätte leisten können.

Waren nun die Schritte des Kronprinzen schwankend während des Krieges, so lag die Veranlassung zum Theil in seinen vielfach verschlungenen Verhältnissen und dann auch wohl manchmal in einer Art von Gascogner-Leichtigkeit, welche der arme Wallmoden, sein souffre-douleur am Ausfluß der Elbe, am meisten hat empfinden müssen.

Im Laufe der großen Begebenheiten zog sich nun vollends das Interesse der Verbündeten von dem des Kronprinzen ab, und wie diese alle nach dem Rhein drängten, wußte er mit List und Gewalt nach der Leipziger Schlacht die Truppen von der Weser und der Werra zurück nach der Eider zu führen, um seinen Krieg auszufechten. Freilich haben auch diesen dann nicht schwedische Knochen bezahlt, doch macht es dem Kronprinzen Ehre, daß er, ohne weitere Gewährleistung, gleich nach dem Kieler Frieden mit den Truppen nach dem Rhein abzog, um als Bundesgenosse seine Pflicht zu erfüllen. Auf dem Marsche erhielt er die Nachrichten von dem Congresse zu Chatillon, wo die Alliirten es zugelassen, daß der schwedische Bevollmächtigte ausgeschlossen ward. Konnte nun der Kronprinz à tête baissée in Frankreich vorrücken, ungewiß seiner Bundesgenossen und vielleicht bald schwer bedrängt durch den Gang der damals ungünstigen Operationen?

Zu guter Letzt fand nun Dänemark vermittelst seiner Umtriebe eine glückliche Opposition in Norwegen gegen Schweden; doch sie hielt nicht vor, es entstand ein Krieg, der einem Frieden ähnlicher sah, und zur natürlichen Strafe entgeht Dänemark der Ersatz von Schwedisch-Pommern, da der Kieler Vertrag nicht erfüllt worden war.

Februar 1815.

Neulich auf dem Balle des russischen Gesandten Stakelberg ereignete sich ein Fall, der alle Anwesenden in Erstaunen setzte. Der Kronprinz von X. fing auf einmal hinter dem Stuhle des Freiherrn von Stein mit ge-

dehnter Stimme an zu rufen: „Gewesen! — Gewesen! — Der Kronprinz von X. ist sonst ein hoffnungsvoller Prinz gewesen — er entspricht durch sein jetziges Benehmen aber nicht mehr den Hoffnungen! — Haben das Ew. Excellenz auch gehört?"

„Habe nichts davon gehört", antwortet Stein ganz brüsk.

„Nun, der Verfasser wird doch seine eigenen Sachen lesen", erwidert der Kronprinz.

Hier springt Stein schäumend auf und schreit: „Mon Prince, c'était un propos insolent, que Vous vous ètes permis de tenir, et (mit gehobener Faust) gare à quiconque osera le répéter."

Nach einer Weile kam der Kronprinz, Stein um Verzeihung zu bitten, oder sich wenigstens mit ihm zu erklären.

Man sollte aber nicht glauben, welche pamphletistische Mordbrenner jetzt die Baiern sind; ihr Schlachtfeld ist die Allgemeine Zeitung von Cotta, und am meisten schwingt der Marschall Wrede seine Fackel, ein Mann, der die günstigen Eindrücke des letzten Krieges durch ein steifstolzes, kaltes und arrogantes Benehmen, ohne äußeren Anstand, allenthalben verwischt, nur nicht bei den Oesterreichern, deren Dürftigkeit sie in dem ehemals abtrünnigen Baiern einen guten Feldherrn für die verbündete österreichisch-baiersche Armee hoffen läßt. Die politischen Ausflüsse durch den Kanal des Fürsten Wrede entquellen zum Theil dem Kloak des General Langenau, vorzüglich was Sachsen betrifft.

Ein anderer baierischer General, der sehr an Oesterreich hängt, ist Graf Pappenheim, ein Mann, der sonst

in der Armee gedient hat und als biederer Rittersmann die Schuld eines vornehmen Namens der Welt und seinen Freunden redlich abzahlt. Voller Freude, nun endlich des französischen Zwanges enthoben zu sein, dem er nur, um sein Vermögen zu retten, mit dem größten Widerstreben gefolgt war, steht der Rittersmann nun ganz barsch und trotzig gegen alle die Leute, die seiner Partei als Störer der Ruhe vorkommen, weil sie nicht zu den politischen Verdrehungen Ja sagen und, nach der Sache ringend, gegen den Schein sich bloßstellen. So waren auch sonst in dem stämmigen Mittelalter die deutschen Haudegen; nur statt der jetzigen Diplomaten gab es damals Pfaffen als Deutler; die Gewappneten waren aber immer die Ritter.

Februar 1815.

Wenn man die Fürsten aus ihrem öffentlichen in das Privatleben verfolgt, so leben sie alle fein bürgerlich und sittlich mit den Ihrigen. Die Kaiserin von Rußland ist viel mit der Königin von Baiern, ihrer Schwester, zusammen, der Kaiser aber öfters mit seinen Schwestern, den Prinzessinnen Marie und Catharina, zweien sehr interessanten Frauen, von denen jene das Gemüth, diese den Geist des Bruders anzieht. Die Großfürstin Marie sieht zart und sanft aus, doch immer wie hinter einem Trauerflor; sie muß sehr empfänglich sein für trübe Eindrücke von außen; freilich war ihre Seele lange beunruhigt um das Schicksal ihres Bruders und ihres Vaterlandes!

Catharina tritt dreister ins Leben und eignet sich gern dessen Glanz zu mit wahrhaft herrischem Sinn.

Sie hat besonders schöne Partieen, als Mund, Gestalt, das brennende Auge; ihr Geist ist sehr gebildet, aufgeweckt und scharf, ihre Sprache aber nicht weiblich genug, mehr in Sentenzen und Phrasen. Ich sehe in dieser Prinzessin Peter den Großen, Catharinen und Alexander, nach den Eindrücken ihrer folgenden Zeiten, bald greller, bald sanfter gemischt. Durch ihre Verbindung mit dem Kronprinzen von Würtemberg kommen zwei strebende, gebietende Geister zusammen, die die Welt nach ihrer Art einrichten werden. Das Projekt des Generalats der tief im Hintergrunde schlummernden Reichsarmee soll dem Kronprinzen die erste Stufe seiner öffentlichen Gewalt werden, die er vielleicht gern mit der Kaiserkrone einmal krönen möchte.

---

8. Februar 1815.

Während der große Gang der Unterhandlungen sich langsam ab- und verwindet, schreien die kleinen Fürsten wie die Raben am Bach, und es ist kein Unsinn auszudenken, den ihre Noten nicht enthalten. Alle wollen haben, und nicht bloß, was sie hatten, wenn man z. B. auf die Grundlage des westphälischen Friedens wollte zurückkommen, nein, auch damit speiset man die Hungrigen nicht ab. So hatte ich mit dem vierundsechzigsten Reuß, einem jungen Menschen von viel Tiefe und praktischer Brauchbarkeit, eine Erörterung über die Entschädigung der Fürsten und über ihre zukünftigen Rechte. Er protestirte gleich gegen den westphälischen Frieden und wollte kaum die goldene Bulle statuiren: es waren Alles Eingriffe in der Fürsten Rechte. So

sprechen die Klügsten, was soll man nun mit den Menschen anfangen?

Neulich haben sie gegen alle Lehnsverpflichtung von ihrer Seite an die größeren Souverains gesprochen, haben aber die statuirt, ja heiß verfochten, welche die Unterthanen gegen sie haben müßten.

Februar 1815.

Werfe ich noch zum Abschied einen Blick auf die Fantasten und Beutelschneider des Congresses, so gehört zu denselben, außer denen, die sich Jeder selbst vor Augen stellen wird und kann, Friedrich Schlegel und Werner.

Schon seit Jahren von Berlin nach Wien versetzt, hat Friedrich Schlegel eine Anstellung in der Staatskanzlei gefunden und ist nun ein Abtrünniger von seinem Glauben und seiner ehemaligen Lehre. Er verdient den Schimpf eines Apostaten, denn es ist nicht Ueberzeugung, was ihn zum Katholiken gemacht, vielleicht höchstens geistige Schwelgerei, bei der er jedoch in keiner Beziehung der weltlichen entsagt. Er hat sich den Katholicismus auf eigene Art zurecht gemacht, bis auf die äußeren Formen, indem der heilige Mann ganz freigeisterisch sagt: „Kriechen thue ihm weh.“ Neben der Orthodoxie des christlichen Glaubens hat er auch eine große politische, die er ausspricht. Neulich sagte er: „Friedrich II. hätte müssen den Kopf verlieren, denn er war ja in der Acht.“ Darauf hat ihm eine Dame geantwortet: „Nehmen Sie sich besser mit Ihren Reden in Acht, sonst gibt darauf kein Mensch mehr Acht, und das bringt Sie in die Acht.“

Eben so gleißnerisch beschränkt sind auch seine Vorlesungen jetzt über Geschichte und Kunst, in denen er sich so widerspricht, daß er über Göthe den kleinen Kollin setzt, nicht einmal den Tragiker, sondern den Dichterling.

Schlegel's Frau, die Tochter von Moses Mendelsohn, ist auch katholisch geworden und mit Andacht und Ergebenheit bigott; sie meint es redlich, läuft in alle Frühmessen und ist in der Heiligkeit ihres lügenhaften, fantastischen Mannes befangen.

Werner, der Verfasser der Weihe der Kraft, dieser antikatholische Dichter, erscheint hier auf einmal als Geistlicher auf allen Kanzeln und predigt den katholischen Glauben. Er tobt wie ein Narr, spricht populär wie ein Fiaker und freut sich, einen Ort gefunden zu haben, wo ihm Niemand widersprechen darf. Ein Aergerniß der katholischen Geistlichkeit wird er durch den Erzbischof und Fürsten Metternich aufrecht erhalten, mag es aber sonst wohl, wie ein Schwärmer, ganz redlich meinen. Lebt übrigens auch still und ohn' Aergerniß wie ein guter Pfaffe. Eine unglückliche Liebe hat den Werner zum Narren gemacht.

5.

Vom wirklichen Staatsrath Merian *).

(Dresden) Ende 1814.

Ihren Brief vom 22. (December) empfing ich den 29. Sieben Tage! Ueber die Zeile:

---

*) Andreas Merian von Falkach (geb. 1772 in Basel)

„Nichts, nichts, nichts"

erstaunte ich. Wann endlich wird „etwas" werden? Auf das Tagebuch freue ich mich. Aber der Wirbel

---

war damals als unmittelbarer Gehülfe des General-Gouverneurs in Sachsen, Fürsten Repnin, angestellt. Ein Mann, gründlich gebildet, von vielem Geist und ausgebreiteten Kenntnissen, der unter einem scheinbar trockenen Ernst ein tiefes Gefühl barg. Die nachfolgenden Briefe an Nostitz (der große Verbindlichkeiten gegen ihn hatte) werden ihn näher kennen lehren.

Opfer französischer Verfolgungen, liebte er diese Nation nicht. Schon sein Vater, mehrmals Oberzunftmeister und selbst Landammann, ward als entschiedener Gegner der Revolution 1798 nach Frankreich deportirt. Der Sohn ging nach England zu seinem mütterlichen Oheim Iselin; von da nach Wien, wo er durch die Zuneigung von Johannes Müller bald einflußreiche Freunde in der Staatskanzelei fand. Im J. 1802 kam er als Legationssecretär des Freiherrn von Hügel auf den Regensburger Indemnisations-Congreß; 1805 ins Hauptquartier des Erzherzogs Ferdinand, und als Geschäftsträger beim fränkischen Kreise nach Nürnberg. Nach der Mediatisirung der Stadt verlangte der Münchener Hof seine Abberufung; und seine Verbindung mit den Freunden der alten Ordnung in Deutschland wurde in Paris als so bedeutend geschildert, daß der Minister Champagny sämmtlichen Höfen des Rheinbundes durch ein Umlaufschreiben untersagte, Merian in irgend einer diplomatischen Eigenschaft bei sich anzunehmen. So lebte er denn in Wien im Hause seines Freundes Hormayr den Wissenschaften, vorzüglich der griechischen und römischen Literatur, in welcher seine große Gelehrsamkeit selbst in England geschätzt und bei classischen Ausgaben zu Rathe gezogen ward. Als der Kampf von 1809 ausbrach und Hormayr nach Tirol ging, wurde Merian bei dem obersten Armee-Intendanten, Grafen Friedrich von Stadion, angestellt, verlebte nach dem Frieden einige Zeit in Prag und ging dann als Legationsrath mit dem Fürsten Paul Esterhazy nach Dresden. Als endlich Oesterreich sich 1812 mit Napoleon gegen Rußland verband, trat er als Staats-

wird Sie mitreißen. Hier ist man noch nicht klüger, nicht folgerechter geworden. Es ist spaßhaft, die Harmonika oben (in Wien) und dagegen die Kessel- und Pfannenmusik hier unten zu hören.

Lord, what fools ye mortals are!

Hast Recht, Puk, siebenmal Recht! Und Sie, werthester Freund? Ja, Sie sind in Ihrem Elemente. Würde geschossen, wär's Ihnen noch lieber; — da aber ein Congreß wenigstens so einem Scharmützel gleicht, ei so ist Ihnen doch wohl! Nur fein kraus, bunt durch einander. Lalande selbst (der Thor, der die Sterne zählte und wog, und Gott nicht merkte), Lalande selbst würde bekehrt werden, wenn er jetzt auf'm Stephansthurm sitzen und (statt sonst hinauf) herunterschauen könnte, wie die Männer groß und klein, und die Weiber grob und fein, herumgetrieben, gedrillt und gerührt werden, viel kreißen und wenig gebären, und — so wie jüngst nach Paris, also auch nun zum längst abgesteckten Ziele des Congresses geführt werden, ach! sie wissen nicht wie! — — —

An dem, was Sie vom juvenis venator *) schrei-

---

rath in den russischen Dienst, war auf dem merkwürdigen Tage zu Kalisch und kam dann als Mitglied der Central-Verwaltung unter dem Freiherrn von Stein nach Dresden. Von hier sind die ersten Briefe von ihm. Nachmals ward er Gehülfe des General-Gouverneurs Alopeus in Nancy, und sodann Mitglied der Liquidations-Commission in Paris. Nach Abzug des verbündeten Heeres aus Frankreich 1818 blieb er in Paris zu besonderen Unterhandlungen und starb daselbst im April 1828.

*) Ein junger Forstmann aus Dresden, dessen sich Merian annahm.

ben, habe ich wieder Ihren richtigen Blick, zugleich aber auch das Weltkind erkannt. Ist es denn nicht besser, *qu'il y ait encore à dégourdir*, als wenn, wie gewöhnlich, Alles bereits in Staub und Asche zusammengesunken wäre? Daß doch die großen Herren immer nur vor Allem auf Feinheit und Abgeschliffenheit sehen und dabei rein vergessen, daß diese negativen Eigenschaften blos auf Kosten der positiven erworben werden, und gerade dazu taugen, besagte große Herren zu täuschen, trügen und irre zu leiten! So muß der Koch ein Franzose sein, damit er sein Geschmiere sechsfach theuerer anschmiere als ein anderer; — der Kammerdiener aber ein Italiener, weil der Franzose noch nicht listig, verschmitzt und falsch genug ist — — — — — und so hinauf, mein Freund, sehr weit hinauf, **mutatis mutandis.**

Ich lege diesen Jüngling in Ihre Hände — etwas werden Sie wohl für ihn finden. Oder behalten Sie ihn als Unteroffizier bei Ihrer Waldstein'schen Unternehmung. Lesen Sie Waldstein's Lager, da finden Sie seinesgleichen manche. Mit Verstand und Gewandtheit allein wird mein Tage nichts Großes vollführt: zerstört wohl. — — — — — Darum schlug auch Piccolomini den Waldstein. Aber konnte darum Piccolomini aufrichten, was Waldstein aufgerichtet hatte? Dreimal z. B. ein Heer erschaffen und zusammenleimen??? Seht, Freunde, dazu gehört Herzblut! Auf alle die Feinheiten und Pfiffe pfeife ich s. v., — die hat jeder welsche Kapaun hundertmal besser als wir sammt und sonders. Darum verstoßt mir nicht, was roh ist, und sucht das Heil der Welt nicht in Künsten. Nun Gott befohlen!

Nachschrift. Vor Ihrem Tagebuche (soeben kam's) ziehe ich die Mütze ab und neige mich bis auf den Boden. Aber Metternich haben Sie zu hoch gestellt. Das ist lackirter Staub. Und wie wollen Sie menschliche Größe und Kraft an Talleyrand messen? Ein Anderes ist, durch sich groß sein, ein Anderes, durch den, der hinter uns steht. Mit Nappel's Hetzpeitsche war's leicht Minister sein. Damals war die ganze Kunst der Unterhandlung die: „Ihr Ochsen, die Ihr alle seid, Euch Flegeln geb' ich den Bescheid" ꝛc. Wissen Sie einen fähigen französischen Gesandten aus jener Zeit? Ich nicht. Grobiane waren's, oder Aufwiegler, oder alte H . . . . .

Befehlen ist lustig, unterhandeln verdammt mühsam. Hätte Talleyrand einen Funken Ehre im Leibe, so würde er sich lieber spießen lassen, als auf eben dem Flecke, unter eben den Menschen, wo er sonst geherrscht hat, jetzt herumzukriechen wie eine lahme Wanze. Das kann nur ein Franzos!

Mystificiren heißt zu deutsch: zum Narren haben. Glauben Sie wirklich, das sei eine passende, eine würdige Fertigkeit an einem Premierminister, an dem Präsidenten eines Congresses von Europa? Glauben Sie, damit werde er seinem Staate aufhelfen? Leider ist es seine Natur: ich weiß das gar wohl! Aber wie, wenn es Andere als Sie und ich auch wissen oder merken? Wird das wohl das Zutrauen stärken, die Geschäfte fördern? Ich scheere mich nichts um die Vernunft, denn die Menschen folgen ihr nie: auf Herz, Leidenschaft, Eitelkeit ꝛc. muß man blicken, wenn man etwas erblicken will. Manchen erbittert eine Ohrfeige weniger als ge-

foppt werden. Wird so Einer einmal mystificirt, oder befürchtet er nur, es zu werden, da ist er schon scheu und stätig und bäumt sich — kein Teufel bringt ihn mehr von der Stelle. Und wer hat am Ende den Schaden? Der superkluge Herr Mystificator, der allein dasteht, von Allen verlassen und gehaßt. O, es war ein trauriger Mißgriff, so einen Herrn obenan zu stellen! Zerschlägt sich der Congreß, so ist's ob seiner Feinheiten und Kniffe. Da betrachten Sie einmal Sir William Temple dagegen. Was sagte man von dem, so oft er bei einer Unterhandlung auftrat? „Aha, England ist's Ernst, sonst ließe sich Temple nicht brauchen." Choisissez.

Ich mußte Ihnen das so ernst und lebhaft vorstellen, denn ich will Ihre Seele retten. Sie beginnen zu viel Werth auf das Verfluchte und Verruchte zu legen, sobald es einen Schein von Behendigkeit und Zweckmäßigkeit hat. Es ist mir schon ein Freund deswegen untergegangen: Sie sollen nicht der zweite sein, wenn ich es zu hindern irgend vermag. In Ihrem Gemüthe hauset gewaltig viel Großes und genug Gutes: gestatten Sie aber dem niederträchtigen Rost der sogenannten Erfahrung (alias Verderbniß), dieses zu verzehren, so geht jenes zu Grunde, da hilft kein Gott für. Sie werden, was Zehntausende sind, und hätten sein können, was unter Zehntausenden nicht Einer ist.

Und nun abermals Gott befohlen! Sie stehen noch am Herkules-Scheidewege — — — —

Geschrieben, als 1814 von 1815 schied.

6.

Von Merian.

(Dresden.) 12/24. Januar (1815).

Bis und mit Blatt 10 habe ich richtig empfangen und sorgfältig aufbewahrt. Diese Blätter werden einst, nach Art der französischen Mémoires, die Geschichte theils begründen, theils ergänzen. Ich halte dafür, daß sie von großem Werthe sind, und rathe und bitte, daß Sie sie, wenn Sie deren Aufbewahrung werden übernommen haben, auf immer vor jedem Schaden mit Eifer sichern. Wenige Darstellungen aus irgend einer Zeit sind mir noch vorgekommen, die so in Leben, ja so in Bewegung wären, wie diese. Es gibt Portraits, von denen man, ohne den Abgemalten je gesehen zu haben, gleich sagen muß: ich bin versichert, das gleicht. So ist es auch mit jenen Blättern; ihr Inhalt dringt, man fühlt es gleichsam, unaufhaltbar durch den Schein zum Sein.

7.

An den Hauptmann von Varnhagen nach Wien.

Dresden, 22. Februar 1815.

Seien Sie mir gegrüßt von Dresden aus, als mein lieber guter Freund, und lassen Sie mich hoffen, daß Sie aus Ihrem Wien den Gruß freundlichst wiederholen. Mehr kann ich jetzt weder thun, noch wünschen, denn ich bin hier auf neue Widerwärtigkeiten des Schicksals gestoßen, die meinen Calcül sehr verrücken.

Doch lassen wir uns durch solche Hindernisse nicht abschrecken, wissen wir doch, wie schwer es ist, dem Glück ein Lächeln abzugewinnen, wenn es nicht ganz von ungefähr Lachwurzel gespeiset und einem unvermuthet bei einer Mondscheinpromenade ins Gesicht wie eine Tolle lacht.

Uebrigens habe ich Ihren Tettenborn gelesen. Ich danke Ihrer Freundschaft für die Blume, die Sie in meinen Kranz winden, und ich verspreche dagegen meinen Freunden, sie sollen mich immer bewährt finden. Was das Geschichtliche des Buches betrifft, so kann man Ihnen einige Unrichtigkeiten vorwerfen, z. B. die Darstellung des Gefechts von Craonne. Es hielt das Sacken'sche Corps das Plateau, und Woronzow commandirte die angegriffene Division, weil Stroganoff nach dem Verlust seines Sohnes an diesem Tage das Gefecht für seine Person aufgab.

Was Sie von Winzigerode nach dem Tage von St. Dizier sagen, können Sie durch die Worte des Kaisers entschuldigen; doch, da Ihre Darstellung einen freien, wahren Charakter hat, so können Sie Ihre Worte nicht entschuldigen. Sie haben die Gelegenheit benutzt, zu gaziren, aus geistiger Rückwirkung der Gesinnungen Tettenborn's gegen den General.

Was Czernischew betrifft, so ist bei Kassel strenge Instruction und bei Montierender die freie Disposition des Kaisers gegen Ihre Ausfälle anzuführen.

Doch ich lege keine Hand an; die Facta sind es nicht, die mir dieses Buch werth machen; ich weiß sie und lerne, da ich sie durchlebt, nichts Neues darüber durch den Druck. Ihr Buch ist keine militärische Kriegsgeschichte, aber eine psychologische, die mich lebhaft er-

griffen hat durch die Idealisirung des Charakters des Helden. Ja, durch die Idealisirung, denn Tettenborn's Thätigkeit und Hin- und Herziehen hatte oft keinen anderen Endzweck, als sich dem unmittelbaren Commando zu entziehen und frei für sich zu feldmarschallisiren; sein Talent kam dann dem starren Sinn zu Hülfe. Doch das ist unser Geheimniß, und davon erfahren die Anderen nun vollends nichts. Ich würde mir durch solch' unbarmherzige Zergliederung einen erhebenden Eindruck zerstören, denn vor Allem ergreift mich die Darstellung eines gewandt, keck und brav handelnden Menschen am lebhaftesten. E . . . wäre keineswegs der Mann, von dem ich mich gegen solch ein Werk hetzen ließe, denn was weiß d e r von den inneren Regungen der Seele, der nur immer nach äußeren Bewegungen ringt.

Ich lebe hier still und temporisirend; gern möchte ich Sachsen bald verlassen, vermag aber den nicht nahen Zeitpunkt nicht zu bestimmen. Da nehme ich denn den Augenblick, wie er kommt, und habe z. B. gestern bei dem Minister Reck einer Vorlesung beigewohnt, die der Hofrath Böttiger, königlich sächsischer Hofgelehrter, hielt. Er hatte dazu Tags vorher beim Essen Gelegenheit genommen, indem von den Wiener Monumenten die Rede war, und er äußerte, „es werde ihn freuen, durch Augenzeugen sein Urtheil über das schönste Denkmal der Kaiserstadt, über das der Erzherzogin Christine, berichtigt zu sehen. Er hat wahr gesprochen von dem Total-Eindruck der ergreifenden Wehmuth bei jedem sinnigen Beschauer; dann hat er viel erzählt von der lebendigen Bewegung des Trauerzuges und von der Anregung der Phantasie, welche derselbe bis ins Unendliche durch ein

leichtes Spiel verlängere; hierauf hat er uns gelehrt, was es für eine Bedeutung mit den egyptisirenden Thürmen und Pyramiden habe, und was die Verklärung nach oben und was die leidigen Schildhalter nach unten seien u. s. w. Ich sollte nun auch zuletzt mein Urtheil abgeben, war aber mechant genug zu sagen, daß ich das Monument nur insofern kenne, als es zum Rendezvous vieler Bestellungen in Wien diene. O profanum vulgus! mochte der Herr Hofrath denken — und das wollte ich.

Es ist ein schauderhaft gelehrter Mann, dieser Hofrath Böttiger!

Die politischen Ereignisse bringen die Sachsen hier zu Verzweiflung, und müßte ich nicht innerlich lachen, so hätte ich mich schon geärgert, daß ich nichts hören muß als Sachsen und Sachsen. Die Anhänger des Alten sprechen viel vom Könige und hoffen, man werde die sogenannten Spoliationen dem Könige wiedererobern. Wo werden zu diesem Siege die Waffen geschliffen?

Sie können sich denken, was ich für Fragen über Wien zu bestehen habe. So sollte ich gestern den Cicerone aller der Figuren machen, die auf einem schlechten Wiener Kupferstiche die Versammlung der hohen Häupter bei dem Congresse darstellen. Ich zeigte der Gesellschaft einen aufgeputzten Mann, am Tisch seitwärts stehend, und sagte, „es sei der Hofrath Gentz, der wie Judas mit dem Geldsäckel, beim Tintenfaß von weitem stehe.“

Erhalten Sie mich in Gunst bei Stägemann, er ist mir als Mensch schon ein tüchtiger Kerl.

8.

Von Merian.

Dresden, April 1815.

Nun, in der That, ich glaube, es ist besser, daß Sie nicht nach L . . gereist sind.

Soll ich Ihnen auch sagen, was ich thäte an Ihrer Stelle? Ich bliebe hier, bis der Feldmarschall kommt (vorausgesetzt, daß ich nicht vorher andere Befehle erhielte); dann schlösse ich mich an diesen an und ließe mich mit fortwälzen.

„Er kennt mich kaum.“ Sie haben ein vortreffliches Mittel, ihm bekannt, vortheilhaft bekannt zu werden. Ergreifen Sie die Aufforderung von * * * *, so dumm sie ist. Kann denn nicht ein Künstler aus einem Klotze einen Mercurius bilden?

Setzen Sie sich hin, liefern Sie etwas Tüchtiges, Gescheites, — und jagen Sie es ihm entgegen, **à plusieurs réprises**. Das bahnt. —

Und glauben Sie mir (dem Sie zwar wenig glauben, weil Sie der Meinung sind, ich sehe nicht über meinen **P** hinaus, und nicht bedenken, daß es keine Kleinigkeit war, in diesen **P** hinein zu kommen) — also wagen Sie es und glauben Sie mir, daß es wenigstens so *wichtig*, *wo nicht noch wichtiger* ist, mit B. gut zu stehen als mit A. Die AAA. versprechen, und wenn die BBB. nicht halten, so wird doch nichts. Und sind nicht zwei Saiten besser als eine?

„Das ist wieder so ein allgemeiner Satz! mein Verhältniß ist ein ganz besonderes.“

Darauf antworte ich: Ihnen kommt es so vor, mir nicht; entscheiden müßte ein Dritter.

Jetzt nehmen Sie das so wohl und gut auf, wie es wohl und gut gemeint ist; schlafen Sie darüber; — verwerfen Sie das und noch tausend meiner Rathschläge; ich werde darum doch nicht ablassen, Ihnen die Wahrheit zu sagen.

9.

Von Merian.

Nancy, den 11. August 1815.

Berg und Thal kommen nicht zusammen, aber Menschen, besonders russische. Ich bin eigentlich böse über Sie. Ich bat Sie so dringend, als Sie von Dresden nach Wien gingen, die Rechnungspapiere und die Wechsel der Fürstin eigenhändig zu geben. Sie aber gaben sie dem Fürsten*). Das hat großen Mißverstand, und mir Unannehmlichkeiten zugezogen. Wer einen Auftrag freiwillig übernimmt, der muß ihn auf's Genaueste ausführen, und wäre er ein Feldmarschall.

Wir sind froh, daß Sie in Troja**) sind: Sie werden handeln wie Ulysses, nicht wie Ajax. Es ist ein verdrießlicher Platz, wir wissen es; desto mehr thut es noth, daß so ein gescheiter uud handfester Mann dort sei. Aus dem Schreiben vom 8. (das die neue Instruction vom 4. August begleitete) werden Sie ersehen haben, wie man sich jetzt, seit der Note vom 24. Juli zu benehmen hat. Vermeiden Sie allen Zank. Da aber, wo die Instruction Sie berechtigt, seien sie

*) Repnin.

**) In Troyes.

unerschütterlich. Volto sciolto, pensieri stretti. Vermittelst des Auftrages, der hier mit kommt (Etat des fournitures) können sie sich auszeichnen. Liefern sie das Ding schnell und schön.

Ich habe an Perowski geschrieben, ob er Lust hätte Ihnen beizuspringen? Gehülfen müssen Sie haben. Machen ieelbst einen Etat der Bezahlung, den Sie zur Approbation gehorsamst einsenden: oben an setzen Sie sich (das lassen Sie weiß, damit es der Herr General-Gouverneur bestimme); dann setzen Sie etwa sechs Gehülfen (ohne Namen, nur das Amt), unter die Sie monatlich etwa 600 Francs vertheilt aussetzen; eben so viel für Auslagen, Kanzlei-Material, Reisen rc.*

Auf die bevorstehende Musterung [1]) in der Champagne helfen Sie ihres Ortes vorschriftsmäßig auf alle Weise, daß die Truppen sauber geputzt erscheinen können — und werfen Sie diesen Brief in's Feuer.

* NB. Ich verlange, daß Sie mir einen der ersten dieser sechs Plätze noch ein Paar Wochen leer behalten (Sie können ihn indessen ad interim versehen lassen) zu meiner Disposition.

10.

An den Staatsrath Merian zu Nancy.

Troyes, den 2/14. September 1815.

Ihre freundlichen Schreiben unter großem offiziellen Couvert habe ich richtig erhalten und bin von ihrem be-

---

[1]) Bei Vertus.

deutenden Inhalt so erfüllt, daß ich eile Ihnen zu danken, daß Sie sich so väterlich mit mir abgeben.

Mein Regiment geht hier fort, wie es sich die Fürsten nur wünschen: c'est un règne doux et paisible; ich finde täglich mehr, der beßte Kunstgriff von oben herab ist passiv zu sein. Pfui, da ertappt mich Ihre Strenge auf einer häßlichen Bemerkung; doch was hilft's, vergeben Sie immer dem Weltkind (wie Sie mich nennen), das sich nicht strafend vom Leben abzieht, sondern es so hinnimmt, wie es ist in Fällen, die das Faulsein erlauben. An dem Franzosen-Volke mag ich so weder zum Helden noch zum Weisen werden, mag es schreien und raisonniren, wird mir nur der Weg rein gehalten, was durch „drei Schritt vom Leibe" am beßten geschieht. Doch finde ich, muß man sich zuweilen bemerkbar oder besser gesagt fühlbar machen. Ich thue dieß jetzt durch die Jagd. Die Franzosen sind wie die großen Herren, haben lauter vornehme Passionen; Jagen und Schießen und jede freie Uebung, die den Mann zum Ritter, den Bauer zum Herrn macht, das ist ihre Freude. Ohne ausübende Gewalt konnte ich die Jagdlust nicht unterdrücken; ich habe daher die ports d'armes, wie sie jedem in Frankreich gegeben werden, der die Waffen führen will, bestätigt, mit dem Zusatz, daß wer sich ihrer bedienen wolle, bei mir une autorisation zu holen habe, die unentgeltlich ausgefertigt werde. Das natürliche „se foutre du monde" der Franzosen macht es aber, daß rechts und links wie gewöhnlich ohne ports d'armes geschossen wird. Da nun meine Autorisation nichts, die ports d'armes aber beim Präfekten 30 Francs kosten, so hat es natürlich den Anschein, daß man die Landes-Verordnung, nicht aber meinen

Super=Befehl umgehe, und was ich nun zur Aufrechthaltung desselben thue, erscheint als eine Unterstützung, die ich dem Präfekten angedeihen lasse.

Ich erzähle Ihnen nur diesen kleinen Kunstgriff, um Ihnen zu zeigen, daß ich stets aufmerksam bin, mir nicht etwa das in Frankreich so gefährliche ridicule zu geben, zugleich aber auch die Menschen stets in einer gewissen Spannung zu erhalten.

Wenn die Leute nun auf die Jagd des Abends gehen, reite ich dann auch auf den Anstand, nicht nach Hasen, sondern nach den Franzosen ohne ports d'armes, und wen ich mit Gewehr sans règle finde, der bekommt die Plette, und das Gewehr wird am nächsten Baum zerschlagen. **Fiat justitia, pereat mundus!**

Mache ich dann wieder den Leuten in der Stadt ein freundliches Gesicht und lebe ich ihnen sonst auf irgend eine Art zu Gefallen, so bin ich sicher, daß die guten Trojaner nicht von mir sagen: „**Monsieur est un brutal**“ oder „**Monsieur est une bête.**“

11.

An Merian.

Troyes, den 5/17. September 1815.

Ich fange an, mich hier in meine trojanische Einsamkeit zu finden, und ordne meine Ideen, welche gewöhnlich bei jeder Veränderung meiner äußeren Lebensverhältnisse um eine Menge und noch eine Menge von Dingen und Projekten schwärmen, daß sie eine Zeitlang den Meister über mich spielen, bis ich allmälig wieder zur Ruhe des

Geistes komme und zu dem Alten das Neue ordne. Es spannt sich dann aus dem Spinnegewebe flatternder Verhältnisse ein Kreis um mich, den ich täglich durchlaufe, weil ich die kurze Wiederholung im Leben lieber mag, als das sorgsame Lauern und ungefähre Erhaschen unerwarteter Momente.

Dieser Stimmung nach, welche eine gewisse Indolenz mir zum Charakterzug gemacht, taugte ich jetzt nichts in Paris. Was sollte ich da? Antichambriren? Schmausen? Raisonniren? Oder sollt' ich in des Feldmarschalls Hauptquartier sein, wo verliebte Männer*) mit ihren Weibern den Fremden gern die Stube verschließen, wo Offiziere sich an den Tagesbefehlen abarbeiten, wo eine unruhige, nicht feurige Jugend sich nach einigen armseligen Dirnen abläuft, wo die Zahl der militärischen Müssiggänger, die ihren Beutel in Paris geleert, sich täglich vermehrt, wo die Klugen verschrumpfen an Langeweile und Einförmigkeit, und wo endlich der Zwang alle Stunden des Tages belastet.

Gott schütze! Wer ist glücklicher als ich in Troyes, und wer vernünftiger als ich, weil ich fühle, daß ich glücklich bin. Daß es nur vorübergehend ist, quält mich auch nicht, wer wollte immer in Frankreich sein. — Den Reverenz muß ich nun wohl in Petersburg machen, doch dann gleich zur Gränze, die Türken anschauen oder den Serviern beispringen. So mache ich es möglich, selbst als russischer Offizier meiner Weise zu leben, und belaure dazwischen mein Glück doch einmal auf einer gnädigen

*) Geht auf Barklai's Stabschef, den kürzlich verheiratheten General Diebitsch.

Laune, um endlich einen vollen Griff in den goldenen Schatz zu thun, ohne dessen Gaben man nicht alt werden darf, hat man nicht den Vorzug, ein Narr zu sein, der bis zum Grabe mit Täuschungen spielt.

Glauben Sie etwa, daß ich hier in Troyes recht unter den Leuten herumsteige? Zu Niemand gehe ich, als zu dem Präfekten, einem Strohwittwer, einem klugen Mann, der sein Frankreich nicht wie ein Journalist oder Kiek in die Welt kennt. Er war zu Ausbruch der Revolution schon in reifendem Alter, hat dann bei der Armee und der Administration die bedeutende Zeit durchlebt, und bei dem letzten Wechsel, als Präfekt in Bordeaux mit dem Herzog von Angoulème das lecke bourbonische Schiff in die südlichen Gewässer bugsirt, heißt nach der neuen Metamorphosirung **Baron de Valsuzenay** und ist jetzt wirklicher Staatsrath geworden, ein Mann von feinen Ansichten, nicht überrascht durch Neues, weil er in Neuem und nur Neuem alt geworden, vertraut mit den Männern seiner Zeit, nahe gestellt dem großen Räderwerk, das den alten Mechanismus der Zeit zermalmt hat, kurz ein Mann, der ein gemäßigtes würdevolles Aeußere mit jener spielenden Gewandtheit verbindet, welche den gereiften, abgeschliffenen und doch zugleich gemüthlichen Franzosen darstellt und in Männern von etlichen und vierzig Jahren dem Ausländer diese Nation allein werth macht.

Wir sprechen viel über die letzten Zeiten der Bourbons, über die Revolution und die neu erstandenen Bourbons. Er hat Ludwig **XVI.** gekannt, indem er als junger Mensch in dessen letztem Regierungsjahre Hauptmann von der Nationalgarde und Zeuge mehrer Begebenheiten war, die sich um den König zutrugen. Er schildert ihn

wie den wilden Jäger, wie einen Mann, der unter Wald und Wild den Menschen entfremdet worden, und sich nur höchstens behaglich fühlte mit denen, die Gewohnheit an ihn gefesselt. Sonst rühmt er den Verstand und das gesunde Urtheil des Königs, das sich vorzüglich in dem, was er schrieb, ausdrückte. Er war aber zu sehr Bourbon, um einer Revolution zu steuern.

12.

Tagebuch.

Nancy, den 1. Oktbr. 1815.

Es war den 24. September, als ich von Troyes weg nach Nancy reiste, um den anderen Tag bei der Ankunft des Hauptquartiers dort einzutreffen und von dem General Diebitsch, in Abwesenheit des Marschalls, der schon voraus nach Wiesbaden gegangen war, meine Befehle wegen der Anstellung in Frankreich bei dem Woronzow'schen Corps zu erhalten. Die Abwesenheit des Generals Woronzow und die glatte Haut des Generals Diebitsch, den man nie festhalten kann, wenn er einer längeren Unterredung Stich halten soll, diese beiden Umstände machten es mir unmöglich, eine bestimmte Abfertigung zu erhalten, und so lebe ich denn wiederum dem Zufalle und dem ungefähren Eindruck meiner Person auf den Grafen Woronzow entgegen. So geht es immer in dem hiesigen Dienst, man wird von Einem dem Anderen in die Hände geschleudert und muß es bei diesem Hazardspiel auf's gute Glück ankommen lassen, einen Freund, einen Gönner oder sonst einen günstigen Augenblick zu erhaschen, durch

den die neue Bestimmung befestigt wird, statt daß sie fest und unwiderruflich im Voraus geordnet sein sollte. Diese Unregelmäßigkeit in den Geschäften eröffnet jedoch dem Streben ein weites Feld und bringt bei einem wohlwollenden Vorgesetzten zum großen Theil auf Rechnung des Eifers und der besonderen Thätigkeit, was nur ein strenges Abfinden mit Pflicht und Befehl sein sollte. Daher aber auch die große Schwierigkeit, es im entgegengesetzten Falle recht zu machen, weil man auf nichts fest fußen kann, und oft mit dem beßten Handeln übelwollendem Urtheile preisgegeben ist.

Nun wir wollen sehen. So wie der Kaiser auf seiner Rückreise von Brüssel durch Vitry nach Dijon zu dem österreichischen Manöver gegangen sein wird, trifft General Woronzow, nach einer letzten Unterredung in Vitry, hier ein. Es liegen an demselben Gestade wie ich zahllose Offiziere vor Anker, um mit vollen Segeln dem neuen Befehlshaber entgegenzusteuern. Ich werde der ersten Fluth nicht folgen, denn der Befehl des Generals Diebitsch, der im Allgemeinen meine Anstellung bestimmt, gibt mir an sich schon einen festen Grund.

Meine Reise von Troyes hierher ist schnell von statten gegangen, 48 Lieues in 23 Stunden. Die langweiligen, offenen Ebenen der Champagne ziehen sich hinter Troyes in Wiesengründe zwischen Weinbergen und Waldungen längst der Seine und weiterhin längst der Aube zusammen. So rollt man auf ziemlich holperigen Chausseen und nähert sich Berg auf, Berg ab der Gegend, wo in tiefen Gründen und breiten Betten die Gewässer fließen, welche wenige Meilen davon zu bedeutenden Flüssen anschwellen. Eine große steinerne Brücke führt bei Join-

ville über die Marne, in ein langgezogenes Thal, das an einem steilen Hang in weiter Entfernung und unter ziemlich sanfter Abdachung den Col de Joinville hinauf zieht. Man durchreist dann auf mehre Meilen ein offenes, wellenförmiges Land, in welchem die Orne mit der Stadt Bar le Duc sanft eingesenkt ist. Ein fruchtbares aber einförmiges Land! Von Vaucouleur führt die Poststraße in einen breiten und tiefen Wiesengrund hinab, die Maas schlängelt sich in einem trüben Bette durch denselben, und ein langer Damm führt bis zu dem entgegenstehenden Abhang. Nahe dem Ursprunge ist dieser Fluß schon von Sumpf und Wiesen umgeben, und wo ich mich noch seinen Ufern genähert, habe ich immer dieselbe Gegend gefunden, bis nach Holland hinab, dem Lande des veredelten Schlammes.

Eine fruchtbar angebaute Niederung umgibt den Lauf der Mosel bis nach Toul, einer Festung, die ohne Außenwerke und ohne hinreichende Garnison von dem Marschall Wrede die Ehre einer Convention ertrotzt hat, so daß noch jetzt kein Reisender durch die Stadt kann und die National-Garde auf den Wällen herumspaziert, während in diesem Augenblicke die Preußen den großen Festungen an demselben Flusse mit Bomben und Granaten zusetzen.

Die Straße von Toul hebt sich bald wieder einen Berg hinauf, längs eines breiten Rückens, dessen aufgesetzte Kuppen den Bergkronen des Mittelgebirges in Böhmen gleichen, wenn man von Saatz oder Bilin her den östlichen Fall desselben herab nach Laun fährt. Ein breiter Berg liegt dort der Straße zur Seite, mit grünbewachsenen Hängen, eben so auch auf dieser Straße. Eine ähnliche Bildung hat die Gegend zur Rechten.

Dieser Täuschung und den Erinnerungen, die sie mir erweckten, nachsinnend, wurde ich in die Gegenwart zurückgezogen durch das weite, bunte Panorama, das vor meinen Füßen jeder Schritt vorwärts eröffnete. Das Thal der Meurthe liegt vor mir in einem weiten, gut angebauten Grunde. Ganz dahinter die blauen Kuppen der Vogesen näher auf einige Meilen ein gothisches, hohes Gebäude, die Kirche von St. Nicolas und zunächst die Stadt Nancy, die in weiter Ausdehnung die Gegend mit Ziegel-Dächern überdeckt und aus der Ferne schon ein freundlicheres, helleres Bild gibt, als gewöhnlich die schwarzen räuchrigen Städte Frankreichs. Nur einige Thürme ragen zwischen den vielen Häusern empor, als bezeichneten sie eine große reiche Colonie-Stadt, deren Räume das Bedürfniß der Einwohner mehr in die Breite dehnt, statt daß sonst gewöhnlich Stolz und Pracht die Städte in die Lüfte heben.

Eine flache Abdachung zwischen Alleen hinab führt durch die Vorstadt grade auf ein Thor, dessen antike Bauart, einem Triumphbogen gleich, auf eine Stadt in edlerem größeren Style vorbereitet, als hier zu Lande die Städte gewöhnlich sind. Eine regelmäßige, lange Straße führt zu einem großen viereckigen Platz hinab, **la place royale**, mit symmetrischen Gebäuden, deren großartig einfacher Styl den fürstlichen Geschmack des Gründers beweist. In der Mitte des Platzes steht eine kolossale Figur auf einem hohen Postamente. Man sieht der graziös verzogenen, bittersüßen Gestalt nicht recht an, was sie will, wenn die Kränze und die Zeit der Aufrichtung, welche vor einem Jahre ebenfalls in das Gouvernement des Ministers Alopeus fiel, nicht eine zu deut-

liche Anspielung auf den Frieden gäben. Man sagt, Napoleon habe erst durch diese Figur vorgestellt werden sollen, es sei aber nachher zu zweckmäßigerem Gebrauche der Kopf verändert worden, um einen Genius daraus zu machen.

Von der place royale führen lange, gerade Straßen nach allen Richtungen; die breiteste darunter läuft durch ein hohes Bogenthor zwischen einer breiten Linden-Allee mit gleichförmigen Häusern zu beiden Seiten nach dem Palaste, der ehemaligen Wohnung des Königs von Polen. Dieser Theil der Stadt und das gegenüberstehende Rathhaus geben die regelmäßigste und heiterste Bauart. Im Uebrigen gleicht Nancy einer wohlgeordneten Dekoration des Königs Stanislaus, denn hinter den Coulissen einiger wohlgeordneten Straßen und Plätze gibt es viele morastige und schlechte Stellen, welche im Laufe der Zeit die angeborene Unreinlichkeit und Unordnung der Franzosen der sorgsamen Anordnung des ehemaligen Königs wieder abgewonnen haben, dessen Werk allein die Schönheit von Nancy ist, als ein fremdartiges Gebilde durch einen großherzigen Ausländer auf französischem Boden getrieben. Was Gutes, was Schönes hier ist, hat seinen Ursprung von diesem vertriebenen Könige, der unter einem fremden Himmel der vaterländischen Nation gezeigt, daß er würdig war, eine Krone zu tragen. Lange Alleen, bis an das linke Ufer der Meurthe gezogen, laufen als angenehme und freie Spaziergänge von der place royale aus hinter den Straßen weg und geben durch die Bequemlichkeit, gleich in's Freie zu gelangen, der Stadt einen ländlichen Reiz.

Es sind noch außerdem mehre regelmäßige Plätze in der Stadt, die, alle mit Bäumen besetzt, ein freundliches

und zugleich stattliches Ansehen gewähren. Der Eindruck, den die Stadt Nancy auf jeden Fremden durch ihre Lage und ihre Bauart macht, ist sehr erheiternd, gefällig und großartig, ohne durch überhäufte Pracht der Gebäude zu imponiren. Diese Stadt ist gleichsam durch die Umschaffung des Königs Stanislaus in der ersten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts neu erstanden, allein es knüpft darum die Vergangenheit nicht minder große Bilder an ihre Geschichte.

So sieht der Reisende, nach alten Zeichnungen geleitet, nahe an der Stadt ein eisernes Kreuz, dessen Trümmer jetzt in einer sumpfigen Wiese versunken sind, weil die Stürmer der Revolution die heiligen Zeichen vernichtet haben. Es war grob und einfach ausgehauen zum Andenken Karls des Kühnen von Burgund errichtet, der bei seiner letzten Schlacht gegen die verfolgenden Schweizer mit der schweren eisernen Rüstung auf derselben Stelle im Schlamm versank, als er, dem grünen Wiesengrunde trauend, sich in die nahe Stadt retten wollte — trauriges memento mori strebender Größe und hülflosen Falles! — Einem weiten Gottesacker gleich ist diese Erde, so weit sie der Mensch bewohnt, mit verfallener Herrlichkeit Grabstätten übersäet, welche die Jahrhunderte im Fluge der Nachwelt hinterlassen, minder zur Scheu als zur Schau, denn der Mensch denkt ungern an den Fall und heftet keck den Siegerblick in die Wolken. Unverdrossen folgt er ihrem luftigen Zuge, zerstampft die Erde unter sich, und wirft am Ende zwischen Trümmern das morsche Leben ab! — —

Nahe der Grabstätte des kühnen Karls und seitwärts der Straße von Toul liegt auf einer mäßigen Erhöhung

ein altes einfaches, gothisches Gemäuer, das mit Ausnahme der Kapelle die Zeit zu anderem Gebrauche umgeschaffen hat. Dieß sind die Reste einer deutschen Komthurei, jetzt öde als ein verlassener Eckstein aus dem stämmigen Mittelalter, wo Ritter Fürsten waren durch Einfalt und Demuth, während wir jetzt Knechte sind durch Klugheit und Hoffart! —

Einen heiterern und reicheren Blick gewährt Nancy auf der entgegengesetzten Seite, an dem rechten Ufer der Meurthe. Die Stadt liegt in dem Grunde mit ihren Vorstädten, die Fleiß und Reichthum wie lange Arme von sich strecken. Ein Wiesengrund begränzt dießseits den Fluß in mannigfaltigen Krümmungen, und der Hang der Berge hebt sich bald steil, bald sanft darüber, mit einem breiten Rücken von Weingärten und Feldern. Dazu blicken hinter Hügeln Dörfer und Meiereien hervor, und auf den Höhen und längst den Krümmungen des Flusses prangen stattliche Landhäuser.

Nirgends ist Leere, allenthalben Fülle nach mannigfaltig wechselnden Aussichten, welche an die Bilder des bekannten Claude Lorraine erinnern, der hier im Vaterlande die Originale fand zu seiner reichen Landschaftsmalerei. — Die Stille, welche sonst über Gegenden ruht, die man in weiten Kreisen überschaut, wird jetzt durch kriegerische Bewegungen in allen Richtungen belebt, denn die russischen Colonnen ziehen über Brücke und Straße und schattiren Felder und Wiesen mit dem heiteren Grün des Geschützes. Wie ein Strom im ruhigen Bette des Gehorsams wälzen sich die Heereshaufen nach dem Norden zurück, und schaudernde Erinnerungen haftet an ihre Fersen das erschreckte Land.

Gehabt euch wohl, ihr munteren Kriegsgefährten, und sucht am eigenen Heerde die längst entbehrte Ruhe; ich wärme mich noch fortan an dem französischen, wenn auch der Eigenthümer mir ungern den Schemel am wirthlichen Feuer rückt. Es wärmt darum nicht minder!

13.

Fortsetzung des Tagebuchs.

Nancy, den 4. Oct. 1815.

So einförmig mein Leben hier von außen auch scheint, so fehlt es ihm doch nicht an innerer Bewegung, durch den Kreis, in dem ich lebe, während mir ein Tag nach dem anderen in Erwartung des Generals Woronzow ganz heiter hingeht.

Ich wohne bei meinem alten Freunde, dem wirklichen russischen Staatsrath Merian, der Chef der Gouvernements-Kanzlei hier ist. Der heitere Ernst dieses Mannes und sein tief aufregender Blick unterhalten mich oft bis in die Nacht, ehe wir schlafen gehen. Des Mittags bin ich bei dem Minister Alopeus, dem russischen Gouverneur von Lothringen. Es ist ein artiger, höflicher Mann, in der Diplomatie gebildet, doch nur an ihren Kleinigkeiten gereift. Seine Frau, ein geborenes Fräulein von Wenkstern aus dem Hannoverschen, bezaubert schon seit Jahren durch ihre Schönheit; doch wenn das Herz aufgeht bei ihrer Erscheinung, so schließt ihr Wesen es krampfhaft wieder zu, und man befindet sich immer mit dieser Frau in einem Zustande des Mißbehagens über den widersprechenden Eindruck ihrer Schönheit

und ihres matten, ächzenden Wesens. Es ist nicht Sentimentalität, auch nicht Stolz, sondern Indolenz — augenblicklich aber Kummer über den Verlust eines Kindes und immerwährend Mißbehagen über einen lästigen Ehemann. Dazu kommen nun noch Aerger und Verdruß, nach Berlin zurückgehen zu müssen, wo der Minister seinen Gesandtschaftsposten gegen seinen Wunsch wieder übernehmen muß. Doch auch unter günstigeren Umständen wird Frau von Alopeus immer einer begossenen Lilie gleichen, mit dem matten Blicke und dem gesenkten Kopfe.

General Graf d'Olonne ist hier durch eine Galanterie des Kaisers russischer Kommandant in seiner Vaterstadt und treibt nach bekannter Gutmüthigkeit sein geräuschvolles Wesen, neben einer kleinen russischen Frau, deren Geist manches Aergerniß an der Trunksucht des Mannes nimmt.

Endlich kommt Graf Woronzow mit dem Chef seines Generalstabs. Welches Drängen um die neue Sonne! — — Nicht zu rasch, es gilt hier die Flügel, sie sind leicht versengt, und auf den Brand gedeiht schwer das Wachsthum. Eine äußerst gnädige Aufnahme ist nur Scheidemünze, welche jetzt unter das Volk geworfen wird. Damit sammelt sich kein Kapital, es bestreiten sich nur die ersten Ausgaben. Ich beendige für's Erste in Troyes meine Geschäfte, und dann nach Paris, um unter dem Titel eines Spital-Kommandanten das Weitere zu betreiben. Der Graf wird auch dort sein; ich bin mit der ersten Abfertigung zufrieden; an Ort und Stelle ergibt sich das Weitere; denn das Schwerste macht sich von selbst.

14

An Pauline Wiesel.

Paris, den 3. December 1815.

Es hat mich sehr gefreut, einen Brief von Ihnen aus Frankfurt zu erhalten. Die nächste Veranlassung desselben wird wohl durch beikommende Erklärung gehoben sein, der ich nichts zufüge, weil man mit Freunden, vorzüglich mit weiblichen, nicht von Geld sprechen muß. Es ist nichts gemeiner als Metall, und damit der Mensch immer zur Niederträchtigkeit gestempelt werde, muß Alt und Jung, Groß und Klein sich täglich und stündlich damit abgeben.

Ich soll Ihnen sagen, wie es mir in Paris gefällt? Sie haben Recht, das lebhafteste Bild eines entfernten und doch vertrauten Lebens erhält man nur durch mannichfaltige Briefe von Bekannten, welche das Leben gerade so führen, als wie man es wissen will.

Es haben sich alle Menschen von mir getrennt, welche die gleiche Veranlassung des Krieges mit mir in Paris zusammengebracht hatte, und ich trete immer mehr und mehr auf den Standpunkt eines Reisenden ins Fremde, wozu der Umgang mit meinen neuen Landsleuten, den Russen, das Seine beiträgt. Zuweilen wird es mir wirklich unheimlich in der großen weiten Stadt, doch, gewöhnt an steten Wechsel der Erscheinungen, schicke ich mich in Paris wie in mein ganzes Leben, das keinen einzigen heimlichen Winkel hat.

Soll ich Ihnen sagen, daß ich gar nichts von den schönen Französinnen zu erzählen weiß, die mit den ge-

drechselten Beinen, den funkelnden Augen und den breiten kurzen Hüften wie auf Eiern einhergehen. Jeder Fremde hat eine bonne fortune, sowie er nur in Paris die Nase zum Fenster hinaussteckt; es ist, als löse er die Anwartschaft darauf mit dem ersten Opernbillet. Es ist ein Unglück, wenn man einmal nach und nach und Stück für Stück alt wird. Vor der Erfahrung und vor den ernsten Geschäften des Lebens schwinden die Täuschungen am schnellsten. Das Blut ist noch frisch, das Herz noch warm, und die faule Phantasie hat den Flug verlernt. In allen Französinnen, die mir bis jetzt noch vorgekommen sind, sehe ich nur Flor-Syrenen, die uns was vorsingen, wenn auch nicht ein Wort wahr ist. Was soll ich das Zeug anhören und noch theuer erkaufen, theuerer als die Liebesharmonie der Sphären. Lieber schicke ich den Körper auf den Kauf oder zum täglichen Brod den Magen.

Wenn mich doch vor dem Altwerden das Leben mit frischem Reiz anlachen könnte, wenn ich nur noch einmal ein recht froher Narr und nicht ein Schlechtwegnarr sein könnte! — —

Vorgestern war ein großer Ball bei Wellington. Die Franzosen rissen sich erst darum, dort zu sein, und dann schimpften sie. Sie finden, „qu'il n'y avait pas assez de dignité." Wie gefällt Ihnen das? — Die Leute haben mir viel vorgetanzt, die Engländerinnen, als würden sie durch einen Draht am Kopf fortgezogen, die Französinnen, als tanzten sie auf glühendem Draht. Nun, wenn's den Leuten nur Spaß macht, Zusehen ist leicht.

Das Souper war ein wahrer Opernschmaus: Alles in Zuckerpyramiden zur Schau und Nichts zum Genuß

vorgesetzt. Damit hätte der noble Lord den Wienern kommen sollen, die verstehen keinen Spaß, wenn es auf's Hungern abgesehen ist!

15.

Von Merian.

Nancy, nach Ostern 1816.

Da sind Ihre Abschriften: wo sind meine Orden?

Unsere Princeß kommt nicht zu einer fröhlichen Zeit nach Stuttgart. Dort sind Herr und Stände in heftigem Zwiespalt befangen. Am 12. ist sie in Frankfurt angelangt.

Dictum, factum, Sie bleiben sitzen in Paris wie ich hier. Im Sitzenbleiben besteht aber auch die ganze Aehnlichkeit; denn übrigens, weiß Gott! kann doch auf'm Erdboden nichts Verschiedenartigeres leben, als Sie in Paris und ich in Nancy!

Ihre **Ensiana** sind fleißig an den Mainstrom befördert, oder Rheinstrom.

Vorweiser dieses ist ein Apostel, nicht der Gläubigen, sondern der Gläubiger, und rennt nach Paris, um wieder hierher zu rennen. Sie können ihm ein Antwörtlein wohl vertrauen. Sein Name heißt Wehrlein.

Ein Zimmermann hat Dresden wollen verbrennen, 's ist ihm aber nicht gelungen.

In ganz Lothringen wird behauptet, Sie hätten für 15,000 Franken Tafelsilber käuflich an sich gebracht. Wozu das Geschleppe?

Ich argumentire so: Einem recht großen Herrn kann man's doch nicht gleich thun: **Ergo**, muß man **quasi** gar nichts thun — **scilicet. dans ce genre ordinaire.** Dafür muß man aber von Zeit zu Zeit einen Bocksprung machen, damit der Plebs was zu glossiren habe. Dieses erfordert weniger, und macht dennoch mehr Effect, als so ein erschöpfendes stilles Continuum. So ein Geselle war Alkibiades — der hieb seinem Leibhund den Schweif ab, damit die Athenische Bürgerschaft darüber die Schädel zusammenstoße und ihn indessen in anderen wichtigen Dingen ungeschoren lasse.

Wenn Sie einmal Durst haben nach reichen Worten und armen Thaten, oder auch nach einer tabellarischen Confusion, so melden sie mir's: ich empfehle Sie dann an unsere Commission in Paris — da werden Sie Ihre blauen Wunder erleben. Ein Anderer wäre schon längst des lebendigen Lucifers geworden und hätte Alles hingeschmissen. — Ich aber bin bekanntlich — ohne Ruhm zu sagen — von Handschuhleder und meine so mit dem schalkhaftigen Ulysses: „Zeit und Weile sei verschieden; manchmal sei gut Aderlassen, manchmal gut Nägelabschneiden; bald müsse man mit Bomben und Granaten um sich werfen, bald mit Zuckererbslein."

Es ist mir wahrlich schon oft übel genug gegangen, und geht mir auch jetzt keineswegs und mit nichten nach Wunsch; aber, sei es wie's will, ich kann mich doch nie recht erzürnen über die Welt. Sie ist halt gar zu ludermäßig dumm und schlecht.

Wäre Eulenspiegel ein Schwabe gewesen — glauben Sie mir, ich käme auf den Gedanken, es habe auf

irgend eine Art und Weise eine Blutsverwandtschaft bestanden. — — — — — — —

Sie sehen, ich bin nicht anmaßlich — oder doch auch — denn der Mensch war ein großes Genie, und wenigstens 30mal so viel werth als Hanns Bart, dessen Urenkel, weil er dessen Urenkel ist, unlängst ein Privilegium bekam, den Dünkirchern ihren Tabak in vermehrtem Quantum vorzuschnupfen. Quod felix faustumque sit!

Das wäre nun eben wieder ein echter Eulenspiegel-Brief; aber wenn Sie, wie ich heute, an drei oder vier Minister und Botschafter geschrieben hätten à quatre épingles, so würden Sie wohl auch wie ich herzlich froh sein, dem Kiel (ich meine nicht den russischen Beamten in Paris oder den im Haag) wieder einmal die Sporen geben zu können. Das Hauptquartier wird also nach Paris verlegt, Hôtel Choiseul. Mich dauern nur meine Kosaken.

16.

A Mr. de Cherval à Paris.

Rethel, ce 6 Juillet 1816.

En vous adressant cette lettre, mon très-vénérable ami, j'ose faire valoir les droits, que votre amitié m'a accordé et dont je suis trop jaloux, pour ne pas m'en prévaloir de loin comme j'ai fait de près.

Ma vie dans le chétif Réthel a été bientôt organisé, elle se compose d'élémens très simples, se répétant à peu près tous les jours par la parade, des manoeuvres,

des promènades à cheval, la lecture et quelques réunions. L'agrément de ma vie consiste dans la solitude, trop souvent attaquée par une société stérile et fade, fléau du monde moderne, qui se réproduit partout où l'on trouve des dames enclines d'étourdir par des convénances de société une oisiveté désolante. Cependant j'ai trouvé des camarades de cette bonhomie et de cette cordialité, qui rapproche les gens de mon métier. Ce commerce m'est d'autant plus agréable, qu'il augmente d'intérêt par la langue russe, que je dois parler bon gré mal gré.

Je loge hors de la ville, étant sérieusement d'avis, qu'un homme comme il faut ne peut habiter que la capitale ou la campagne. Mon écurie est tout près de ma maison et me sert de salon par sa grandeur et sa clarté. C'était autre fois un club de Jacobins, et en le transformant en écurie, j'ai laissé toutes les inscriptions metaphysico-politico-sansculottes, qui, rétraçant dans ce local un temps de terrible mémoire, rattachent mes bêtes au delire d'une nation éclairée. Peut-être cette enceinte révolutionaire exerce-t-elle encore un empire irritant sur des esprits, qui n'en devroient pas avoir. Arrivant la première fois dans mon écurie, j'ai trouvé mes chevaux se battant, trop dangereux vertige, pour ne pas suivre ma première impulsion et de me mêler de la dispute à coups de fouet. Le remède a été bon, j'ai rétabli la paix et comme j'espère, pour toujours, sans transaction, car il ne faut pas transiger avec des bêtes, il faut leur en imposer. —

Je fais une étude des différents principes de mon métier, que l'expérience m'a fourni et que je tache de sanctionner par l'étude de la guerre antique et moderne,

dont une folle présomption ne me fera pas faire un sujet de dispute, mais dont je fais au contraire celui d'une méditation modeste, afin de découvrir les traces sur lesquels des capitaines éclairés et instruits ont marché vers le but de leurs conceptions, auxquelles ensuite la fortune a donné les couleurs.

17.

An den General Vieth nach Deutschland.

Rethel, den 1/13. Juli 1816.

Wo mag Nostitz sein? Da haben Sie ihn, Freund, freilich nicht selbst, doch in einem Briefe, der Ihnen erzählen soll, wie es ihm ergangen, den das Schicksal immer so tief in die Welt herumtreibt, daß es von Zeit zu Zeit noth thut, den Freunden aus der Ferne zuzurufen: Holla, hier bin ich.

Es ist zu lang, die Begebenheiten alle zu erzählen, die seit kaum mehr als einem Jahre sich um mich und mit mir zugetragen haben. Im Laufe mit der Zeit umfaßt die Geschichte derselben auch mein Leben und läßt mich bei keinem bedeutenden Wechsel unberührt. Indeß gestalten sich aus dem Allgemeinen für das Einzelne die Dinge hier und da ganz besonders, und darum, mein Freund, will ich Ihnen einen kleinen Umriß der Begebenheiten geben, so wie sie sich in dieser Zeit zu mir gefunden haben und dem frisch Lebenden die Welt zu seiner Welt machen.

Im Juni kam ich von Dresden in Bamberg, unserem Hauptquartier, an. Es schien damals eine sehr

bedrängliche Zukunft über uns einzubrechen, eine Aufforderung für unseren besonnenen Marschall mit emsiger Klugheit an das große Werk zu gehen. Unter der Wahl mannichfaltiger Mittel zu mannichfaltigen Zwecken erhielt auch ich den Auftrag, vor der Armee herzueilen und längs der französischen Gränze die Stellung der alliirten Truppen zu bereisen. Grünwald ward mein Begleiter, und ich habe ihn tüchtig angestrengt, meine hieroglyphische Schrift fein kalligraphisch darzustellen.

Es war mir die Richtung zwischen den beiden Endpunkten Dünkirchen und Basel für meine Reise nach eigener Wahl gegeben. Ich fing beim Rhein und der Saar an, dem Mittelpunkt unseres großen Operationstheaters, denn ich halte es immer für wohlgethan, in allen Fällen sich aus der Mitte hinein und hinaus zu arbeiten.

Ich durchflog die bairische Armee und beschaute ihre Kraft, Macht und Arbeit; denn aus löblicher Vorsorge hatte sie viele Punkte befestigt. Die Zeit, die ich zu allem dem verwandte, übersteigt kaum die, welche ein Badegast zum Postenlauf verwendet haben würde; mein Itinéraire wird es Ihnen zeigen, wenn Sie ihm auf der Karte nachgehen wollen. In Bruchsal regte sich es schon im würtembergisch-österreichischen Hauptquartier von Schlachtgerüchten an der Sambre. Dieß bestimmte mich, meine weitere Reise einzustellen, damit es mir nicht wie manchen Offizieren ergehen möchte, die sich mit veralteten Aufträgen emsig und langsam hinter der Armee herschleppen, welche im raschen Gange der Bewegungen längst der Unglücklichen hinter sich vergessen hat, weil dieselben durch die Umstände unnöthig geworden, im Kriege man aber nur das Nöthige beachtet.

Ich wandte mich also ins Hauptquartier des Kaisers nach Heidelberg, fand dort den Befehl, in jenes des Marschalls nach Aschaffenburg zu gehen, wo ich meiner weiteren Bestimmung zu gewärtigen hätte. Ich machte mich gleich auf den Weg und fand Czernyschew in Aschaffenburg, dessen Avantgarde ich zu kommandiren bekam. Die Nacht zusammen fahrend, trafen wir jenseits des Rheins und des Hundsrücks in Sarreguemines bei dem Marschall Wrede ein, der in dieser Stadt denselben Tag die französische Gränze überschritten hatte.

Was von bairischer und russischer leichter Cavalerie voran war, mußte zum Czernyschew'schen Kommando abgegeben, ein fliegendes Avantcorps von Cavalerie vor der russisch-bairischen Armee bilden, für's Erste bestehend aus einem russischen Husarenregiment, einer bairischen Chevaux-legers-Division, zwei Kosakenregimentern und einer leichten russischen Batterie. Im Laufe des Krieges sollte dieses noch vermehrt werden, besonders durch die später ankommenden Kosaken.

Ohne Pferd, ohne Mantel übernahm ich das Kommando der Avantgarde Czernyschew's, setze zwischen Metz und Thionville durch die Mosel, fordere jene Festung auf und berenne sie, passire im Angesicht von Verdun die Maas, und ohne Rast marschirend, stoßen wir vor Chalons auf den Feind. Diese Stadt ein Vereinigungspunkt innerer Streitkräfte, sperrte die Marne. General Rigaud kommandirte darin einen schwachen Trupp von Lumpengesindel, Gensd'armen und Artillerie, dessen Stärke aber vorzüglich in dem bösen Geiste der Einwohner lag. Sechs Stunden vor Czernyschew voraus, griffen wir, als die erste Lerche sang, den Ort an, drangen durch

denselben und erreichten den Feind auf der jenseitigen Höhe, wo der Weg nach Paris geht. Ehe die Soldaten ihre Flucht zum Quarré ordnen konnten, wurden sie auseinandergetrieben, und eine flüchtige Kolonne nach der anderen eingeholt, zuletzt der General selbst, den die Flucht der Gensd'armen zwei Lieues weit mit fortgerissen hatte.

Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen, das heißt, der französische Wein soll uns in Chalons recht gut schmecken. Wieder eine Rechnung ohne Wirth! Die versprengten Infanteristen waren in meinem Rücken, während ich mit schwacher Mannschaft engagirt war, wieder in die Stadt gerückt und hatten fünf von den umgeworfenen Kanonen hingezogen, mit denen sie von Neuem den Ort vertheidigten und mich aus den Gärten beschossen, wie ich mit zwei Kanonen, dreizehn Pulverkarren, einem General, mehren Offizieren nebst etlichen hundert Gefangenen einhermarschire. In dem Augenblick kommt Czernyschew von der anderen Seite an; ich umgehe nun die Stadt, und ehe ich noch an dem weiteren Gefecht Theil nehmen kann, ist das Thor von Czernyschew eingeschlagen und nach einem kurzen, aber raschen Gefecht in der Stadt die Sache sogleich beendigt.

Diese Ueberrumpelung kostete mir mehre Kosaken meiner Avantgarde, und mir selbst einige wenige Blutstropfen, welche der Kaiser, ohne Vorstellung, mit dem dritten Wladimir-, und später der König von Baiern mit dem Max-Joseph-Orden trockneten.

Ohne Rast durch Feld und Wald ziehend, gelangte ich vor Paris, als die Hauptstadt der Welt (?) zum zweiten Male capitulirte. Ich traf Blücher und Gneisenau

14*

in St. Cloud, ihren herrlichen Sieg auf den sammtenen Pfühlen Napoleon's und Marie Louisens wiegend. Auf die Galerie des Schlosses heraustretend, sah ich Gneisenau, und Paris zu seinen Füßen, es mit einem Blicke überschauend, der zu einem historischen Heldengemälde gehörte.

Da lag das vermessene Paris in Rauch und Bangigkeit, ein anderes Babel, und zwei Zahlen umfaßten die theatralische Erscheinung des Mannes, den vor Kurzem keine Dimension messen durfte. Er hatte seit der Landung eine Regierung von 91 Tagen, und seit dem Anfange der Feindseligkeiten einen Krieg von 19 Tagen beendigt. In diesen kurzen, thatenreichen Räumen herrscht keine unbekannte, keine fabelhafte Größe. Aber eine lange angemaßte liegt zu Boden geschlagen vom frommem Muthe und einfachem Verstande. — — —

Wir zogen mit Sang und Klang in Paris ein, wo die dreifarbige und die weiße Fahne in politischem Widerspruch entflammter Gefühle und stürmischer Gesinnungen von den öffentlichen Gebäuden, leicht wie Franzosen, mit ihren zerrissenen Lappen gegen einander flatterten. Sie wissen, wie nun weiter Alles gekommen, ja wie selbst mit Allen der König gekommen. Das brauche ich Ihnen also nicht zu sagen.

Ich kampirte mit meiner Avantgarde einige Meilen von Paris und schmausete in reichen Schlössern. Mein Bett hatte einst dem Maréchal de Saxe zum Lager gedient, als er seinen König mit Madame Pompadour gekrönt. Marschall Lefebvre und Consorten schrieben mir Bettelbriefe um Schonung wegen Hafer und Heu; das Volk, das weder Gold noch Silber geschont, wenn es

nur nicht ihnen gehörte! Nach einigen Wochen wurden die Truppen anders verlegt, und ich als Militär-Gouverneur nach Troyes in's Aube-Departement geschickt. Da haben sie den Ajax, nicht vor, sondern in Troja. Das Regieren ist leicht, wie alle großen Dinge, wenn man sie nicht braucht klein zu behandeln. Dieses Departement war das böseste, das ergrimmteste von allen, welche die Allirten inne hatten; doch so tückisch verbissen das Volk auch war, es ließ sich wie ein Kind behandeln, das man fest zwischen Lohn und Strafe einklemmt. Verständige Aeltern zeigen von oben herab den heiligen Christ, das war denn hier der gute König, mit dem der Präfekt sein Wesen treiben konnte. Ich hingegen fand bald Gelegenheit terre à terre meine Philanthropie anzubringen. Erlaß der Kontribution vom Kaiser auf meine Vermittlung für das ganze Departement, 200 Kantschuh-Hiebe für Einzelne auf mein Gebot. Da war das Zuckerbrod und der Wermuth augenscheinlich neben einander, und zu eigenem, freien Belieben, ohne Wortgepränge einfach hingestellt.

Denken Sie sich, wer für die Administration als mein Chef sich ankündigte? Se. Excellenz der wirkliche Staatsrath v. Merian in Nancy. Diese Dienstberührung war uns gegenseitig eine große Freude und mir eine bedeutende Erleichterung. Nach vier Monaten mannigfaltiger Anstrengungen des Geistes und Körpers hörte, mit dem Abmarsch der russischen Armee aus Frankreich, mein Posten auf, und ich erhielt mit besonderen Instructionen in Nancy von dem Feldmarschall eine Anstellung als Kommandant in Paris für die russischen Militär-Angelegenheiten; der eigentliche wahre Kommandant von Paris war aber

unser Pfuel, weil die Preußen noch mit den Engländern die Hauptstadt besetzt hielten. Dieser Pfuel hat im letzten Kriege eine große Brauchbarkeit entwickelt und jeden Posten zur allgemeinen Ueberraschung gehoben. Die ganze Zeit seines Regiments hat er Paris fest in der Hand gehalten, gegen die verschmitzteste Widerspänstigkeit der Franzosen und die unbedachte Nachgiebigkeit der Souverains. Man stand an keinem öffentlichen Ort, man ging über keinen Platz, man hörte keinen Streit, man sah keinen Auflauf, ohne nicht auch gleich die wachende Gegenwart eines fremden Gebieters zu empfinden, der seinem Willen allenthalben einen bewaffneten Nachdruck zu geben wußte. Die Unmöglichkeit, Paris militärisch zu besetzen, wovon die Franzosen, nach der Oberflächlichkeit ihrer Urtheile, immer gesprochen, ist sechs Monate lang durch Pfuel siegreich widerlegt worden. Er hat in dieser Zeit die Bevölkerung der Stadt und viele Tausend französischer Militärs, die ab und zu kamen, um ihrem Groll durch Störung der öffentlichen Ruhe Luft zu machen, er hat sie alle so niedergebeugt, wie die Frösche unter der Luftpumpe; sie konnten kaum piepsen, und schnappten alle nach Luft, die der Kommandant allein nach Gefallen aus- und einließ. Welch' ein Phantom ist doch der Franzose; er schreckt und jagt die Furchtsamen unbarmherzig aus einem Winkel in den anderen; so wie man aber ein Herz faßt, das Ungeheuer zu betrachten, so hat es kein Medusenhaupt, wohl aber eine Maske, die es davonlaufend verliert, und nun dasteht wie es ist, das heißt als ein sehr alltäglicher Kerl, ja, als der alltäglichste der Welt und durch nichts gehoben, als durch die pomphafte und leichte Beweglichkeit des alltäglichen Lebens, das ohne Störung über glatte

Flächen schlüpft und einzelne Wohllaute gibt, wie auf Glas das Drehen eines weichen Körpers.

Doch, Freund, was bleibt uns, wenn so der Franzose ist? Waren wir nicht seine Narren und darum schlechter als er? Seine Narren, ja; schlechter, nein; nur tiefer, bedachtsamer, heiliger möchte ich sagen; wir glaubten nicht, daß bloße Spiegelfechterei sei, was uns verdutzte, und wußten nicht, wie es eigentlich mit der so furchtbaren, politisch-moralischen Frivolität beschaffen sei, dem Mobil des französischen Kolosses, den unsere steife Weisheit, nicht geneigt den Franzosen etwas nachzukonstruiren, immer von sich selbst abdemonstriren wollte. Unsere ehrliche Schwerfälligkeit konnte nicht dagegen bestehen, und unser Bißchen Weltweisheit verglomm gegen die Flamme, welche die französische Frechheit von dem dürren Reisig eines eingegangenen Lebensbaumes allenthalben zusammenschürte. Endlich hat uns im eigentlichsten Sinne des Worts das Feuer auf die Nägel gebrannt, und das Gefühl ist endlich wieder im Menschen, trotz des dummen Verstandes, erwacht, um erst den eigenen schlechten Plunder auf die Seite zu rücken und dann die Fremden zum Hause hinauszuwerfen. Der Mensch, der im Gemüth erwacht, ist ein Simson, der trotz der Blindheit Säulen und Dächer umwirft.

Außer meiner öffentlichen militärischen Bestimmung hatte ich noch manches Geschäft, welches mir zu thun gab, ohne mich jedoch pedantisch fortdauernd in Kasernen, Kanzeleien und Lazarethen herumzutreiben. Es war mir vielmehr Beruf, mich munter und behende um das großartige Leben der Stadt zu bewegen und in scheinbarem Jubel allen Krümmungen und Biegungen nach eigenem

Sinn nachzugeben. So habe ich denn lange mich in die Tiefen der Pariser Welt getaucht und bin immer wieder auf die Oberfläche gehoben worden, wo in Frankreich sich alle Menschen wieder zusammenfinden, und habe denn endlich mich und Paris, die Fremden und Einheimischen auf's Papier gebracht, wodurch eine Menge von Rapporten entstanden sind, worüber unser Merian Ihnen ein Mehres sagen kann, weil ich sie ihm alle mitgetheilt. — Es ist wahr, Paris ist wirklich eine große Stadt, die einzige große Stadt, die ich kenne. Man fühlt sich hier in einer Welt und lebt von ihr ab, was man nur immer will, ohne Zwang und Last. Eine immer volle Tafel ist das Leben; wer mit vollen Taschen zutritt, kann nehmen, was er will, es gibt keinen störenden Nachbar, der Rücksicht und Sorge erregt, um den langen Tag dort zu verkürzen, und ihm die beßten Stunden zu stehlen. Immer ein großes Gewühl von Menschen um uns her, von dem Begebenheiten und Erzählungen auf alle Länder ausströmen; ein ewiger Lärm von außen und Freiheit und Stille nach innen, wenn man sie nur sucht, denn was man hier sucht, findet man, Niemand stört das Verlangen. Extreme jeder Art liegen hier, wenn nicht versöhnt doch ungerügt neben einander und geben dem Beobachter den reichhaltigsten Stoff der Vielfältigkeit menschlicher Existenz nach Innen und nach Außen. Alle diese bunten Mischungen durchlaufen Sie nach eigenem Belieben, und bilden Sie sich ein Leben daraus, wie es Ihnen heute gerade zusagt; werfen Sie es eben so schnell wieder ab, wenn es Ihnen morgen nicht mehr gefällt, um ein anderes vorzunehmen und so, in ewigem, eigenwilligen Wechsel, sich Ihre Existenz nach den freiesten Bedingungen Ihrer Kraft zu vervielfältigen.

Aber welche Kraft hält hier aus? Unter diesen Brennspiegeln des neunzehnten Jahrhunderts schmilzt der härteste Diamant, und selten entwischt man Paris, ohne dort einen guten Theil seines Selbst gelassen zu haben.

Man muß sich oft prüfend fragen, wie es steht, um sich hier nicht zu verlieren. Doch wie man schwer unter dem Getöse des Mühlenrades die menschliche Stimme vernimmt, eben so schwer vernimmt man in Paris die Stimme der Vernunft, und das Beßte, was noch zu thun, ist den Willen, so lange er noch frei, zu benutzen, um klüglich wegzugehen.

Da die militärischen Verhältnisse der Hauptstadt gegen die fremden Truppen aufhörten, so ward meine Bestimmung in die eines russischen Commissairs in Paris verwandelt, und ich sollte da bleiben, so lange als unsere Truppen in Frankreich. Ich war gut bezahlt, wohl angesehen und vornehm gestellt. Was kann denn angenehmer sein als Paris? Und der Mensch ist so toll und verlangt fort? Wohin denn? Nach den schlechten Cantonirungen der russischen Truppen in der Champagne! Quelle idée! denn eine vernünftige Ursache gibt es nicht, bei dem guten Standpunkt, den er in Paris hat. — Lassen Sie, Freund, die Menschen sprechen, ich weiß warum ich es thue, und wer mir meine Handlungsweise nicht nachfühlt, dem kann ich sie nicht vordemonstriren. Brennt einem nicht das Pflaster in Paris unter den Füßen, als sei es der Deckel der Hölle, und ist es nicht wohlgethan, man verläßt nach gethanem Werke einen Posten der nicht für's Leben ist, selbst mit Ehren, als daß man ihn endlich mit Erschöpfung verläßt?

Paris liegt nun hinter mir, mit seinem Jubel und Taumel, mit vielen Bekannten, die die Mode Freunde

nennt, mit heiteren und bedeutenden, und dabei nicht getrübten Erinnerungen, und ich kann in dem weiten Paris nach Jahren wieder einheimisch auftreten.

Seit meiner Abreise, Anfangs Juni, ist Freund Merian dort eingezogen als Diktator der Liquidations-Commission für Rußland, das heißt, als der Empfänger und Verspender der Strafgelder Frankreichs an die russische Krone. Wenn auch zuweilen das Glück, das nur immer lachen will, dem sarkastischen Ernst unseres Freundes unhold erscheint, so hält sich seine Redlichkeit und Geschicklichkeit dennoch immer auf guter Bahn, weil er zähe ist, eine Eigenschaft, der die Welt unterliegt.

Ich lebe jetzt in den Ardennen, das Städtchen, das ich bewohne, heißt Rethel, ein kleines Nest, das jedem anderen ähnlich sieht nach der allgemeinen Landesart. Mensch und Vieh existiren für mich hier nur als nöthige Bedingung, das Leben auszufüllen; darum klage ich nicht über Dinge, an die ich keine Ansprüche mache. Nur das, was ich von außen in mich selbst als Lebensbedürfniß aufnehmen muß, geht mich hier an, und dieß gerade befriedigt mich hinreichend. Die Gegend ist ganz angenehm, ein Grund mit grünen Flächen längs der Aisne in ziemlich weiter Ausdehnung, und in mannigfaltigen Krümmungen eingesenkt. Im Hintergrunde gegen Deutschland hin, das Ardennen-Gebirge, und jenseits der niedrigen Höhen nach Frankreich hin, die todten Ebenen der Champagne, von welchen zum Glück nur eine kurze Strecke bis zu uns herabsteigt. Diese Champagne pouilleuse ist ein Gespenst-Land, mit weiten, todten Flächen, ohne Wasser und Baum, nichts als Kreidefelder, die dem Boden eine weiße Todtenfarbe geben und den Gewässern,

wo man sie findet, einen grünen Spiegel. So ist es nun nicht bei uns, doch freundlich müssen Sie sich's darum nicht vorstellen, denn so weit ich Frankreich kenne, hat es nichts Ländliches. Es gibt in diesem Lande keinen heimlichen sicheren Winkel, und nirgends leben die Menschen wirthlich bei einander. Die Dörfer, von hohen Steinhäusern zusammengesetzt, sind halb verdeckt von buschigem Grün. Von außen sieht das Alles groß und prunkend aus, doch stellen Sie sich vor so ein Haus, oder gehen Sie vollends hinein, so können Sie ganz Frankreich daran ablesen. Die kalten, rauhen, eckigen Steinwände, mit kleinen unregelmäßig eingeschnittenen Fenstern, voll Koth, wie Zeit und Gebrauch ihn angehäuft, keine Stube, keine Kammer, sondern im Hineintreten in das Haus befinden Sie sich mitten in der Familie, die an einem niederen Heerde, dem Fuße des Schornsteines, im Vorhaus und in der Stube zugleich, hocket; das Hausgeräthe von morschem, wackligem Holze zusammengeschlagen, ein großes unsauberes Bett, das Vorrecht der Aeltern, in einem Winkel, mit langen runden Vorhängen; der Boden kalt, von Stein gepflastert oder schmuzig von Erde zusammengetreten, und die Wände draußen von eckigem Gemäuer, die Zuflucht der Spinnen und Mäuse.

Wo sonst noch ein Winkel in dem frostigen, ärmlichen Steingebäude ist, da liegen Vorräthe, Menschen und Vieh, unordentlich durch und auf einander, und findet man noch eine Stube bewohnbar eingerichtet, so ist dieß schon ganz etwas Ungewöhnliches.

Was bei uns in Deutschland Hütten sind, finden Sie meistens in Frankreich auch noch von Stein und Ziegeln zusammengebaut und nur in einen engeren Raum

in einander geschoben. Ist alsdann die Stube, oft der ganze Kern einer mächtigen Schale, etwas tiefer unter die Hausschwelle gerückt, welches man häufig bei den französischen Bauerhäusern findet, so steigt man in den dumpfen Stall hinab, wo Koth und Schlamm aus dem schmuzigen Dorfe nachfließen.

An der Marne und fast in der gesammten Champagne sind die Dörfer nach gleicher Bauart von Kothsteinen aufgeführt, die das Kreideland wie mit Leichensteinen übersäen; die Cultur verdeckt wohl noch auf den Feldern diesen Todtenschein; da aber nichts Tiefes in diesem Lande Wurzel schlägt, so hebt sich nur selten ein Baum über das Waidgestripp empor, und die Häuser scheinen bleich zwischen den Feldern und den Weingärten durch, die den größten Theil des Jahres wie eine Saat verdorrten Holzes aussehen, wegen der Stöcke, an denen die Reben gezogen werden.

Noch schlechter ist es da, wo Mangel an festem Material die Einwohner zwingt, ihre Wohnungen von Erde zu bauen. Weite Vierecke von Koth zusammengeknetet, mit Latten übernagelt, und die breiten, platten Dächer mit runden Ziegeln schichtenweise verdeckt. Der Wind treibt einem dann den Kothstaub zu allen Poren hinein und verbleicht jede frische Farbe auf den jugendlich-alten Gesichtern der Einwohner. Scheuern und Ställe sieht man nicht in diesen Dörfern der Dreck-Champagne, wie der Franzose sehr witzig und gelassen sein eigenes Land nennt. Doch auch in den besseren Provinzen erkennen Sie selten die Scheune hinter dem Wohnhause heraus, was in Deutschland einem Dorfgehöfte ein reiches stattliches Ansehen gibt. Kurz, in Frankreich ge-

währt Ihnen fast nie das Land einen heiteren Blick von Wohlstand, Ruhe und Frieden; denn gehen Sie nun von den Häusern zu den Bewohnern, so wird es Ihnen noch unfreundlicher.

Es gibt in Frankreich eigentlich keinen Bauer, oder besser Landmann, denn was auch auf dem Lande lebt, sieht aus wie schlechte Städter. Ein Puderzopf, eng und dick um den Kopf gebunden, ein lang-dreieckiger Hut linkisch und impertinent auf's Ohr gehoben, darunter ein fahles, schmuziges Gesicht, das ist der Rahmen eines hiesigen Landmannes. Längs dem Leibe hängt dann ein blaues Fuhrmannshemd, das immer in der Arbeitstracht die französische verdeckt und nur selten, an Feiertagen, dem Rocke, meistens einem blauen, Platz macht, der dann gewöhnlich aussieht, als sei er auf dem Trödel in der Stadt eingehandelt. Leder sieht man nur selten an einem französischen Bauernfuße, er klappert Winter und Sommer in gewaltig großen Holzschuhen herum, dem Schutz vor Nässe und Kälte. Die Tracht der Weiber hat nichts Hebendes und gleicht der schlechten Bauernart allenthalben; nur auf dem Kopfe eine Art von Haube von grobem Zeuge, steif und einfach gemacht. Hübsches Blut fließt hier in keiner Ader, und das Landvolk im Norden von Frankreich zeichnet sich weder durch Wuchs oder Haltung, noch durch sonst einen angenehmen Eindruck aus. Ist ein Weib an die Dreißig, so beugt sie schon das Alter unter der Last ungetheilter Arbeit, und Sie haben in jeder Wirthschaft in der Mutter das Original, wenn nicht zu einer Hexe, doch wenigstens zu einer französischen Mamsell, wie sie sonst unsere Aeltern für schweres Geld in Deutschland zusammenlasen.

Die Holzschuhe und das blaue Hemd ausgenommen (le sarrau et les sabots), finden Sie durchaus nichts Charakteristisches am französischen Bauer, wenn man das Lächerliche an ihm nicht zum charakteristischen Kennzeichen machen will. Sie sehen den Bauer, noch mehr aber den Kleinstädter, in ärmlicher Tracht ziemlich plump einhertanzen, er grüßt mit einer prunkenden Gebärde, schwatzt in Alles aberwitzig hinein, dreht, wenn er nur ein wenig unter den Menschen gewesen, sich rund und leer um eine Menge Phrasen wie ein Windflügel herum, und schreitet so schmuzig und doch so vornehm einher, daß, wer nur ans Fenster tritt, sogleich das Bilderbuch französischer Karrikaturen lebendig vor sich aufschlagen kann.

Es wundert mich nicht, gleiche Art, wo ich nur immer war in Frankreich, am Bewohner zu finden, denn für Alles ist in diesem aufgeklärten Lande ein Modell. So ein Kerl weiß gar nichts recht und hat darum nichts als verdrehte Begriffe, die ihn zum Narren oder zum Dummkopf machen. So lange aber auch Frankreich Frankreich ist, hat die Regierung nichts gethan, als den Leuten vorerzählt, 2 mal 2 macht 5. Vor der Revolution drückte das Pfaffenthum wie ein böser Alp dieses Volk und sog ihm das Herzblut aus. Die Dummheit, oder besser klügelnde Ignoranz war die Gehülfin der Pfaffen, und der Bauer und seine Konsorten erhielten keine gesunden Begriffe und lernten kein kluges Wort. Wie es in den höheren Ständen zuging, wissen wir längst; da sollten auch nur lauter Chevaliers zu sehen sein, die Ritterzeit war aber längst vorbei, der Franzose war rückwärts, wie ein Krebs, aus der Rüstung gekrochen, hatte Herz und Sinn in dem Eisen zurückgelassen und wand

sich nun in Sammt und Seide, mit wüstem Kopf und leerem Herzen durch die Krümmungen eines verwirrten Lebens durch. Dabei ward Einsicht und Glaube immer seltener, bis endlich ganz an dem schwülen Himmel die Sonne unterging und aus dem letzten Gewölke lange Schatten über die Erde zogen, in welche die Philosophie einen Körper schieben wollte, während entfesselte Leidenschaft das Bißchen natürliche Leben mordete, das, wie der Grashalm unter dem Decemberschnee verdeckt, sich mühsam unter dem Phantom regte. Wie nun bald darauf die Revolution entbrannt, hat Europa aus der Ferne gesehen, wie in finsterer Nacht jedes Laster seine Fackeln am Thron und Altar angezündet, wie dann der Krieg alles Licht in seine Feuermasse verschlang, und wie endlich ein verwegener Feuerwerker mitten in die Flammen getreten und seine Schwärmer, Raketen und Räder der Welt hat um die Ohren sausen lassen — wie das Alles Schlag auf Schlag gefolgt, hat Europa schmerzlich gefühlt; wie es aber zugegangen, daß es so hat kommen können, das kann einem nur in Frankreich klar werden, wo man die Menschen bei sich selbst sieht und sie dann betrachtet, wie sie sich noch jetzt gebärden, da es doch heißt, die Sonne des Friedens sei wieder aufgegangen am schönen französischen Himmel. Es ließe sich über den jetzigen Zustand des Landes und über seine moralischen Kennzeichen viel psychologisch Tiefes und viel politisch Wahres sagen, und ich habe aus Lust und Beruf manche Bemerkung darüber niedergeschrieben in Paris, dem sündigen Mittelpunkte aller äußeren Begebenheiten. Jetzt aber ekelt es mich an, ernst und prophetisch darüber zu sprechen, und minder fromm und tragisch als den rö-

mischen würde ich meinen Scipio, könnte ich ihn auf die Ruinen von Paris mit meinen Knochen heben, höhnisch lachen lassen.

Mich gemahnt auch immer noch das jetzige Frankreich wie eine Schenke, wo in stürmischer Wallpurgisnacht der Teufel Sabbath gefeiert. Welche Noth den anderen Morgen für den armen Teufel von Wirth, der von der augenblicklichen Flucht wieder in seine Behausung eintritt! Womit fängt er an! Soll er Tisch und Stühle wieder an Ort und Stelle setzen? Kein Bein ist mehr ganz und durch Küch' und Keller der Teufelsgestank, den Satan zurückläßt, wenn er zum Schornstein hinausfährt.

Diese heillose Revolution hat ganz Frankreich verrückt, denn was heißt Revolution nach der neuen politischen Praktik Anderes als eine gewaltsame Umwälzung des Bestehenden?

Wer besaß, ist verarmt, wer ein Lump war, ward reich, war er nur ein rechter Lump. Dafür sieht auch Frankreich aus, als käme es vom Maskenball. Sie sehen in der Ferne ein herrliches Schloß. Kommen Sie davor, so lugt ein Bauer zum Fenster hinaus, oder der Edelmann, un ancien, ist zwischen den Wappen und Schildern vornehmer Ahnen zum schmuzigen Bauer geworden, weil die Guillotine-Constitution ihm Felder, Weiher, Wald und Wiesen genommen. Was der französische Bauer ist, habe ich Ihnen gesagt, schlechter aber ist der verbauerte Edelmann. Seine Erziehung war Bilderei und Formung der Oberfläche von Tanten und Onkeln, Papa und Mama, nach Hofszuschnitt eingedrückt. Der Grund blieb wüst und leer. Stellen Sie nun solch'

einen Antichambre=Candidaten zwischen Bauern, so ist er es seinem Innern nach, der Contrast aber im Aeußern macht ihn zum Narren, und noch dazu zum recht lächerlichen Narren mit zunehmenden Jahren und bei gänzlicher Leere im Innern. Da haben Sie denn nach der Mehrzahl die Bevölkerung französischer Schlösser und Landhäuser: Canaille und Carricatur. Was diesen Leuten angehört, hat denselben Stempel, erregt nur Ekel oder Lachen. Dieses Gefühl begleitet Sie in alle Theile der Haushaltung. Der Landmann kennt keine Bequemlichkeit, und sein wüster Sinn weiß nichts von äußeren Zeichen des Wohlstandes. Findet man jedoch hier und da ein besseres Hausgeräth, so hat es fremdes Elend, gewöhnlich aber Beraubung von Klöstern und Schlössern dahin geschleudert, wie der Sturm die Trümmer eines zerschlagenen Schiffes.

Was Sie dagegen hier und da noch aufbewahrt finden, von alter besserer Zeit bei sorgsamen Besitzern, das paßt wieder nicht zu der Zeit und den Menschen. Ein sammtener Stuhl und der Hausherr im zerrissenen Rock; ein steifes Bild in Hof= oder Kriegsornat, das Portrait des Großvaters, des Vaters, und darunter die Enkel und Kinder, ein Auswurf oder ein Jammerzeichen der Revolution, je nachdem sie handelnd oder leidend waren.

Noch eine dritte Art von Menschen bewohnt das Land, und leider noch dazu sein besseres Theil. Es sind die acquéreurs de biens nationaux par excellence. Meistens hergelaufenes Gesindel, das um den Preis, für den man jetzt ein Paar Stiefeln kauft, für ganze Koffer voll Assignaten, dem sonstigen französischen Credit=Makulatur, herrliche Besitzungen gekauft, die Reste eines geplünderten

Vermögens der Kirche, des Königs oder des Adels. Diese Leute, meistens schlechter als Diebe, die bei nächtlicher Weile Särge erbrechen und die Goldstoffe von den Leichen reißen, diese Leute hat die rückkehrende Sicherheit des Eigenthums in Wohlstand gebracht, während ihr böses Gewissen und gewohntes Gewerbe sie alle zu Anarchisten macht. Ein großer Theil dieser Menschen ist nur der Revolution als Trabanten der Gewalt gefolgt und hat sich ein Eigenthum erworben, dessen Anblick unwillkürlich Schmerz erweckt. Fouché hat zum Beispiel für 11 Millionen Güter meistens im Marne-Departement. Ein anderer Theil dieser Menschen lebt einsam auf dem Lande in dem Besitze des fremden Gutes und mit ängstlicher Entfernung alles äußeren Wohlstandes, um bei veränderten Zeiten nicht noch mehr die Mißgunst zu bewaffnen.

Ist es möglich, mit solchen Menschen zu leben?

Wenden Sie sich aber weg vom Lande und durchziehen Sie die Städte, um ihren Fleiß zu sehen und öffentliche Gebäude und sonstige Anstalten zu bewundern, was finden Sie? Aus Klöstern Gefängnisse, aus Kirchen Fabriken oder ähnliche Einrichtungen, und wo nach der abderitischen Ehrenerklärung der Religion in Kirchen der Gottesdienst wieder geöffnet worden, da sehen Sie nur beraubte Mauern, deren kahle Wände man hier und da mit spärlichen Geschenken wieder zu verdecken gesucht hat.

Kurz, mein Freund, dieses Land ist aus seinen Angeln gehoben. Keine Erinnerung, keine Sage, kein Glaube, keine Ergebenheit! Was der Eine erzählt, verspottet der Andere; was der Eine glaubt, verlacht der Andere; was dem Einen heilig ist, damit spielt der Andere. Weil

nun in diesem Lande der entzauberten Menschheit keine Scheu, keine Scham mehr ist, so wird hier Alles Gegenstand des Spottes. Ja was ganz wunderbar ist, es gibt in Frankreich kein Vorurtheil und kein Urtheil.

Aber was gibt es denn? fragen Sie mich. Nichts als Schaum; keine Vernunft, nur Geschwätz; keine Ehre, nur Ruhmsucht; kein Wohlbehagen, nur Betäubung; keinen Wohlstand, nur Schätze; denn selbst dieser kahle Bauer, wie Sie ihn gesehen, hat oft ein großes Eigenthum an Land und baarem Gelde; doch das Geld tief versteckt vor dem Präfekten und ängstlich bewacht vom bösen Gewissen.

Genug davon, ich möchte zu pathetisch und, was noch schlimmer ist, zu langweilig werden. Wer den Franzosen liebt, doch das ist nicht das Wort, wer in ihn vernarrt ist, wird mich der Parteilichkeit zeihen. Gibt es nicht jenseits der Loire ein schönes Frankreich, liegt nicht in einem fernen Winkel die treue Vendée? Gut, ich will euch nicht anfechten, ihr besseren Länder, wenn ihr besser seid; doch Franzosen bewohnen euch immer, die Fluth der Revolution ist über euch hingeströmt und hat ihren bösen Schlamm zurückgelassen; — die Wuth des Despotismus hat über euch hingebrauset und die heiligen Denkmäler der besseren Vorwelt umgeworfen.

Ich mag Ihnen nun nicht erzählen, was sonst Kurioses und Schnakisches in Frankreich zu sehen, nichts von den Monumenten, den Museen, den Fabrikgebäuden und Findelhäusern: von dem Alten gibt es genug.

Doch was immer diesem Lande fehlt, ist die Erinnerung, die bedeutend der Gegenwart die Hand reicht. Ist die Hand auch grob, so ist sie doch ehrlich, bewahrt

die Geschlechter vor Aberwitz und reiht die Zeiten harmonisch an einander.

Mit einem Wort, der Schlußstein an diesem großen schönen Frankreich fehlt, und um denselben wieder zu befestigen, muß man mehr als solch' ein Baumeister sein, der wunder was gethan zu haben glaubt, wenn er antike Façaden vor neue Wachthäuser gestellt, damit ja die Leute nicht merken, was dahinter ist, denn das Vorn und Hinten ist hier zu Lande ganz verschieden.

18.

Von Merian.

Paris, Mitte Juli 1816.

Unser Briefwechsel ist eine meiner größten Lustbarkeiten, a) wegen der ungeheueren Kluft, die zwischen Ihrem und meinem Wesen befestigt ist; b) weil wir einander reciproce, wie sich's gebührt, weidlich zausen; c) weil Sie einer von den gar Wenigen sind, die man weder um-, noch durchrennen kann; d) wegen der einigermaßen wundersamen constellatio, welche uns seit [1809 nebneinanderstellt, und in Gegen- und △schein bringt, ohne daß sich angeben läßt, warum denn eigentlich. Zehn Male sind Sie mir schon davon, zehn Male bin ich Ihnen nachgelaufen; hat man etwas mit uns vor?

Ich muß Ihnen noch einmal danken für den Brief, den ich den Abend vor meiner Abreise erhielt — er ist impayable. Denken Sie ja nicht, ich sei, oder gar, ich hielte mich für besser als so den Mittelschlag; nein, ge-

wiß nicht. Aber es steckt so was in mir, ist's Eigensinn, ist's Hochmuth oder was Besseres, das hat mir nie gestattet, mich auf gleiche Stufe zu stellen mit Leuten, die ich nicht hochachten kann — sind's gar Geldfänger, so müssen sie zittern vor mir, und das behagt meinem Dünkel viel besser als — — — — Handelte ich nun anders als ich handle, so müßte das Zittern aufhören, denn Gleich und Gleich rc., und da würde mir nicht anders, als ob ich mich unaufhörlich selbst beohrfeigen müßte. Das ist die Nuß! keineswegs eine Einbildung, als wäre ich zu gut dazu. Ich sage das unverhohlen; denn ich will nicht besser scheinen, als ich bin, und bin nicht besser als die Mittelmäßigen. Der Teufel soll jenen aber in die Capuze fahren, wenn ich Unrath merke. Denn was ich mir selbst — ungern genug — versage, damit sollen Andere keinen Mißbrauch treiben, und den zu verhüten, ist ein vortreffliches Mittel ad manum: la concurrence. Ich kann nur einen Zweck haben: den Dienst. Was die Römer aus Tugend thaten, thue ich aus Ueberlegung. Ich bin überzeugt wie vom 1 mal 1, daß der gerade Weg der verschmitzteste ist, besonders für Sie und für mich. Ich bitte, merken Sie sich das. Ein Bißchen Dummheit dann und wann ist unvergleichlich heilsam: 's macht, daß man nicht gefürchtet wird und nicht bemißtraut. Die großen Herren haben 5000 kluge Diener: sie haben nicht 5 felsenfeste.

In einem Ihrer früheren Briefe steht etwas, das ich „Rühle" las; gleich als hätten Sie mir Papiere für ihn übergeben und nicht wieder erhalten. Allein nie sah ich etwas von Ihnen für R. Bestimmtes, bin also schuldlos. Auch sonst habe ich nichts verwahrloset, und beiliegend

empfangen Sie das letzte mir anvertraute Gut. Aber von einem großen Werke sprechen Sie auch, mit dem Sie mich bald beglücken wollten, und das mehr werth sei als ich und alle meine Kinder und Kindeskinder. Bekomme ich's nun? Ich seufze darnach. Ich will's Ihnen gern auf Pergament, auf Saffian, auf Goldstoff abschreiben lassen.

Es wundert mich, daß die Reiterei nicht besser bestellt ist. Ich weiß nicht, was Sie thun, wenn Ihre Lernstunden vorbei sind — aber mich dünkt, eins wäre rathsam — ich ließe mir ein Regiment Dragoner schenken, oder wenigstens das Kommando davon, denn die Verwaltung selbst ist zwar einträglich, aber abscheulich langweilig — also blos das Kommando: das kriegt man auch abgesondert. Dann würde ich anfangen, meine preußisch-österreichischen Künste zu üben, und in einem Jahre müßte mein Regiment im Satteln, Warten, Zäumen, Führen, Springen und Singen alle anderen so weit überglänzen, quantum stellas luna minores. Da würde von mir geredet werden, zum Theil mit Neid: thut nir. Dennoch wären Sie der Seidlitz (oder wie er hieß!) des russischen Heeres. Unmöglich ist die Sache nicht: denn was ich aus dem Grunde verstehe, das muß ich auch im Stande sein, Anderen beizubringen, voraus [von großen Dingen ziemt es sich, in folio zu schreiben] *) solchen nachahmungsvollen Geistern.

Ich habe keine Unteroffiziere. Die macht man. Ich habe mir schon manchen gemacht, und mein Regiment ging immer wie am Schnürchen.

---

*) Wechsel des Blattes und Fortsetzung auf einem Folio-Bogen.

Man muß den Leuten das Warum beibringen, ohne deswegen um ein Haar breit vom „Du mußt, weil ich will," abzuweichen. Keiner ist so verstockt, daß er nicht — vorzüglich unsere Landeskinder sind scharfsinnig genug — wo er das Bessere, Zweckmäßigere, Bequemere sieht, zugriffe und mit einer Art von Stolz übte, was sein Nachbar noch nicht weiß. Könnte ich's mit dem ganzen Regiment nicht erzwingen, so holte ich mir wenigstens eine Schwadron heraus — und die müßte mir heren lernen. Von solchen Dingen würde dann gesprochen: Neuerungen liebt man ohnehin; nicht sowohl papierene, als schon bewerkstelligte, handgreifliche. Aber NB. quod bene considerandum — kein Firlfanz dabei — nicht ändern, um zu ändern, wie jene, die heute 7 Knöpfe anwenden und morgen 9. Nein, Alles und Jedes bleibt, wie's ist, ausgenommen da, wo unbestreitbar, mit Händen zu greifen, mathematisch erwiesene Verbesserungen anzubringen sind. Das, mein Freund, ist, wenn ich nicht irre, der Unterschied zwischen einem Heerbildner und einem Heerschmücker. „Ne sutor ultra crepidam" ruft vielleicht der Herr Oberst! Die allgemeinen Sätze der Wahrheit und Vernunft müssen überall anwendbar sein, und wo sie es nicht wären, da wären nicht sie, sondern die Gegenstände verkehrt, antworte ich.

Heute bin ich nun bei Hofe gewesen, bin dem Könige, seinem Bruder, dem Duc de Berry und dessen Frau vorgestellt worden. Ja nun, . . . das Beßte steht zu oberst. Es spitzt sich allmählig aus.

Manches, z. B. die kleinen engen Gänglein und Trepplein, ist mehr häuslich als fürstlich. Bei einem guten Volke mögte das gut sein. Eine schnakische

Rede, die da fiel, werde ich Ihnen mündlich vortragen — ridebis.

Je länger ich in diesem Lande lebe, desto deutlicher sehe ich ein, daß alles Wahrsagen eitel Tand wäre — 's ist steif unmöglich, irgend was zu berechnen; vom Winde hängt hier Alles ganz allein ab — und bekanntlich weiß kein Erdensohn, von wannen er kommt, und wohin er fährt.

Bose war unlängst in Dresden. Was mag ihn dahin zurückgeführt haben? Untergegangenes Feuer? ewig Schade!

A propos de feu. Herrschel meldet, die Flecken an der Sonne würden stündlich größer — daher das viele Wasser und der Mangel an Sonnenlicht.

Königsfeld ist schnell nach München geschickt worden, von wo Pahlen abgereiset ist, und wohin Schröder nicht gehen will. Dieser kauft etwas bei Petersburg.

Butiagin reist mit seiner Frau nach Haus; auch Michel, der einen großen Vorrath richtigen Urtheils besitzt. Unerwartet habe ich Binder hier gefunden, der mich 1812 ablösen sollte. In Nancy hat's unlängst wieder gespukt (am 8. Juli); Monsieur le Contre Admiral, der war's noch, reiste den Tag auf's Land. Das sind Stützen des Staats!

Meine Betrachtungen der Stadt Lutetia habe ich von hinten angefangen . . . potz! geschwind noch was Gelehrtes. Wir alle glaubten, Lutetia käme von lutus, Dreck s. v. Keineswegs, ich habe das Ding nun ergründet: es heißt Wasserhaus; eine ganz schickliche Benennung für Wohnungen, die mitten im Wasser (la Cité) aufsteigen. Lange, lange nachher wurde erst an

beiden Ufern gebaut, und selbst da konnte Wasserhaus noch passen. Prosit tibi haec eruditio!

Wo blieb ich? Ja so, bei den posterioribus — also bei kleinen Caffeehäusern und Gärten, bei der Pie voleuse hob ich an und stieg noch nicht höher als durch die Salpetrière und das Bicêtre zum Palais-royal — gewöhnlich reiset man umgekehrt. Da ich fünf Jahre vor mir habe, so eile ich nicht, dazu verleidet einem das Wetter das Ausfliegen. Kennen Sie *Politica?* —

(Ich bin nicht so einfältig, die Staatskunst zu meinen, sondern den Staatsrath. — Herrlich wo Namen und Beruf so zusammenklingt!) Politica geht nach London; Nicolai nach Copenhagen.

Ich schreibe wie eine Gevatterin oder wie ein General . . . . . , Ich wähne eben, daß Ihr Rethel so eine Gattung Pirna ist, salvo honore, wo neue Erdäpfel leichter zu kriegen sind, als neue Begebenheiten, und die Regimentstrompete fleißiger zu hören ist, als die der Fama.

P. S. In Frankfurt ist noch immer nichts geboren.

Sie werden's erleben, das verwaiste Deutschland wird noch spukificiren, weil man es dazu zwingt.

Ich habe etwas vernommen, das mir leid thut. Unser Fürst zu Sachsen sei noch immer in Petersburg, und nicht einmal ernannt nach Pultawa. Man weiß nicht, was für einen Platz er bekommen wird; nicht wann, nicht ob. Von ihm selbst und den Seinigen habe ich nichts seit seiner Durchreise durch Nancy, wo ich noch beständig um ihn war und eine schöne Landkarte, von ihm gemalet, geschenkt bekam. Er ist nicht ohne Fehler; wer ist es? Allein er hat so viel Gutes und Rechtwollendes, und sogar nichts Böses — dabei Verstand und Kenntnisse voll-

auf — daß ich nicht glauben kann, es kommen ihm eben sehr Viele seines Ranges gleich. Mir wenigstens sind diese Vielen noch nicht begegnet. Hätte er vollends Jemand um sich, der es aufrichtig mit ihm meinte, die Geschäfte aus dem Grunde verstände, und ihn dann und wann mit Hülfe der Frau ein wenig mäßigte und an die Schnur wiese — denn die Schnur ist die Hauptsache, um sich Achtung, und Anderen Wohl zu verschaffen; — so würde er unstreitig den größten Bezirk mit Nutzen und Ruhm beherrschen können. Aber schlechtes Gesindel müßte man mit zackigen Geißeln von ihm wegtreiben.

Wenn Sie sich in ihr freiwilliges **Exilium Rethelense** gut schicken, Ihre Zeit dort gut anwenden und **novis viribus** einst von dort auftauchen — dann mein Freund, dann werde ich Sie für was Großes halten und meine Mütze bei jeder Gelegenheit geziemend vor Ihnen abnehmen. Denn, nach meinen einfältigen Begriffen, ist nur der ein großer Mann, der in der Hauptstadt nicht untergeht und auch im Dorfe nicht verrostet. **Omnia mea mecum porto.** Ob in London, ob in Erdmannsdorf, ich bin ich! Das kommt so auf den „bewaffneten Mönchen" heraus, mit dem Sie sich einst verglichen, ein Ausdruck und Begriff, der mir ungemein gefiel und in die verfluchte heutige Welt paßt wie das Gelbe des Eies in das Weiße. Nur nicht zu vergessen, daß unter der Kutte und dem Panzer das Herz beständig fortfahren muß zu schlagen: außen zwar keineswegs merklich, inwendig aber warm und stark; sonst — hole euch sammt und sonders der Teufel!*)

*) Wird auch, in diesem Falle, nicht ermangeln es zu thun;

Es steht ein Wort in einem ihrer letzten Briefe, das ich, zu ihrem Beßten, durchhecheln muß. Sie schrieben: „Sie wollen etwas Ausländisches.“ (Es war von russischen Pferden die Rede) Sind die ausländisch für uns? Gerade weil sie es nicht sind, so wollte ich sie. Das Punctum peripheriae, auf dem ich zufällig stehe, ist nicht mein Inland, sondern das Punctum Centri, von dem ich ausgehe, und für das ich wirke. Das haben Tausende versehen, und viel deswegen ging es, wie's gegangen ist: Heraus muß stets gewirkt werden, nie hinein. Und das erstreckt sich bis auf's Reden.

Die Czart., die Jom., die L., welche, anstatt für das gemeine Rußland zu arbeiten, ihre Fronte verändern und als Sachwalter für Pel., für G., für S. auftreten, fehlen ungeheuer und handeln, wie redlich übrigens ihre Gesinnungen sein mögen, geradezu gegen ihre Pflicht. Wir, eben weil wir Fremde sind, müssen um so unverwandter nach Außen schauen.

Wird das vermerkt, so wird es uns zum doppelten Verdienste angerechnet, vom Herrn, dem es Vertrauen einflößt, und vom Volke, dem es wohlgefällt. Da aber solche Gesinnungen sich nicht oft in großen Dingen, die da selten sind, offenbaren kännen, so ist es nicht zu verwerfen, sie in kleinen und täglichen kund zu thun. Daher mag es nicht gar so unnütz sein, in einer Droschke zu fahren, flache Kappen zu tragen und was dergleichen mehr ist: nur cum grano salis und ohne Affectation.

Es verlangt mich gewaltig nach der Zeit, wo wir einander werden R. schreiben können. Anfangs wird es

denn wen Gott fallen lassen will, dem benimmt er zuerst das menschliche Gefühl. Vide Buonaparte und dessen Gleichen.

stark hapern, und statt schreiben wird's malen heißen. Eines ist verdrießlich dabei: daß es unmöglich ist, gut, rein, correct schreiben zu lernen. — und warum unmöglich? Weil — — — Sie können die Antwort errathen.

Nun werfen Sie die Brille zum Fenster hinaus, danken Sie dem Himmel, daß Sie zu Ende dieses endlosen Briefes sind, und bleiben Sie mir in Gnade gewogen.

19.

An Graf Gneisenau.

Rethel, den 4/16 August 1816.

Ew. Exellenz geehrtes Schreiben aus Koblenz vom vorigen Monat habe ich zu Lust und Stolz erhalten und mich sehr gefreut, daß Sie meiner so huld- und ehrenvoll gedenken. Ich glaube, um Ihnen manchmal schreiben zu dürfen, Sie bitten zu müssen, mir nicht zu antworten, denn es würde sonst dieser neue Briefwechsel zum Geschäft sich gestalten, und ich möchte wenigstens, daß er Ihnen, wenn auch nicht immer zur Unterhaltung, doch nie zur Last werden möge.

Wegen Ihrer Reise, mein Herr General, muß ich sagen, habe ich gar nichts gedacht, denn ich mache es mir zur Pflicht, der Vernunft nahe zu leben und dabei den Verstand im Zaume zu halten. Dadurch geschieht, daß ich oft so glücklich bin, nicht zur Unzeit zu denken, oder besser wissen zu wollen, unmaßgeblich zu meinen, zu conjekturiren, und zu alltäglichen Dingen kluge Mienen zu machen. Warum sollten Sie denn nicht ein Leben, das seit zehn

Jahren, von den Vorposten von Saalfeld an bis zum Gouvernement vom Rhein, ununterbrochenen Anstrengungen hingegeben war, warum sollten Sie das nicht einmal für sich haben? Sie haben uns alle erobern gelehrt, erobern Sie nun auch einmal eine frohe, der Sorgen entledigte Zeit, um sie in Italien zu verbringen, dem einzigen Lande von Europa, wo das bloße Athemholen Genuß ist, und der Himmel solch' ein Wohlleben ausströmt, daß Betteln auch zum freudigen Geschäft wird. Wo Sie hingehen, folgen Ihnen meine aufrichtigsten Wünsche — mögen Sie heiter und gestärkt dem Vaterlande zurückkehren.

Was mir Ew. Excellenz von Frankreich sagen, will mir nicht so einleuchten. Ein kluger Mann wird verdutzt, wenn er mit Weisheit über dieses Land urtheilen will. Können Sie den Wind berechnen! Niemand weiß, von wannen er bläset und wohin er fährt! Uebrigens gleicht dieses Reich einem alten französischen Marquis der schon am Hofe Ludwigs XIV. Seele und Leib ruinirt. Man hat seit der Zeit dem alten Herrn allerlei stärkende Desperations-Mittel beigebracht, und ein Geck, wie er ist, hat er sich endlich, nach den Stürmen der Revolution, mit Frau Gloria vermählt, die ihn nun vollends erschöpft hat. Hörner, Dank sei es Ihrem Genie, hat sie ihm zuletzt auch noch aufgesetzt, und da liegt der Schwache auf dem Krankenbette, erlähmt an Herz und Flechsen. Der König pflegt nun den Versöhnten mit allen seinen Ministern, und wir sind da, die bösen Träume abzuwehren; doch was daraus werden soll, mag klüglich mir ein Mensch sagen, der aus Tollheit Weisheit machen und aus Irre Ziel und Maß entwickeln will. Anderen Orts geht es aber auch nicht viel besser, und fast möchte ich die Zeit mir unter

einem Mährchen versinnlichen. Die Götter vertheilten die Welt unter die Fürsten, gaben, was sie hatten, an Ländern, Thieren und Völkern, doch Eins behielten sie sich vor. Es war die Seele in dem Menschen, um sie mit sicherem Arm Jahrhunderte durchzuleiten, damit die Welt nicht unter der Last von Gold und Silber und den Ballen des Aberwitzes in Schlamm gedrückt werde, sondern sich immer im Schwunge erhalte, neben den anderen geläuterten Planeten. Im Kampfe mit den Göttern haben nun zwar die Fürsten manche Seele erkämpft und gewonnen, doch die Gesammtheit können sie nie fassen; man nennt sie Geist, der, einmal angeregt, sich in der Kraft des göttlichen Ursprungs hebt und einen Karl V. an Gewissenszwang, einen Buonaparte an Geisteszwang und alle seine feindlichen Freunde an zu spät erkanntem Menschenwerth untergehen läßt. Was Abdera, was Schilda und Polkwitz zu diesen großen Dingen sagen, erinnert mich an Callot's phantastisches Bild der Versöhnung des heiligen Antonius.

Eine Menge lumpiger Teufelsschergen und Skelette aller Art mit wundersamen Geräthschaften und wild phantastischen Larven treibt ein verwegenes, gräßliches Wesen in ihrer Hölle, daß einem schon beim bloßen Anblick des Gemäldes ein Grausen angeht. Doch so wie nur von oben ein Strahl himmlischen Lichtes in die teuflische Polterkammer fällt, so zerstäubt der ganze Spuck, und eine öde Wüste wäre dann auf demselben zu sehen.

Soll ich Ihnen nun, mein Herr Graf, nach allen diesen frommen Gleichnissen, noch etwas von mir selber sagen? Ich muß es schon thun, Sie könnten mich sonst für einen mystischen Grübler in den Ardennen halten, wo

ich jetzt bei der russischen Dragoner-Division in militärischer Demuth mein Leben zwischen Exerziren und russisch Lernen verführe. Lachen Sie nicht über diese Einförmigkeit; es ist wohl gut, zu Zeiten im Stillen sein Leben zu summiren, damit die Kolonnen nicht zu lang werden und die einzelnen Zahlen sich verwischen.

Uebrigens lebe ich ganz angenehm, denn ich habe eigentlich nichts zu thun. Und dieß gibt dem Geiste die beßte Nahrung, zumal da ich nun einmal nicht zu den Leuten gehöre, die Meilen weit eine gleiche Bürde unter Aechzen und Stöhnen fortkarren. Man gebe mir eine große Last, ich werde suchen, sie auf die Schultern zu heben und damit so weit auszuschreiten, als es nur immer gehen will. Aber immerfort in den Bock gespannt zu sein, das suche ich zu vermeiden, und denke mir dabei, daß der Ochse besser zum Furchenziehen diene als das Pferd.

Meine Anstellung ist übrigens noch in Paris, wohin ich denn auch von Zeit zu Zeit, und vorzüglich des Winters, mich begeben muß. Sollte dort irgend eine Veranlassung eines Briefes an Ew. Excellenz stattfinden, so werde ich sie jedesmal fleißig benutzen, wenn Sie nämlich aufgelegt sind, Dummheiten zu hören, denn vivat was recht dumm ist.

Somit empfehle ich mich Ihnen hochachtungsvoll als Ew. Execllenz ganz unterthäniger Diener

C. N.

20.

Von Merian.

(Ohne Datum, wahrscheinlich Februar 1817, wo Rostitz von einer Reise nach Paris zurückkehrte.)

Auf die Reise hin, auf den Fall einer zerbrochenen Achse.

Da es meine Gewohnheit ist, meinen Senf über Alles auszugießen, was von Ihnen kommt (und über das am liebsten, was ich am wenigsten verstehe), so vernehmen Sie denn auch hier Marginalien zur blauen Beilage *).

Auf Jomini den Menschen halte ich blutwenig — von seinen Schriften habe ich nichts gelesen, als eben diese Beilage, — aber, Freund Karl, diese Beilage ist meisterhaft. So will ein Ding behandelt sein: gründlich wie in Deutschland, klar wie in Frankreich.

Ich kehre mich nicht daran, ob hin und wieder Fehler sind, irrige Meinungen ꝛc., das, wie gesagt, verstehe ich nicht; aber ergriffen, gepackt hat er das Werk beim rechten Zipfel, und so nur kann's vollführt werden, durch ihn oder andere.

Nun die Marginalien.

Timour **). Man würde Bonaparte große Ehre anthun, wenn man ihn Timour nennte. Beider Schlacht-

*) Diese blaue Beilage war der besondere Abdruck von Jomini's *Exposé des principes généraux de l'art de la guerre* (das 35. Kapitel seiner Histoire des guerres de Frédéric II.).

**) „Tamerlan même, que nous connaissons si peu, a laissé des institutions empreintes à chaque page de ce génie naturel, qui sait commander aux hommes et triompher de tous les obstacles."

ordnung und Angriff war gleich. Beide bauten das Meiste auf einen entscheidenden Nachtrab. — Man hat Timur's Ordonnanzen noch. Er hieb erst ein, wenn der Feind schon ermüdet war. Starb 70 Jahre alt auf einem Zuge gegen China, nachdem er rund herum alles Uebrige verschlungen hatte; ein ganz anderer Kerl als Alexander der Große; denn dieser war nur ein Eroberer, jener zugleich ein König und Hausvater und Schriftsteller.

Frédéric [10]). Man hat ein ganz kleines Büchlein von ihm: *précis de l'art des militaires* (gedruckt Breslau 1758 oder so herum). Es ist pures Gold; aber rein unbegreiflich ist, wie 20 Heerführer nach ihm den Mann hochpreisen und gerade das Gegentheil von dem thun mochten, was er lehrte und übte! — Der Verfasser hat Vieles von Wort zu Wort aus jenem Büchlein genommen.

XV. Note [11]). Hier finde ich charmant, wie der Herr General-Adjutant alle Mittel aufsucht, dem mal inévitable der Kosaken zu widerstehen. Er vergaß, daß er außen auf sein Buch 1815 gedruckt hatte. Wer Teufel kann sich auch immer genau erinnern, in wel-

[10]) Frédéric avait écrit sagement, que le talent du grand capitaine était de faire diviser son ennemi, et 50 ans après, plusieurs généraux trouvaient admirable de se diviser eux-mêmes autant qu'ils le pouvaient."

[11]) Jomini schlägt vor, bei den anderen Heeren freiwillige Husaren oder Ulanen zu nehmen, um an ihnen eine Art Kosaken zu haben. „Ils n'auraient pas", schließt er, „il est vrai, la même qualité, et ils ne pourraient pas à la longue lutter avec de bons cosaques; mais il faut à un mal inévitable opposer tous les remèdes possibles."

chem Jahre man eben pro oder contra gedient hat! C'est toujours pour la nation!

XVI. *Pour obtenir un resultat* etc. [12]). Timur buchstäblich. — · Timur-Lenk, Timur der Linke oder Lahme. Daraus ward verpfuscht Tamerlan.

VIII. *Vicieuses* [13]). Was mitunter einen großen Zweck erreicht, kann nicht im Allgemeinen vicieux genannt werden — und zwei Beispiele sind zu wenig zum Beweise.

Gustav Adolph wollte nach Baiern und Oesterreich. Er war stärker als Waldstein. Dieser stellte die Gleichheit her, vermittelst der Felsen, Gräben und Verhaue des Altenbergs. Monate stand er da wie eingefroren. Der König — Hunger und Elend war ringsum — verzweifelte; er mußte fechten oder weichen. Er versuchte Alles, um Waldstein herabzubringen. Der rührte sich nicht. Da lief der Schwede Sturm — vergeblich. Deutsche, Finnen, Normannen erlagen schichtenweise. Waldstein hatte es berechnet, sie mußten fort, und sie zogen fort.

---

[12]) Ce ne sont pas les masses présentes, qui décident des batailles, ce sont les masses agissantes. Pour obtenir ce resultat, un general habile doit saisir l'instant, où il faut enlever la position décicive du champ de bataille, et il doit combiner l'attaque de manière à faire engager toutes les forces en même tems."

[13]) Toutes les combinaisons d'une bataille peuvent se réduire à trois systèmes. Le premier, qui est purement défensif, consiste à attendre l'ennemi dans une forte position, sans autre but que celui de s'y maintenir; telles furent les dispositions de Daun à Torgau, de Marsin aux lignes de Turin. Ces deux événemens suffisent, pour démontrer, combien de semblables dispositions sont vicieuses."

In diesen Tagen verlor der König einen Theil seines frohen Muthes und fand ihn nicht wieder; Waldstein hingegen zeigte, daß er schlagen und nicht schlagen könne, wie er wolle und nicht wolle. Als er den Altenberg bezog, hatte er gesagt: dießmal keine Feldschlacht. Wer thut, was er will und was der Feind nicht will, der siegt.

War das auch eine disposition vicieuse?

Alles zu seiner Zeit! Tout trouve sa place dans un bon ménage. Golowkin.

Schwein ach! nennen die Sterblichen dieß; die Götter ein Ferkel.

XVIII. Friedrich II. lehrt, man müsse immer angreifen und rasch, und nicht viel schießen aus den Flintchen. . . . Sähe man den Feind kommen, so müsse man ihn nie stehend erwarten, sondern ihm entgegenrücken, wär's auch nur einige Schritte.

NB. Er spricht aber das von offenen Feldschlachten. —

XXI. Konnte Schwarzenberg nach der Leipziger Schlacht nicht mehr thun, als er gethan hat? — Das Nicht-Verfolgen hat Hannibal Ehre und Leben gekostet.

XXIII. Culm [14]). Echt österreichisch! Mir ist, ich

[14]) Jomini spricht hier in der Note von Belohnungen und Strafen, und fügt hinzu: „Il y a d'autres moyens d'exciter le moral d'une armée, et j'en citerai un exemple. A l'affaire de Culm, un sergent du regiment de Devaux, apportant au prince de Schwarzenberg un drapeau, qu'il avait pris, expliqua à ce Maréchal les angles rentrans et saillans, formés par un ruisseau et par le village attaqué par le corps de Colloredo. Un officier du Génie n'eût pas mieux parlé, et le prince en fut frappé lui-même. Ce

sehe Schwarzenberg, wie er langsam und mühsam in den Schubsack greift und zwei Kremnitzer herausholt.

XXIV. Wie kommt es, daß in diesem exposé rapide (mais excellent) nichts vorkommt von *aller là où l'ennemi n'est pas?* Das größte und glorreichste Beispiel dieser Art gab Scipio, als er, während Hannibal diesseits stand, hinüber auf Karthago losging. Das gewann Rom den Erdball. Aehnliches soll Paris 1814 gewonnen haben.

Darum siegte Buonaparte so oft und stark, weil er in seiner Faust Säbel und Scepter vereinigte. Schon Shakspeare sagte: A king incamp'd is 20000 men; derselbe auch: losing the *field* you cannot keep the *town*.

XXXVIII. *Mépris pour les hommes.* Uebermuth. — Das sich empörende Deutschland hatte, nach seiner Meinung, une petite fièvre passagère, die Russen waren Halbwilde, die Engländer Kaufleute, die Preußen Kamaschengucker, die Oesterreicher Schlafmützen u. s. w. Der Mann ohne Herz erkannte das Herz nicht, und dieses (ja wahrlich nicht die überlegene Kriegskunst!) hat seinen sublimirten Verstand geschlagen.

Unsere Zeit ist epigrammatisch, das heißt, was über zwei oder vier Zeilen hinausgeht, mag sie nicht lesen. Nehmen Sie's an sich selbst ab, öffnen Sie ein Buch, einen Brief; ist jenes nicht in kurzen Sätzen und dieser

---

brave homme était sous-officier depuis neuf ans; on lui donna deux ducats et on lui fit espérer la médaille pour son drâpeau et pour sa narration vraiment didactique; n'aurait il pas mérité une autre recompense?"

in wenigen Zeilen, so werfen Sie das Buch hinter und den Brief in den Ofen.

Wie's uns ist, so ist's auch Anderen. Darum ist heut zu Tage nicht zu schreiben, oder in nuce. Sie könnten eine unvergleichliche Kriegskunst in nuce geben. Nämlich die großen stets geltenden Wahrheiten in kurzen Waidsprüchen.

Wie wenn Sie mir einmal vor dem Einschlafen ein Dutzend solcher Wahrheiten hinschrieben, und ich sie dann scharf zusammenstutzte, nach Spartanischer Art!

Ich glaube, Sie selbst zuerst, und dann jeder Leser würde Wohlgefallen daran finden. Diesen Nachmittag haben Sie 5, 6 derselben bei mir fallen lassen, **sans y penser.**

Hier sind Beispiele:

1.

Das beßte Heer ist dasjenige, welches am beßten genährt, am beßten gekleidet und am strengsten gehalten (vulgo geprügelt) ist.

2.

Auf Richtung und Schnelle der Märsche kommt das Meiste an.

3.

Wer zuerst auf dem Schlachtfelde erscheint, bleibt auch zuletzt darauf.

4.

Der Sieg ist viel, dessen Verfolgung Alles.

21.

Von Merian.

(Ohne Datum.)

(Ueberschickung des Diploms als Besenritter.)

In dieser Besenritterschaft, mein Freund, liegt mehr, als darin zu liegen scheint, ja vielleicht die Weisheit unserer Zeit. Ich muß mich darüber ein wenig auslassen, denn es ist mehr Ernst als Spaß dabei.

Sehen Sie, wir sind, so um MDCCC herum, dahin gekommen, daß, etliche Farbenspiele und kleine Abweichungen ausgenommen, über Alles Alles gesagt und geschrieben ist. Daher unsere Müdigkeit und Unlust; denn — es ist beinahe auch alles gethan. Schon in den Tagen Salomonis geschah nichts Neues mehr unter der Sonne. Wie erst jetzt!

Man lasse also Kiel und Hammer fallen, lege die Hände in den Schooß und den Rücken an die Lehne und — schlummere sanftiglich ein. Nein, mit nichten! denn siehe! von jenem vielen Gesagten, Geschriebenen, Gethanen sind zwei Drittel (ich bin gnädig) schlecht, schief, dumm, boshaft, falsch u. s. w., stehen aber nichts destoweniger da und verdecken, verstecken und verfinstern das Gute, das Wahre, das Ewige und allein Nützliche.

Besen herbei! hier ist dein Amt!

Zu ersinnen, zu erdenken, zu erschaffen 2c. ist nichts mehr, oder wenig, bis ein Erd- oder Seelenbeben neue Verhältnisse hervorgebracht haben wird: allein abzustäuben ist unendlich viel; und mindestens eben so viel Mühe als aufgewendet worden ist, um jene schlechten zwei Drittel

aufzurichten, würde nunmehr erfordert, um sie herunterzureißen.

Ein Besenritter ist nichts weniger als anmaßend, als absprechend. Er urtheilt gleichsam gar nicht, sondern folgt einfältiglich den Thatsachen, dem Einmalein, den vor jedem Menschenauge offen liegenden Urtheilen der Beschaffenheit der Dinge (**judiciis rerum naturae**). Ihm ist heiß heiß, kalt kalt, hell hell, schwarz schwarz u. dgl. Davon geht und läßt er nimmermhr ab, wenn du ihm auch seine Besen zehnmal am Schädel zerschmissest. Und darum ist er ein Ritter und nicht ein Wechsler, weder mit Geld, noch bei Hofe. Die chinesischen Pferde haben (ich setze den Fall) feinere, dünnere, schmälere, folglich (der rechte Besenritter ist ein guter Logicus), schwächere Zungen und Kinnladen als die ostfrießischen; folglich bedürfen sie (**ceteris paribus**, der Besenritter übergeht keinen Umstand) auch dünnerer, schwächerer 2c. 2c. 2c. Gebisse. Das ist einmal ein Satz wie 2×2 = 4. Nun mögen Si-thum, Kiang-lo, Huy-sar, Tschipin, ja Konfuzi selbst 99000 Mal behaupten und beschwören, ja die Mäuler seien zwar feiner, das Stück aber, das aufs Maul berechnet ist, dürfe darum nicht feiner sein — — der Besenritter gibt kein Gehör, er läßt Si-thum einen großen Gelehrten, Kiang-lo einen mächtigen Herrscher, Huy-sar einen berühmten Husaren-Obersten, Tschi-pin einen künstlichen Weißschmied, und Konfuzi einen unvergleichlichen Weltweisen sein; aber ihre Lehren vom Gebisse fegt er sammt und sonders in den Abtritt; denn sie sind nicht von dem ausgegangen, was ist, folglich (der Besenritter liebt das Wort, gebraucht es nur aber da,

wo die Folge unstreitig ist) gehören sie zu den zwei Dritteln, die seinem Besen unterworfen sind.

Der Besenritter ist darum noch kein Caballero della Mancha; er will nicht alle Berge eben machen, oder mit dem Kopfe gegen die Wand rennen. Gewiß nicht; er ist vorsichtig, mehr defensiv als offensiv — allein gleich wie er nicht auf Straßen und Märkten herumläuft, um die Leute zu bekehren, oder Blinde sehend zu machen, eben so duldet er auch hinwiederum nicht, daß man in sein Haus komme mit allerlei Pülverchen und Dampfkesselchen, um ihm ein X für ein U oder eine Wolke für eine Juno vorzumachen. Er gleicht einem Lachse, der da fortan von der Mündung zur Quelle strebt.

22.

Von Merian.

5. März, 1817.

Die verschiedenen **principia**, **regulae** und **cogitationes**, welche in Ihrem Letzten enthalten sind, zeugen von großer und brauchbarer Klugheit und werden Sie, wenn Sie nur hübsch dabei bleiben, denn sie sind wirklich von gediegenem Golde, weit und sicher führen. Ein Handwerk hat einen goldenen Boden und dazu den Vortheil, daß, indem man frei auf seinem Dreifuß sitzen bleibt, man nicht an den Nachbar anrennt, und weniger von ihm beneidet wird. Dafür wird man nun zuweilen: „eine gemeine Seele" gescholten, lacht aber dazu und denkt mit Martino Luthero:

Wie wohl würd' es im Hause stohn,
Lernt' jeder nur sein Lektion.

Apropos von Luther, dem Feuergeiste, der durch Dick und Dünn über Stock und Stein, zum Innersten, zum Kerne drang und in unserer Hülsenzeit wieder hoch Noth thäte, wissen Sie wohl, wer in Deutschland unmittelbar auf ihn gefolgt ist, nicht in That, wohl aber in Wort? Göthe, dessen Schriften, dessen Darstellung, dessen Dichtung, eben so durchaus in der Wirklichkeit, im eigentlichen Wesen der Dinge bestehen, wie die Luther's. Seine Schreibart zumal ist ganz und gar die Luther's und mußte sie sein, weil zweien, die auf einem Wege fortgehen (dem der wahren, nicht gezierten Deutschheit) dieselben Sachen begegnen müssen. Die zweie sind die unsterblichen Meister zugleich und Lehrer der deutschen Sprache. In dem Maße, wie nun einer von dieser beiden Art abweicht, in dem Maße weicht er auch ab von der rechten Art deutscher Zungen.

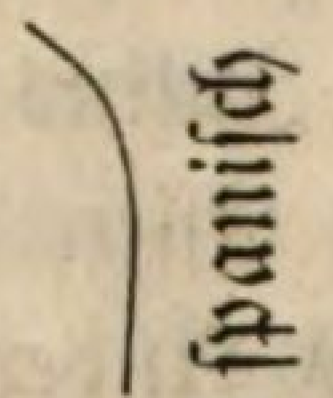
Glänzt in Eurem lehmigen Rethel (ist der Boden dort roth? ist Rethel Röthel?) nur nicht gar zu stark! Ihr seid dort wie Cajus Julius Cäsar in einem Dorfe: spart den Glanz für Rom. Essen und Trinken, Leben und Leben lassen, das ist etwas Anderes, das ist gut, nöthig, heilsam — aber so eigentlicher Glanz, das ist denn doch nur erwünschlich an gewissen Orten und an gewissen Tagen. Zudem ist ein ununterbrochener Glanz beschwerlich auszuhalten.

Ihre Pferdanstalt ist vollkommen nach meinem Wunsch. Gerade so dachte ich mir die Sache. Im Herbst anlangen, im Winter zugeritten werden (aber nicht zugestutzt, vide infra, sonst sende ich's mit Protest

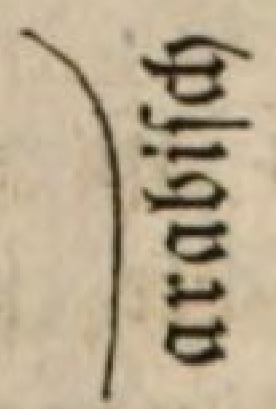
zurück), im frühen Frühjahr nach Paris gejagt, wo folgende Künste lediglich verlangt werden: Schritt à la Justine, Trab à la Hartraber, Galopp à la Vernünftig.

Notula.

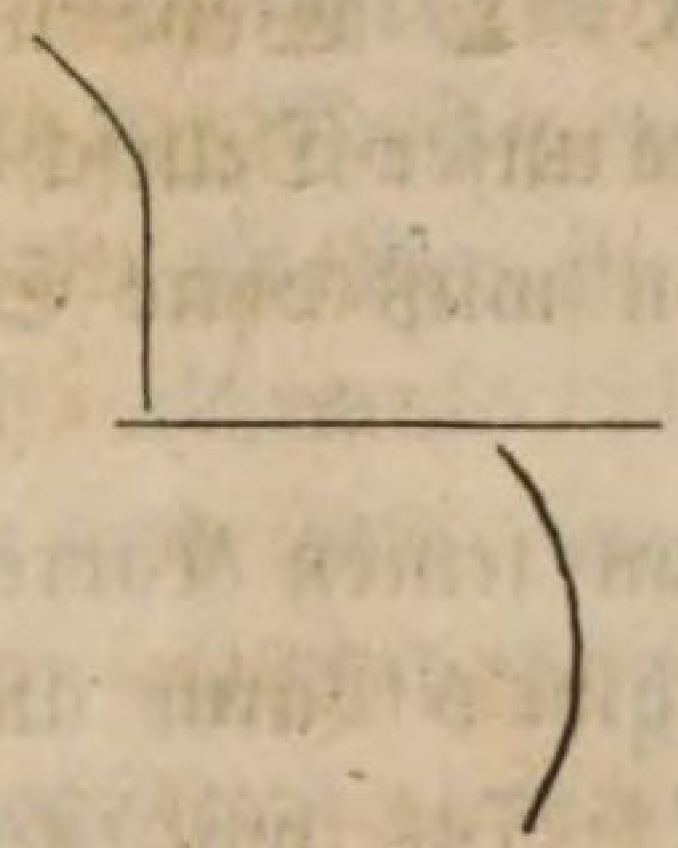
Wo nicht mir unbekannte Dienstgründe vorawlten, achte ich das Schweifabhacken als eine tüchtige Narrheit, der des holländischen Gärtners gleich, der seine Bäume wie Nachttöpfe, Firsterne und Pfaue zustutzt. Kosten, Schmerzen, Fliegenpein ꝛc. nicht zu erwähnen und nur der Schönheit zu gedenken, wie kann's dem erbärmlichen Menschen einfallen, etwas Lebendiges durch Verstümmeln schöner machen zu wollen, als der Schöpfer es gemacht hat? O Wurm! Ist nicht der Schweif eine der größten Zierden des Pferdes (von seinem Nutzen rede ich nicht) ist diese Zierde nicht so zu sagen nothwendig, ich möchte sagen des Gleichgewichts wegen, mit dem Halse und dem Bogen des Halses vorn aufwärts ein Viertel des Kreises.



und dem ähnlichen Bogen des Schweifes hintenabwärts wieder ein Viertel des Kreises



zusammen symetrisch



Nun hackt ein Drittel weg.

Ist Ihnen noch nie aufgefallen, wenn Sie einen Reiter in der Ferne auf einem Stutzschwanz im Profil sehen, daß es ist, als ob vorn zu viel und hinten zu wenig wäre. Si les chevaux naissaient sans queue, on leur en feroit.

23.

Von Merian.

12. März 1817.

— — — Ja, ja die Einsamkeit, jedes bessere Gemüth sucht sie. „Ich bin nie weniger allein, als wenn ich allein bin.“ Ich weiß nicht, wer das sagte, aber Recht hatte der. Nur hohle Schalen; und wen innere Vorwürfe plagen, läuft der Gesellschaft nach, obschon sie meistens so gar ungesellig ist. Alles wahrhaft Große entsprießt aus Einsamkeit; darum bringt der Franzos so wenig hervor, das taugt. Einsam ist er nichts; sein Sinn entsteht aus der Reibung. Stellen Sie einen Franzosen oben auf einen hohen Berg, er ist die erbärmlichste Milbe auf Gottes Erdboden. Stellen Sie den Deutschen hinauf, so erwacht sein Gefühl, seine Kraft erst recht. Dieser ist etwas, jener

wird mitunter was. O Wehe und Zeter über die italienischen Schufte, die unser Deutschland so heruntergebracht haben, daß es dienen muß ohne Sicherheit und wünschen ohne Hoffnung!

„Nur wenn man seinen Karren aus dem Kothe herausziehen will, da gibt's Lärm und Geschrei . . . .“

Unvergleichlich! Die wahrste Wahrheit, das trefflichste Bild, eine der klügsten Lehren. — Aber — ich habe Unrecht, ich sehe, es ist dumm — und doch kann ich mich nicht dazu bändigen, daß ich so mit hinschlendere und mich damit begnüge, mein Theil dabei zu denken. Mir ist, als sei's Heuchelei, als müsse der äußere Mensch dem inneren zusagen, als dürfe ich nicht mitmachen, was ich mitzuloben nicht vermag. „Sie werden Aergerniß geben.“ Und viel, denn ich streite und predige nie — und denn übrigens, sei es! Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Alle die Geschäftlein, die mir bis heute anvertraut waren, habe ich spielend, en passant gemacht; keines derselben hat mich noch je eine, sage eine Stunde Nachdenkens gekostet. Meinen Beruf verschlucke ich je wie ein frisches Ei. Daher also kommt mir weder Verdienst noch Dauer. Dauere ich, so ist's auf ganz anderem Grunde: als Werkzeug der Wahrheit, als Widersacher der Täuschung — als Besenritter. —

Wenn ich ein Ding anpacke, das nicht wahr ist — so einen Diplomen-Tand z. B., so zerfällt es zu Staub und Asche. Das ist etwas, alles Uebrige ist nichts. —

— — — — — Sie reden wie ein Doktor von der weislichen Abfassung eines Buches, eines quasi Lehrbuches — — daß mir ja die Schülerlein nicht beleidigt werden! denn heutzutage ist nicht genug, Nützliches zu

lehren; es thäte Noth, man lehrte es auch so, daß es nicht anders klänge, als lernte der Meister vom Schüler. Prosit! Da sind Sie wieder mein Meister in Geduld und Hoffart — solches vermag ich abermals nicht: wer von mir lernen will, der komme und höre; wer aber erwartet, daß ich mich dabei verstecken soll und bücken, und es ihm zum Hintern hineinreiben, auf daß es ihn vorn nicht belästige, ei, der kann lange warten! so holdselig bin ich nicht.

„Jedem Leser verständlich, keinem zu klug.“ Ei, ei, wie politice! So kann's an Beifall gar nicht fehlen — Ein echter Hof-Autor!

Nur Eins gebe ich zu bedenken: führt das nicht etwa auf die Mittelstraße, welche in Allem golden ist, außer gerade in Geisteswerken?

Könnte da nicht so was Glattes, Flaches, Gemeinplätziges herauskommen, an dem Niemand größeren Gefallen fände, als die Portepee-Fähnriche bei den Garderegimentern?

Ich wäre für einen anderen Vortrag, den epigrammatischen. Einschneiden muß man heutzutage bis auf die Knochen. Das Glatte glitscht am Glatten ab — wer wird Butter auf Butter schmieren?

Kurz und scharf wie ein sarazenischer Dolch. Wir sind so abgemattet, so abgestumpft, uns dröhnen die Ohren so, uns ekelt Alles so an, daß nur ein heilsamer Schmerz noch etwa ein wenig wirken kann. —

Freilich, eine Brücke wird so ein Buch nicht — wohl aber ein fester Thurm. Jeder gebe unverzagt das Beßte was er hat; nimmt's die Mitwelt nicht auf, so nimmt's die Nachwelt desto lieber. Milton kriegte mit Noth 60 Pfund für sein Paradies. Dein Werk, mein Freund, soll nicht

eine Bittschrift sein. Die Welt hat nicht lauter P., sie hat auch Scharnhorste und Gneisenaue. Und was diesen recht ist, muß jenen recht sein, denn diese befehlen, und jene gehorchen, diese leiten, jene folgen, nolentes volentes. Da hilft kein Sträuben, ich muß dem nach, der mir an Witz und Wissen überlegen ist, und wäre er der Adjunctus des Stellvertreters meines Gefreiten. — —

24.

Von Merian.

— Die Italiener sind rechte Besenritter. Von ihnen ist das Wesen am beßten zu erlernen. Mein Meister war das Aebtchen Gagliani, das um 1770 schrieb, vom Fruchthandel ꝛc. Schon ihre Sprache, hell, lauter und hochgestimmt, taugt vorzüglich zur Kürze, Deutlichkeit, Bestimmtheit, folglich zur Wahrheit; denn, mein Söhnlein, nur wer *irrt* oder *täuscht*, braucht viel Worte.

25.

Von Merian.

Ende Juni 1817.

Es ist zwar beinahe eine Unmöglichkeit für mich, an einen Freund, NB. einen rechten, einen vernünftigen Brief zu schreiben, ohne Zickzack und Schnörkel. Dennoch will ich es heute versuchen und fortfahren, so lange es geht. Ihren letzten, eine Folioseite, habe ich richtig empfangen. „Caserne, Regiment, Polkownik (Oberst),

und so weiter, das Alles, Sie wissen's, gefällt mir ungemein, darum, weil ich alles Bestimmte, Begränzte, Umzäumte liebe, nämlich als Stand- und Ruhefleck (nichts gewährt mehr Ruhe als Amtsarbeit). Drüber weg schwebt das Höhere, Unbegränzte, allerdings Bessere; nur nicht als tägliche Kost. Der Vogel muß ein Nest haben, in den Lüften kann er sich nicht immer erhalten. Etwas muß man lieben und wär's einen Stiefelschnitt. An etwas muß man sich heften, und wär's ein Hufeisen. Schaffen will der Mensch — oder kneten, meinetwegen; aber ein Stoff ist ihm unentbehrlich; denn in der Leere des Raums und der Zeit kann er flattern, wirken nicht. Deswegen ist Ihnen jetzt besser (wohl—er sagen die S.) als vordem, nicht als wäre ein Regiment Alles, sondern weil es etwas ist. Dabei hat's keine Noth, daß Sie je ein Schulfuchs (alias Kamaschenheld) werden. Also nur tapfer commandirt, exercirt und scharmuzirt! In horis subcessivis gerathen dann höhere —, bessere Werke just am beßten. Denn was man nicht ex officio, sondern in gleichsam gestohlenen Nebenstunden hervorbringt, das ist das Wahre. Auf daß das Wasser springe, muß Druck da sein. Ohne diesen hast Du eine Lache. Die vortrefflichsten Werke sind, was die Griechen Parerga, Beiarbeiten nannten; dann unternommen und vollführt, wenn das tägliche Brot geärntet war. So sang zum Beispiel David seine Psalmen. Heutzutage setzen sich die Knäblein hin und sagen: „Eia, ich widme mich der Dichtkunst!" Da liefern sie auch, was sie liefern, Wir kennen's!

An diese Umstände erinnere ich Sie, tapferer und gelehrter Freund, damit Sie nicht Zwiespalt suchen, wo

keiner ist, und nicht wähnen, der Oberst habe den Beobachter erschlagen — nein, für Beides ist Raum. Eines nährt und stärkt das Andere. So war's in Hellas. So auch in Latium. Vale.

N. S. — — Und so wird es sein in Saeculo Saeculorum, wo immer rechter Sinn und rechter Geist hauset. Die Laster halten einander, die Tugenden halten einander, und wahrlich auch die Eigenschaften. Ein großer Heerführer würde auch eine Stadt nicht uneben bauen, wenn es sein müßte — er würde ein Maler sein, wenn er die Uebung der Hand hätte. Derselbe Schneid, der eine Stadt einnimmt, derselbe kann sie auch aufbauen und zuletzt abschildern. Es wird Alles so eben, leicht, und verständlich und ausführbar, wenn man einmal auf den rechten Weg gekommen ist und die Kernhiebe zu führen weiß. Genie ist Genie, äußert sich auf 999 Weisen, ist aber nur eine Flamme, eine Urkraft, der Sonne vergleichbar. Wer sagt, ich habe Genie dazu, aber nicht hierzu, irrt sich. Er sollte sagen: Talent, das ist ein anderes Kräutlein.

26.

Von Merian.

— Es war einmal ein Doktor, der hieß Martin, und war der Fürst aller Besenritter; der lehrte unter Anderem so:

Ein jeder lern' sein Lektion,
So wird es wohl im Hause stohn.

Nun aber höre und merke auf, mein Sohn. Die heutige Welt thut das gerade Gegentheil. — Keiner ist zufrieden, er treibe denn, was ihm nicht zukommt. Und das rührt her von der Eitelkeit, die da ist eine Leerheit und nie mehr waltete, als eben jetzt. Nämlich, wenn ich übe, was meines Berufes nicht ist, was setzt das voraus (bei der Plebs)? Entweder, daß ich weit über meinen Beruf erhaben bin, ein ganz anderer Kerl, als wo man mich verwendet, oder, daß ich meine Berufspflichten singend und spielend erfülle und noch Zeit über Zeit übrig habe, um mich in fremden Fächern hervorzuthun — Beides ist kitzelnd. Da liegt der Hund begraben! Daher die dichterischen Generale, die griechischen Minister, die Finanz-Grafen und die Parlaments-Banquiers.

Daß das Donauweibchen (die Lebensgeschichte) bei der Geburt so viel Schmerz verursacht, dauert mich ungemein. In meiner Einfalt muthmaße ich nur so: das Kind ist entweder zu groß, da ist ihm die Straße zu enge — oder zu klein, da ist's unreif oder schwach: alias, es ist zu viel Stoff vorhanden oder zu wenig. Dazu kommt noch, daß Sie, wie gewöhnlich, das Ding zu gelehrt angreifen und einen langen Operations-Plan entwerfen, wie Sie dem Leben auf den Leib kommen wollen. Das Leben, mein Freund, die Wahrheit und die Weisheit, die liegen sämmtlich unmittelbar vor der Nasenspitze. Bücke Dich nur ein wenig, und Du stößest eben daran.

Ich schrieb einmal einen Brief, ohne zu wissen an wen. Er kann an den großen Mogul und an den kleinen

Langlès gelten, an David oder an Jonathan. Ich schenke ihn beiliegend Ihnen*). —

27.

Von Merian.

— — Diese Ueberlegenheit ist Goldes werth. Das Ding ist kugelrund und spiegelglatt, es läßt sich nicht anpacken. Gibt der Gegner hingegen eine einzige, eine halbe Blöße, Hurrah! Da wird hineingehauen und hineingehämmert, bis auf's innerste Mark. Alles, wie gesagt, fein epigrammatisch — kurz und scharf — ja nicht satyrisch — (auch beileibe nicht grob — grob darf man nur gegen Freunde sein — Gegnern schafft's eine Handhabe) — denn man merke sich das, nur der Schwache, der Gedrückte ist satyrisch, der Mensch von unten herauf, nie der von oben hinab. Ein satyrischer König wäre ein Auswurf; und Gott könnte ich mir eher ungerecht denn als Satyr denken. Also ja nicht satyrisch; wie das neue (abusive) Epigramm, sondern mehr naiv, wie die alten echten. So ein Anstrichlein von Dorfteufelei steht gar nicht übel, ich versichere Ihnen — selbst die Weiber, sagt man, sollen das manchmal nicht hassen. —

28.

Von Merian.

— — — Was in der ganzen Welt ist leichter als Schreiben? was aber auch schwerer? Es ist wie mit der

*) Hat sich nicht vorgefunden.

Zunge, die Aisopos das Beßte und Schlimmste nannte (ein großer, unvergleichlicher Mann, dessen Werke nicht für Kinder, sondern für Staatsmänner und Fürsten geschrieben sind — sie enthalten die Geschichte Deutschlands, die französische Revolution ꝛc. ꝛc. Lesen Sie sie einmal in dem Sinn, und La Fontaine's Fabeln als Complementum dazu).

— — „Die Idee." Ja, mein Freund, die eben ist's. Auszuführen, was man erfaßt — durchzusetzen, was man begonnen hat. Darin liegt's! Wer würde sonst ein Esel sein und sich abschinden 50 Jahre lang um Nichts und Undank, während er auf seinem Krautfelde sitzen könnte und Knaster rauchen? Um der Wirklichkeit, um des Nutzens willen (obschon die beiden auch mittraben mögen und sollen) rührt sich kein edler Geist, sondern ein solcher rührt sich, weil er sich eben rühren will und etwas hervorbringt, das Andere hervorzubringen nicht im Stande sind.

Corollarium: nur das Werk taugt was, das man spielend verfertigt; wo Mühseligkeit ist, ist Erbärmlichkeit.

29.

Von Merian.

— — — Abbildungen berühmter Leute, je mehr, desto besser, und Kupferstiche dazu, wo möglich. Das kann der Gelehrte nicht geben, das kann nur der, der mit ihnen lebte. Aber einfach, kurz, einschneidend wie die Bilder der Bibel — ohne alle Rhetorica — denn die

schmeckt nach der Schule, und die Enkelchen lieben sie nicht, weil sie wieder ihre eigene, andere haben. Glauben Sie mir, es sind gar wunderliche Käuzchen, die kleinen Nostitz'chen Anno 1999. Die lassen nicht mit sich spaßen.

30.

Von Merian.

(Den 13. Novbr. 1817.) Anno Domini.

Ein Ding kann ich — unter manchen anderen — nicht verstehen, was Du, mein Sohn, eigentlich von meinen Briefen hast? So ein aberwitziges Zickzacksel, was kann das fruchten, oder wen ergötzen? Ich bin aus einer anderen Welt, was kann ich mit dieser anfangen? Mich zieht nichts an, als der Kern, wie soll ich mich mit den Schalen vertragen? Wem ich mich verschließe, der hält mich für weise; wem ich mich aber öffene, der hält mich — nach der Welt Lauf nicht mit Unrecht — stracks für einen gewaltigen Thoren. Deswegen bleibt mein Fensterlein fast immer zu. Ihnen wird es zuweilen geöffnet. — Sie denken sich dann Ihr Theil, äußern sich aber jedesmal huldvoll, also daß ich (man ist denn doch auch nicht ohne Eitelkeit!) nicht vermag, das Riegelein so gar blitzschnell wieder vorzuschieben. Zweimal binnen acht Tagen sagten Sie mir, ich soll Ihnen oft und lang schreiben. Man sieht, daß Sie au fond de la province leben und den feinen Geschmack verloren haben.

Was lesen Sie? „Nichts.“ Das ist nicht gut. Der tiefste Brunnen wird erschöpft, wenn nicht Zufluß ist. Man muß lesen, nicht um Gedanken gemacht zu finden, sondern in sich zu erregen. Uns sei ein Buch nicht ein Stück Rindfleisch, sondern eine Büchse Pfeffer.

Dieser Art ist voraus ein soi-disant Stendahl, in seinem *Rome, Naples, Florence*, einem wunderbaren Werke des Leichten und Schweren, wo die Franzosen also gelobt, die Deutschen also geschimpft werden, daß jene tief unten und diese hoch oben stehen, einem Buche, das einer Brücke gleicht, auf der die welsche Welt zur germanischen hinüberkriechen will, oder die Raupe darstellt, der übel ist, weil sie anfängt, Flügel zu ahnen (nicht ahnden, denn das ist punir). Was sagen Sie zum Beispiel zu Sätzen wie: „plus le français est aimable, moins il sent les beaux arts?“ — Ist das was Anderes, als was ich unabläſſig predige von ausgetrocknet — abgeschliffen — mumificirt sein? Es ist unstreitig, daß das rechte Leben, das warme Blut (Schiller's göttliches Ernst und Liebe) mangelt, daß Schwatzen nicht Schaffen, Bespötteln nicht Begründen ist, und daß schließlich entweder die jetzige Verfassung oder die jetzigen Sitten sonder Zweifel der Teufel holen muß.

Noch Eines: oben steht von welsch und germanisch, das dritte Stück ist slavisch. Die drei haben Europia inne, in Sprache und Sitte. Nun frage ich: sind nicht eben so drei politische Wirkungen oder Richtungen seit 50 Jahren? also zwar, daß wo zwei zusammen halten, die dritte je geschlagen ist?

Item, wie verhält es sich heutzutage damit? Ist

nicht etwa das Germanische auf dem Sprunge gewichset zu werden?

Da haben Sie nun einen langen Brief.

Der „Autorität nach" ist vortrefflich. Je reconnais là mon sang. Keine Gnade für Schlechtigkeit, und wäre der große Mogul ihr Vetter. Sie kann den Puff nicht aushalten.

31.

Von Merian.

Den 14. Novbr. 1817.

Die 8400 Franken werde ich also nicht nach Rußland senden. Es hindern mich am Absenden viele und verschiedene Umstände und Gründe, wovon ich nur einen anführen will; es ist der, daß besagte 8400 Franken mir nicht zugestellt worden sind (Zeuge dero Brief von Mittwoche) und auch nicht zugestellt werden werden. „Je vous fais grace des autres raisons," versetzen der Herr Oberst — nun bald General; das kann nicht fehlen, denn wer Mittel gefunden hat, sich im Frieden berühmt zu machen, für den ist Krieg oder auch nur Demonstration eine eigentliche Rauchpfanne Davids. Ihre Bestimmung ist, ein Seidlitz zu werden für Rußland. Roß und Mann und Lederwerk sind da vortrefflich; der bildende, belebende, vorzüglich der festhaltende (Neuerungen und Alfanzereien nicht mit Besserungen verwechselnde) Geist fehlte bisher. Ihre Schmalenzer[15]) sind nur ein

[15]) Nostitz kommandirte damals die Smolenskischen Dragoner als Oberst.

Müsterchen; ein Funke entzündet einen Brand, ein Tropfen Muräna färbt ein Faß. Von Schwadron zu Regiment, von Regiment zu Brigade, von Brigade zu Division, von Division zu Corps, von Corps zu Armee, so muß Ihre Lehre sich verbreiten, den Kreisen gleich, die der Stein im Teiche schlägt, und wie die, ohne Buch, durch innere Kraft (weil der Stein schwer ist und hart, das Wasser aber weich), so wirkt auch das Beispiel ohne Reden und Schreiben stets auf die Schwäche, die Lücke. Darum, Sohn Carl, geben Starke das Beispiel und nehmens nicht. Darum sagte Heinrich VIII.: „we are the makers of manners“ — und Tilly, als ihn etliche spanische Junker begafften: „das Kleid ist nach meiner Mode.“ Plebs nennt das original et affecté — 's ist lauter Natur. Jeder innere Sinn muß sich in äußerem offenbaren, so wie er ist, und nicht anders. Tilly trug seinen Mantel, Peter seinen Knittel eben so natürlich und unberechnet wie ein Geck seine Jacke, oder seinen fadendünnen Bamboo.

Das behalte, o Sohn, daß alles Geniale aus sich selbst hervorspringt, item voran marschirt, nicht hinten nach, ferner zuerst und allein auftischt, was später und allgemein mit Lust gefressen wird.

Nun leben Sie wohl — und wenn Sie wieder schreiben, so setzen Sie allemal die Länge und Breite Ihres Aufenthaltsortes bei — denn welcher Hexenmeister kann sonst errathen, wo all' die Nester und Chateaux sind, die Sie mit Ihrer Gegenwart beehren.

32.

Von Merian.

Den 24. Novbr. 1817.

Holla, ein großer Brief vom kleinen Carlchen. Geschichten mit all eggs under the grate — (so buchstabirte Swift den Namen des Macedoniers)[16]. Von dieser Geschichte hatte ich schon gehört. Auch weiß ich eine ähnliche aus der alten Zeit. Milo von Kroton (ein so verständiger und geistreicher Mann, daß er in seiner Jugend einen Ochsen eine Meile weit tragen, dann mit der Faust todt schlagen und in einem Tage aufessen konnte (wozu er auch gehörig **trank**), wollte in seinem Alter eine Eiche zerreißen, die Finger blieben ihm aber in dem Spalt stecken, und die Wölfe fraßen ihn. Betrachte Du beim Empfang dieser Zeilen jene Sache als non avenue. Der arme Milo hat das nicht erfunden — den haben sie hingehetzt, so „nach Tische." Nur nicht gewichen, nur kein Aufhebens gemacht — non avenu! Einen F—z darauf gelassen! Man sieht ja auf hundert Meilen, daß Neid und Mißgunst es angestiftet haben; was aber vermögen denn die gegen Verdienst, nämlich Verdienst, das seiner bewußt und folglich muthig ist. Ränke schaden nur dem, welcher ihnen dummerweise Ränke entgegensetzt, folglich sich einem — — gleichstellt, folglich muthwillig aus seinem beßten Vortheile springt. Das ist der ungeheuere Fehler so vieler tausend Fremder,

---

[16]) Es ist hier eine Anspielung auf den General Alexejew, der die Dragoner-Division, zu welcher Nostitz gehörte, befehligte.

vorzüglich Deutscher, gewesen, die über hohes Unrechte grimmige Hindernisse unaufhörlich stöhnen, aber nie begriffen haben, daß man in diesem Dienst voraus stehen und im Nothfalle fallen muß wie ein Eichbaum. Weichest du, biegest du dich nur ein einziges Mal (da, wo du Recht hast, und Unrecht mußt du nie haben) so bist du verloren für immer, gleich dem Wildfange, der einmal aufsitzen läßt. Wie aber machen, um nie Unrecht zu haben? Ei gar leicht; außer dem Dienst, schützt dich dein Pallasch; im Dienst das Reglement, dem folge wie ein Maulthier. Nimm die Vernunft gefangen und habe für jedes edle Beginnen, für jede echte Verbesserung eine Entschuldigung in Bereitschaft, ein Citatum aus wohlermeldetem Reglement und anderen Vorschriften. Da diese einander 500 Mal widersprechen, so müßte es mit dem Bösen zugehen, wenn solche Citata nicht jedesmal zu finden wären.

Künftig aber erkläre nie wieder, daß schlechte Stiefel gute sind, und lerne in Deiner Specerei-Handlung die hochpreisliche Kunst, sich zu decken, vermöge welcher schon mancher Feldherr eine Schlacht verloren und einen Orden gewonnen hat. Punctum. Nur keinen Schritt zur Annäherung gethan! Sie werden schon wieder herkriechen. Nur kein Getöse. Stille ist das Furchtbarste, denn die weiß Niemand zu deuten.

N. S. zu meinem gestrigen Brief vom 24. Novbr. 1817.

Jenen schloß ich damit, daß es klug sei, stille zu sitzen *et voir venir*. Allerdings was Milo von Kroton[17]) betrifft. Allein das soll Sie nicht hindern an be-

[17]) General Alexejew.

sonnenem dienstgemäßen Vorrücken gegen den Schuldner [18]) der 78 Gäule u. s. w. Den Pfad, den Sie sich dazu vorgezeichnet haben, billige ich vollkommen. Nur immer fein im Geleise geblieben und mit kurzen Schrittchen vorwärts den Gegner nach und nach eingeengt, bis er nicht mehr athmen kann. Es ist höchst nothwendig, daß Sie nun unerschrocken auf die 78 losrücken, eben weil die bewußte Incartade Sie davon abhalten sollte. **Il faut toujours faire,** sagt Voltaire, **ce que l'ennemi ne veut pas qu'on fasse,** und vor alten Zeiten ermahnte Demosthenes (einer der hellsten, wo nicht der hellste Geister seit Adam) seine Athener, nicht zu sein wie schlechte Faustkämpfer, die da hurtig mit der Hand dorthin fahren und dort reiben, wo der Gegner so eben hingeschlagen hat. **Il vaut mieux aller où l'ennemi n'est pas.** Dadurch wurde Carthago zerstört und Paris eingenommen. Carl der Große stand ruhig in seinem verschanzten Lager, Milo griff ihn plötzlich an, um dem Achtundsiebziger zu Gunsten eine Diversion zu machen und ihm Luft zu schaffen. Was hat nun Carl zu thun? **Resumantur praecedentia.** Einfältiglich nichts Anderes, als unaufhaltsam auf den Achtundsiebziger loszurücken, gegen den er ohnehin im Vortheil steht. Bei Milo aber geht er ganz gelassen vorbei; denn der ist eo ipso geschlagen, indem jener unterliegt, und wird fruchtlose Diversionen in Zukunft unterlassen. Als Waldstein hoch oben auf der alten Veste bei Nürnberg stand, da ließ er den hitzigen Gustav drei Mal anprellen und

---

[18]) Dekonsky, Nostitz Vorgänger, von dem er das Regiment übernommen.

rührte sich nicht. Die Schweden fielen um wie Gras. Den folgenden Tag zogen sie weit weg, hinaus in ferne Länder. Den Sieg hatte Waldstein nicht — wohl aber hatte er die Früchte des Sieges. —

33.

Von Merian.

Den 30. November 1817.

Abends beim Camin zu lesen.

Nr. 1. Der Sohn hat ein kleines Verweislein gekriegt (von hier aus). Der Vater war vor Freuden außer sich darüber, denn a) ist das des Polykrates Ring; b) wird es ihn lehren, was Dienst ist, scilicet Vernunft gefangen zu nehmen. Zum Beispiel, ich gehe von hier bis ans Ende der Straße, zähle die Häuser genau (zum Spaß) und schreib's auf. Morgen früh kommt der Befehl: ich soll die Häuser bis ans Ende der Straße zählen und die Zahl melden. Jeder vernünftige Mensch an meiner Stelle würde das heutige Papier nehmen, die Zahl daraus ziehen und so berichten. Ich nicht. Ich setze meinen Hut auf, gürte mein Schwert um, ergreife meine Schreibtafel, rücke aus und gehe genau den Gang wieder, den ich gestern aus Spaß ging — heute aber im Dienste — schreibe auf und melde sodann: „Verehrlichem Befehl zufolge habe ich nicht ermangelt ꝛc." — Siehe, Sohn Carl, das ist Dienst und wird hoch gelobt; denn nichts mundet dem Schwachen besser, als wenn er den Starken nach seiner Pfeife tanzen lassen kann; das kann er aber einzig und allein in solchen

Dummheiten. Ergo etc. Ecce die wahre Quelle des Kamaschendienstes. Sucht nur überall das menschliche Herz mit seinen Gloriölchen — das und nicht übertriebene Ordnungsliebe hat schon Millionen Prügel ausgetheilt. Es ist so gern ohne Mühe thätig.

Nr. 2. Besagter Sohn wird hier (in Nr. 4) über die Maßen gepriesen. Man findet seine Anstalten vortrefflich — man vergleicht seine Schmalhänse der Leibwache — man begreift nicht, wie es möglich war zu leisten, was er doch augenscheinlich und handgreiflich geleistet hat; man spricht von Ersatz seiner Ausgaben und anderen verdienten Vortheilen; item daß er sich durch redliche Anzeige der Unförmen (wienerisch!) den Dank des Befehlenden erworben und ferners unverzagt zu erwerben habe. (Nur mit dem Herrn*) sich gut gehalten, das Uebrige ist Spreu).

Nr. 3. Sohn, ärgere deinen alten, grauen Vater nicht. Laß das närrische Zupfen und Rupfen an solchen, die 99 Stufen unter Dir stehen. Du wirst, wie Salomo, eher einen Mohren weiß waschen ꝛc. Auf was deutet das? auf wnuczek ruczeika et Comp.**).

---

*) Befehlshaber des russischen Corps in Frankreich, Graf Woronzow.

**) Einen ziemlich beschränkten Verpflegungs-Beamten beim Woronzowschen Corps Namens Engelbach. Nur ist dem Briefschreiber hier etwas Menschliches begegnet: wnuczek ist nicht Engel, sondern Enkel (Enkelein), ruczeika Bach.

34.

Von Merian.

Den 19. December 1817.

Es ist schändlich! es ist unerhört! Es darf nicht wiederkommen! 3, 4 Briefe aus Chateau Portien, 2 von Caroline Pichler, 1 aus Malta, 4 aus England — da liegen sie und schreien!

Hinten angefangen! Ein gutes Buch muß sich von beiden Enden her mit Nutzen lesen lassen. Also zuerst zum *Lebenslaufe* .... Wunderlich! da stehe ich nun zwischen Göthe und Nostitz, Nostitz und Göthe ..... Zwei gewaltige Gestalten, die sich zu gleicher Zeit mit einerlei Dingen beschäftigen — rechts: *Wahrheit und Dichtung* — links: *aus meinem Tagebuche.* Und die beiden sind, wie sie liegen, eben nicht gar weit auseinander.

Die Zueignung an mich hätte wohl Göthe so schreiben mögen, Sie, was er vom Leben zu Straßburg und Wetzlar meldet. Selbst die Höhen sind weniger ungleich als verschieden. Er stieg höher außer, Sie in der Gesellschaft — im Beschreiben des Gesehenen, Gethanen und Geduldeten kommen beide nahe zusammen, ja bis auf Worte, was ihm wegen der Kraft, Ihnen aber wegen der Sprache rühmlich ist.

Und so Gott befohlen! Schreiten Sie muthig vorwärts — es ist das ein *goldener Faden*, an den sich schöne Perlen, und viel, mit Anstand reihen lassen. Nur fein rein derb deutsch — auf daß die allerkleinsten Nostitzchen noch in 500 Jahren gern lesen und wohlverstehen, auch vortheilhaft anwenden mögen, was der aller-

größte gesammelt hat, und geordnet. Auch Z*** *) schreibt viel, aber Vergängliches, so soll es nicht werden — noch weniger wie Rousseau's Schrift, in der, weil Rousseau wenig zu erzählen hatte, meist dumme Streiche vorkommen, und mitunter ein schlechter, um Jene zu würzen.

Zweierlei Zeug kommt vor in eines jeden Menschen Leben; er sei denn ein Schaf oder taubstumm; zweierlei: 1) was er selbst ehrlich und treu erzählen mag, 2) das Uebrige. Auf jenes Römers gläsernes Haus sind Wenige erpicht. Ich exempli gratia nicht.

Was also ist zu thun? Was? Man überspringt das Uebrige, Hops darüber weg. Man schreibt Bruchstücke, die sich zuletzt doch zeitgemäß ordnen lassen; es bleiben Lücken, was schadet das? Schweigen ist besser als Lügen. Nun laßt uns einmal das Werk fleißig zur Hand nehmen, wohlweise Betrachtungen darüber anstellen und das Mark dieser zusammenfassen und nach Rethel senden.

Hauptbetrachtung: Gleich wie der Mensch zuerst lebt und dann vernimmt, handelt und leidet, also könnte auch dieses Ihr Lebenswerk die Landstraße werden, an die alle Ihre übrigen Schriften, um die Zeit ihrer Entstehung, wie anmuthige Landhäuser theils, theils wie dunkle Wälder und Irrgärten, angerückt würden nach und nach.

So erst würde der rechte N. herausspringen, bezeichnet durch Ort, Stellung, That — und auch jedesmalige Ansicht. Mit etlichen † † * * ist das leicht ab-

*) Ein bekannter peinlich-ängstlicher Preußischer General.

zuthun. — $\left.\frac{1814}{1815}\right\}$ war ich in Dresden und schrieb †

† Plan d'Operations etc.

(Der Schluß des Briefes fehlt).

35.

Von Merian.

Sie schreiben wie die Alten, d. i. Sie erzählen die Sache einfach und wahr — und lassen dann die Lehre ganz von selbst daraus herausspringen. Es ist, als schöben Sie nur den Riegel weg.

Deswegen versetzen Ihre Sätze dem Leser so gewaltige Ohrfeigen und zwingen ihn dabei noch, sich schön zu bedanken.

Auch Salomo hat Alles mitgemacht — und eben darum wirken seine Lehren so — stark, denn sie sind die eines großen Weltkindes, dem spätere Weltkinder den Glauben nicht versagen dürfen, weil er da, wo sie hingelangen, schon überall hundert Mal war.

Diesen Vorzug haben Garve und Zollikofer nicht; deshalb sind ihre, obschon guten Vorträge jetzt schon beinahe vergessen. Euer Tagebuch aber wird mit jedem Jahre seines Alters an Werth zunehmen, und kommt endlich der grüne Rost darüber, so wird es unbezahlbar. —

36.

Von Merian.

Ende 1817.

Es ist nicht genug, die Revolution nach 1789 zu ergründen. Vor 1789 muß sie ergründet werden. —

Ein Kind, dünkt einen, hätte damals sagen können: „so kann es nicht dauern, das muß zu Trümmern gehen!“

Geschichten, wie es damals an den meisten Höfen gab, giebt es heutzutage nicht mehr. Man hat nicht Muße mehr. Auch sind die korolewy (Königinnen) ausgestorben.—

Nichts lehrreicher als alte Bücher zu lesen. Die neuen sind mit und um, fast in und aus uns — die greifen nicht an — aber über die älteren erstaunen wir, wie Sie über Dumouriez, und können sie beurtheilen, weil der Verfluß der Zeit uns hilft.

Bleiben Sie nun bei dem ergriffenen Faden — beziehen Sie Ihr übriges Studium darauf — so wird Licht und Ordnung, nicht aber durch Kängaru-Sprünge. Nicht leicht giebt es eine größere, wichtigere Betrachtung als die politisch-militärische der französischen Revolution.

Sie sind glücklich, daß Sie Ihre Abendstunden damit zubringen können, ungestört; nachdem Sie Ihre Morgenstunden rührig zugebracht haben, auf dem Sattel oder bei dem Sattel. Sie werden sehr gelobt. Andere eifern Ihnen schon nach — bestellen die Stücke noch kostbarer als Sie ꝛc., wie denn der Nachahmer immer die Nebensache für die Hauptsache nimmt. So hielten die persischen Heerführer den Kopf schief, weil Alexander, der sie schlug, es that — so ritten die französischen gebückt, weil Friedrich II. u. s. w.

Der aber ist schon eo ipso ein großer Mann, der nichts nachäfft, er selbst sein will und nicht ein anderer.

Ueber Gefühl und Verstand, alias Herz und Kopf haben Sie, meiner schwachen Einsicht nach, gesprochen wie ein Sokrates. „Last's mi doch aus mit enkerm Verstand und Witz.“ —

Des trockenen Geklappers haben wir ja zum Ekel vollauf überall, aber wo ist, wie der Waldsteinische Wachtmeister es nennt, „der richtige Griff und das Tempo recht", wo ist Saft und Kraft, Kitt und Leben, außer da, wo das warme Gefühl mitspricht, das Herz also mitschlägt und mitwirkt?

Ich sch.... euch auf euere winzigen Pfiffitäten, auf euer Abracadabra und Einmaleins — sind dürre Samenkörner, es wird nichts daraus — sind Windeier, ist kein Keim drin! Fragt nach zwei Jahren nach, weiß kein seliger Mensch mehr was von eurem Gespinnste, ist Alles, Alles anders abgelaufen, als ihr es in eurer Cabinets-Weisheit, die noch viel toller ist als die Schulweisheit, angezettelt hattet. Ihr wollet vom Sirius bis zur Laus Alles wissen, kennen, lenken, leiten. Sokrates aber, der Dummkopf, bekannte am Ende seines Lebens: das allein weiß ich, daß ich nichts weiß, und Bacon, der Esel, stimmt ein, und Salomon, der Pinsel, ging voran.

Wo sind wahrhaft große stand- und statthafte Dinge je mit dem Schädel allein gemacht worden?

„Eins ist's nur, aber tausenderlei scheint's zu sein." Vortrefflich! dazu nehmen Sie:

Es plagen den Menschen nicht die Sachen, sondern die Meinungen von den Sachen.

Epiktetos.

Ihre Betrachtungen über Dumourier lese ich mit größter Aufmerksamkeit. Ja wohl mag der Ihnen zu denken geben. Sie wo er, das Ende, wo der Anfang war. Das Ende? wer kennt es? Es ist nirgends. Als man Wieland den Kreislauf der Tage wies und bei-

fügte, „es sei Alles eitel", anwortete er: euch kommt es vor wie ein Kreis, mir aber wie eine Spirallinie. Das ist zurückkehrend, doch steigend. Wenden Sie das an auf die Jahre 1789 und 1815. Dort XVI. hier XVIII.

Aber o Himmel! neben einigen Aehnlichkeiten und Rückkehren welche zahllose Veränderungen und Neuheiten!

Heutzutage geht's offenbar auf's Mathematische hinaus. Die Lüge hat eine Hauptschlacht verloren. Hinwiederum wird auch, wie sich's gebührt, wer noch einen Tropfen Blut in sich hat und ihn unglücklicher Weise blicken läßt, für toll gehalten.

Enthusiasmus? Wofür denn? Thor, setze dich an den Zahltisch, oder zu Beauvilliers*). Was der Fechtmeister nennt s'effacer, das ist die Kunst, hinter du ungestraft Alles verüben magst. Deswegen haben wir so viele schlechte und wenig böse Menschen. Und das ehrbare Geschlecht der wilden Gesellen wird bald gar erlöschen.

Die Hurenhäuser und Normalschulen sorgen dafür. Dann endlich wird's eine Wollust sein, wenn alle so fein zierlich und gleißnerisch durch die Welt schleichen, gleich wie übertünchte Gräber — wenn Alles auf Sammetsohlen einhertrippelt und mit Küßchen, Grußhändchen und Zuckererbsen um sich wirft, Allen gefällig und Niemand hold.

Von Gleim hat einer geschrieben, er habe gehaßt und geliebt. Wer das nicht thut, ist entweder über- oder unter-menschlich.

---

*) Damals erster Restaurateur in Paris.

Castellum Portianum[18]) — Vornehm! Nach allen diesen Datis werde ich nun füglich ein Bißchen höflicher von diesem Gegenstande sprechen müssen.

Hat doch selbst die Mistgabel einen hochtönenden Namen: Créqui!

Hier ist noch eine weiße Seite! Was drauf? Dummes Zeug, wie gewöhnlich. Holla, da haben wir noch was Gescheites. — Sie haben das stattliche 38 zu Anfang dieses Briefes bemerkt — nächstens folgt 39 &c. Darauf belieben Sie fortan zu merken — so lange diese Nummern ordentlich fortlaufen, bene! Mangelt aber Eins, dann zähle ich darauf, daß Sie schreien. —

Bis dorthin dürfen Sie ganz stumm sein. Zwar magst Du eher ein Kameel durch ein Nadelöhr zwängen, als einen Officier – außer der Wachparade – zur Ordnung. Allein da Sie so viele Tugenden extra besitzen, so schmeichle ich mir einigermaßen, Sie werden meine Bitte erhören und mich nicht in infinitum fortschreiben lassen, irgend einem Postkieker zu Nutz und Frommen.

P. S., zuletzt zu lesen.

Aber beim Jupiter! wie kannst Du, Söhnlein, klagen, der Vater schreibe nicht? Ein großer Brief über Dein Werk ist über Maubeuge gelaufen. In dem findest Du allerlei seltsam Zeug, das wenigstens die Langeweile vertreiben mag. Langeweile! laß mich das Wort nicht mehr hören!! Es ist ein schändliches Wort. Ein Mann wie N. soll nicht Langeweile fühlen, und wenn

---

18) In Chateau Portien war Nostitz Standquartier.

er 3 Werst von Tobolsk säße, an einem Baum gebunden, und nichts um ihn als ein todter Zobel. Wie? ist Dir etwa nichts begegnet in Deinem Leben? Hast auch nichts gelernt? Auch nichts vor? Es war nicht Langeweile, es war Spleen. Der ergreift die Weltkinder öfter als Andere.

Patti chiari, amicizia lunga. Haben Sie's schwarz auf Weiß, so bedarf's keiner Untersuchungs-Commission, und haben Sie's nicht so, so bedarf's wieder keiner, denn da kriegen Sie keinen Heller, und können also Ihre Ansprüche lieber gleich aufgeben. Spart Ihnen Galle. Zweierlei Menschen sind: solche, die müssen Wort halten, weil sie sonst augenblicks zu Grund gehen — das sind die Kaufleute: solche, die nicht müssen — das sind alle Uebrigen. — —

Das neue Jahr ist nun vor der Thüre, es heißt 1818, legen Sie nun allen Handelsgeist ab. Bedenken Sie, daß Erhalten besser ist als Erwerben-wollen, und was für ein Prinz Sie wären, wenn Sie hätten, was Ihr Vater an seinem Hochzeittage hatte. Verthun, Aufgehenlassen, das ist das Mindeste, und schmeckt doch gut — bringt Niemand um. Aber verjüdeln, handthieren, goldene Berge, „Daube auf'm Dach", das ist verderblich nicht nur, sondern auch stark ärgerlich*). **Punctum.**

Senden Sie mir das Pack Nr. 2 ja bald — ich freue mich drauf und werde es wieder mit tiefsinnigen Anmerkungen begleiten. Arbeiten Sie aber langsam. Nicht hudeln — es wäre ewig Schade — nicht zu

*) Nostitz hatte sich damals mit jüdischen Projektmachern eingelassen.

viel Rhetorica. Zwischen 1500 und 1600, da lebten die deutschen Meister. Man hat Freundberg's Geschichte von seinem Schreiber Reißner. Es lebt nicht ein Minister in Europa, der so ein Buch zu schreiben im Stande wäre! Denken Sie nur immer an die Enkelchen, die unser heutiges Schwimmschwamm-Deutsch, auch wenn sie sich auf den Kopf stellten, nicht mehr verstehen werden. Wer anno 2000 will gelesen werden, muß schreiben, wie man anno 1500 schrieb. „Und wie ist das?" Sehet Martin Luther und seinen Knecht Göthe. Das habe ich Ihnen schon oft vermeldet. Nur keine Metaphysik, denn die ändert jährlich; Wahrheit und Lebhaftigkeit aber, die bleiben immerdar. Im ganzen Homeros, im ganzen Herodotos [und welche Geister!] ist nicht eine einzige Zeile zu finden, die ein wohlerzogener Knabe von 12 Jahren nicht schnell und vollkommen verstehen könnte. Das, meine gelehrten und hochfahrenden Freunde, das merket Euch! Homeros und Herodotos, die Fürsten der Dichter und Erzähler, und so zu sagen der Weisheit!!! Und wir, arme Mäuslein, wollen vornehm schreiben, Bausbacken machen, weit ausholen, sticken und vergolden!

37.

Von Merian.

Sie haben mir also den compte-rendu nicht gesendet? Auch gut. Wenn er nur im Salvo ist, und nicht, wie ich bis diesen Abend wähnte, verloren und gestohlen.

Wie wär's, wenn Sie ein Leibbudget machten, so im Großen ungefähr, wie der beigeschlossene Lieutenant im Kleinen? Man classificirt die Passiva.

1. Sehr dringende.
2. Minder dringende.
3. Gar nicht dringende.

Und strebt dabei nach dem Hauptsatze: lieber Wenigen viel, als Vielen wenig schuldig zu sein.

Nach Saalfeld, vergessen Sie nicht das dumme Wort einzurücken, das der alte H. v. Br. zu oder vor Ihnen sagte: „Ah, cher ami, je ne leur pardonnerai de ma vie le tour qu'ils m'ont joué.“ Wer im Stande war, so etwas nach einer solchen Schlacht zu sagen, der war geschlagen, bevor er Feuer! rief. Solche Wörtlein in solchen Augenblicken bezeichnen, malen, bildhauen den Menschen — sechs Seiten Beschreibung sind weniger darstellend. In seiner Lage war nur Dreierlei schicksam: nichts sagen, etwas Drolliges sagen (der sicherste Beweis, daß man zwar geschlagen, aber nicht niedergeschlagen ist) oder etwas Großes sagen. — Keins von diesem! Was er sagt, roch ganz und gar nach der Stelle, wo er meistens war, dem innersten Vorzimmer bei Hofe. —

Blücher oder Gneisenau wäre eine solche jämmerliche Plattheit gewiß nicht entfahren.

Eins bedenken Sie (ich schreibe das ad vocem: „Was ich bis zum 40ten Jahre nicht erreiche" rc.), es ist möglich, daß ein Krieg nicht bald, vielleicht erst dann käme, wenn Sie nicht mehr jung sind. Wollen Sie deswegen für nichts und wieder nichts gelebt haben? Nein, Sie sollen Ihr Andenken durch Ihr Tagebuch erhalten;

das ist ein Ding, das Sie vermögen und tausend Andere nicht. Darum ist es rathsam, es zu wählen. Kriegsruhm! ein seltsam Ding. Gesetzt, Sie werden morgen General, übermorgen General-Lieutenant, Samstags General en Chef, und Montags bricht der Krieg aus, gesetzt, Sie gewönnen eine, zwei, drei Schlachten, erstiegen eine, zwei, drei Festungen (das ist schon so ziemlich viel gesagt), was haben Sie davon? Orden, Lob, einiges Geld rc. Aber eigentlichen Ruhm? Noch blutwenig, in der Geschichte stehen Sie nicht über Miloradowitsch, Wittgenstein, Tauenzien, Bülow rc. und weit unter Kutusow, ja, Bianchi rc. Schlechter Trost! Jeder französische Marschall überflügelt Sie — die Zahl heißt legio: es läßt sich nicht machen. Ergo: ergreife Du das Mittel, das Dir vor Tausenden verliehen ist, schreite nicht, wie der Troß, von der Theorie zur Praxis, sondern umgekehrt von der Praxis zur Theorie, sammle und lehre aber nicht wie ein Schulmeister, sondern wie ein Degenknopf, und kannst Du nicht Wellington sein [weil Dir die Gelegenheit mangelt], so sei Polybios [wozu Du Gelegenheit hast].

Kommt ein unerwarteter Sturm heran, ei nun, so ist man ja immer wieder da und weht mit; nur all sein Sach auf den Sturm stellen, von dem man noch nichts weiß, das dünkt mich nicht klug.

„Was ich in Paris mache?" Nicht viel Anderes, als was ich auch in Pirna machen würde. Mich ficht wenig an, ob eine Ringmauer weiter oder enger ist. Der Ort ist mir der liebste, wo ich am bequemsten finde, was ich brauche, und dieser Umstand steht in keinem Bezuge auf die Größe des Ortes. Es ist mir in meinem

Leben nie widerfahren, über einen Aufenthalt zu klagen; im Gegentheil, von Jugend auf war ich da gern, wo ich war, wäre jedesmal gern geblieben und reiste ungern ab. Es ist auch beinahe einerlei, wo ich sei — was ich zu thun und zu lassen habe, ist ziemlich deutlich vor mir; was von mir einst übrig bleiben wird, ist jetzt schon ausgemacht. Was ist da viel noch zu spintisiren?

Was sich ändern kann, sind häusliche Verhältnisse, zum Besseren, zum Schlimmeren. Die aber sind Mittel, nicht Zwecke des Lebens. Und was sind Thaten ohne die Feder? Klänge, die schnell verhallen. Was wäre Achilleus ohne Homeros, Alexander ohne Curtius, Julius Cäsar der Feldherr ohne J. C., den Schriftsteller, u. s. w.?

Sie kommen also doch! Wohlan — die Veränderung wird Ihnen ergötzlich sein — Rostopschin frägt oft nach Ihnen — ein großer Mann, aber nur im Großen. —

Man wollte die Zusammenkunft am Rhein*) früher erzwingen — sie wird aber erst im Herbst sein. Viele Leute sterben vor Ungeduld, weil's so lange nichts Rechtes zu negociren und intriguiren gibt. Von allen diesen Sachen werden wir sprechen, wenn Sie hierher kommen — ich habe einen eigenen stillen Ort dazu. Von diesem Wege werden Sie dann auf den Boulevard gehen — neue Carrikaturen sehen — die enigmes chinoises kennen Sie auch noch nicht und die Colonne de Trajan! O, wie unwissend ist man doch in Portianum!

*) Den Congreß zu Aachen.

38.

Von Merian.

Anfang 1818.

In den Sprachen liegt die Weisheit. Wer jene und ihre Lehren wohl erwägt, wird nicht nur einer der Glücklichen werden, von denen Virgilius sagt: **felix, qui potuit rerum cognoscere causas,** sondern auch im eigenen Leben sich weislicher behaben als ein anderer, vorausgesetzt, daß er üben wolle, was ihm die erwogenen Sprachen stündlich rathen. Zum Beispiel **gentilhomme, gentle-man.** Wie ist es möglich, daß ein solcher grob, auffahrend, hartsinnig, roh, unwissend sei? Wer diese Fehler und Untugenden hat, der ist ja das gerade Gegentheil, **oppositum, contradictorium** eines **homme gentil!** Was ist er wohl? Ei, die Sprache sagt es wieder: ein **roturier [rusticus].** Die Alten, deren Begriffe richtiger waren, weil sie aufmerksamer waren, wußten das sehr wohl, so wohl, daß sie mit dem Begriffe der Milde bis zu den höchsten Göttern hinaufstiegen und in ihren Darstellungen selbst den heftigsten Leidenschaften*) nie erlaubten, die Ansichten zu verzerren. Neptunus ist fuchswild über Aeolus, der ihm sein Reich durchsaust und umwühlt; er fährt im gewaltigen Zorne aus des Meeres Grunde herauf, und — ***placidum***

---

*) Leidenschaft, Passion. Wieder eine Lehre der Sprache! Man leidet, wird beherrscht, ist unterwürfig, seiner selbst nicht Meister.

caput extulit undis, er erhob sein mildes Antlitz aus den Wässern. Virgil.

Warum mild? Weil er ein Gott war. — So auch die Helden. Die Lazzaroni hingegen mochten ihre Gesichter nach Belieben verzerren, auch die Gaukler ꝛc.

Jene aber durfte selbst der Schmerz, selbst die Verzweiflung nie ganz entstellen; siehe Laocoon, siehe Niobe. Lauter üble Dinge! Schon das Wort zeigt an, daß die Sache zu meiden wäre.

Als ich ein Studiosus war, rief ich bei dieser Stelle: „ist denn Virgil ein Narr?" und ließ meinen Tadel drucken. Der Professor gab es zu, schickte mir aber solche **Argumenta** über den Hals, daß es mir später nicht mehr einfiel, gescheiter sein zu wollen, als der Schwan von Mantua.

39.

Von Merian.

April 1818.

Ich benutze diese sichere Gelegenheit, um Ihnen ein vernünftiges Wort zu schreiben. Ich bin wie Suworow, niemals ein Narr im stillen **Tête à tête**. Die Lage Frankreichs ist wunderlich, so wunderlich, daß der nicht klug scheint, der urtheilen will, oder gar vorhersagen.

Eines der Hauptübel ist, nicht nur hier, sondern auch anderswo, doch hier am meisten, der Mangel an Kitt. Gleichwie an alten Mauern zuerst der bekleidende Mörtel und dann der zusammenhaltende Kitt sich löst und abfällt, also daß endlich nur die kahlen einzelnen

Steine wackelnd übrigbleiben, also ist zuerst die Schönheit und Würde, nachher das Band selbst der Gesellschaft zerschlissen, und nun steht sie locker, vereinzelt, dürr und unschön vor uns.

Die großen Leidenschaften haben ausgetobt, nun necken die kleinen einander; aber nicht nach Art der kleinen Städte, sondern auf dem großen europäischen Fuß. Sonst galt etwa der Löwe mehr als der Fuchs, jetzt lacht dieser jenen aus, und ein reines ritterliches Gemüth hat schon seine fertige Ueberschrift:

„de la Mancha.“

Die Fürsten sind Schranzen geworden, und wie ehemals fahrende Schüler, so sind jetzt fahrende Völker. Das ist die dunkle Seite, vielleicht die unheilbare; — die bessere ist, der Trieb nach Recht, das Fragen nach Warum. Das Willkührliche besteht einen harten Kampf und erliegt fast. Das Wissen hat sich ausgebreitet wie die Franzosen; beide haben an Intension verloren (nach dem uralten Gesetze) was sie an Extension gewonnen haben. Wir leben eben in den Tagen der Vermischung und Verflachung. Sie hat wie das Meiste, ihr Gutes und Böses. Laßt uns zu Frankreich zurückkehren; zum Beispiel zu den Sitten. Ich halte sie für weniger schlecht jetzt als vor 1789, oder doch ganz gewiß für nicht schlechter. Aber das ist auch wieder nach dem Satze der Extension und Intension. Es mag sein, daß die Zahl der Sittenlosen nicht kleiner, ja daß sie jetzt größer ist, aber das Maß ist viel schwächer; nirgends geschehen, nirgends dürfen geschehen so schreiende Dinge wie damals. Dürfte der Herzog von O. treiben, was der Regent getrieben hat? oder der Her-

zog von Richelieu, was sein Vater, der Herzog von Fronsac, der mitten in Paris ein Haus anzündete, um ein Mädchen zu rauben? Nimmermehr!

Mit dem Guten ist es wohl eben so. Die Künste sind gemeiner geworden, aber nicht höher. Viele malen, Viele dichten, Viele schnitzen, aber wie? Die Fertigkeit war nie so groß. Alles ist ausgerechnet. Die Flamme fehlt.

„Politica.“ Die ist hier so ekelhaft, so unsinnig, daß ein Wort darüber zu verlieren, schade wäre. Und doch, seltsam genug! Der Sinn für eine bessere ist nicht erstorben. Die Gäste wären noch zu finden, wenn nur die Köche nicht so elend wären. Es muß Ihnen aufgefallen sein, wie allgemein günstig die Rede des B. Delessert über das Budget aufgenommen ward. Sie war die einzige gemäßigte, vernünftige. Er sprach vom Budget, wie zu wünschen wäre, daß von anderen Dingen auch gesprochen würde, gelassen, billig, räthlich. — Den Thoren und Schreiern ist auf einmal ein starker Riegel vorgeschoben worden. Das Ministerium oder eigentlich der unterhandelnde Theil desselben, der die Lafitte*), Bignon ꝛc. nicht mehr zähmen konnte, hat plötzlich einen guten Gehülfen in Wien gefunden (oder aufgeregt?) den Oesterreichischen Beobachter. — Sein Aufsatz — schlicht und besenritterlich verfaßt, auf Vertrag und Menschenverstand gegründet — ward sine notis in alle Zeitungen eingerückt (am 7. April) und wirkt nun, wie ein niederschlagendes Pulver; auch Ihnen nicht gleichgültig.

*) Diesem ist mit Prügeln gedroht worden; früher war er ein Günstling.

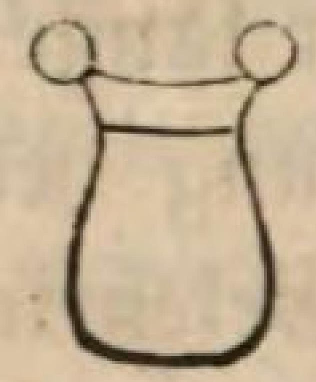
40.

Von Merian.

Den 25. April 1818.

Ich weiß nicht recht, ob ich Ihnen ein Berliner Geschichtchen vom Anfange des Jahres erzählt habe, das Sie gewiß unterhalten würde. Bei Anlaß des damaligen Vermählungsfestes wollte der König auch einen Aufzug — (die Alten nannten das pompe) — sehen und ließ dem stockgelehrten Hirt, der lange in Rom gewesen ist, auftragen, Gegenstand, Ordnung Kleidung u. s. w. anzugeben. Dieser, wie die meisten Gelehrten, unerschöpflich an neuen Gedanken, fiel auf das nagelneue, nie gesehene, nie gehörte Liebesverständniß **Amoris cum Psyche**, darzustellen und abzutragiren unter dem Vorsitze Junonis. Doch diese Abgedroschenheit, die jede Oper in Europa schon unter's alte Eisen zählt, mag hingehen, was aber geschah bei der Ausführung? Die schönsten Kinder, Fräulein, Frauen und Junker des Hofes wurden gewählt, um die Göttinnen, Götter, Priester und Begleiter vorzustellen, und nach allen Beschreibungen war der Aufzug wirklich geschmackvoll nnd prächtig. Er endete mit malerischen Zusammenstellungen und Tänzen. Nur in einem hatte es unser Pastor (Hirt) gewaltig versehen, er hatte irgendwo im Alterthum Jerodulos gefunden, das nicht genau genug Tempeldiener und Tempeldienerin übersetzt und folglich eine ganze Schaar männlicher und weiblicher Jerodulen in seinen Zug aufgenommen und im gedruckten Programme mit Namen benannt: Fräulein **A.**, Fräulein **B.**, unter anderen Frau v. Alop. (die wohl zu etwas Höherem gepaßt hätte).

Das liest Böttiger in Dresden, Hirt's Nebenbuhler oder vielmehr Meister in solchen Dingen, will vor Lust zerplatzen, setzt sich hin und schreibt und beweist mit 20 Stellen, daß jene alterthümlichen Jerodulchen Huren waren, die im Vorhofe der Tempel Geld verdienten, nicht einmal für sich selbst, sondern ex Officio für die Göttin und den Unterhalt der Gebäude, daß sie nichts anhatten als feine kurze Schürzchen folgender Gestalt:



und daß und daß, kurz, noch hundert andere Umstände, je einer ärger als der andere. Das kleidet er in seine blumenreiche Rede eine und läßt es frisch drucken in der eleganten Zeitung.

Nun stellen Sie sich den Schrecken der Berliner Hierodulchen oder Jerodulchen vor und Hirt's Antlitz. Der griff nun wieder zum Kiele und vertheidigte seine Benennung, aber so grob, so unartig, so anzüglich, daß auch der Unkundige gleich fühlte, wer Recht hat.

(B. war sehr höflich gewesen, wie er das immer ist).

Im Ganzen läßt sich annehmen, daß die Jeroduloi ursprünglich (und das ist noch nicht ganz erwiesen) ehrwürdige Diener und Dienerinnen der Götter waren, daß sie aber bald ausarteten, und daß allerdings später (wo nicht von Anfang her) die weiblichen Jerodulen wohlbestellte Schicksel waren, deren Andenken bei Hofe nicht füglich zu erneuern war.

Puncto equorum unterschreibe ich Alles, was Sie

Amice praestantissime, gutfinden. Le programme de la fête militaire hat meinen vollkommenen Beifall. Ich glaube, daß auch W. dergleichen gern sieht, wenigsten gern sah. Ich wollte ich könnte dabei sein, das wäre ein wahres Gaudium für mich. Hier verlernt man ein Mensch zu sein.

41.

Von Merian.

Den 30. April 1818.

— — — Wie haben meine Jerodulchen gefallen! Ueber den Spaß muß ich lachen, so oft ich nur daran denke, es ist gar zu pudelnärrisch. — Stellen oder malen wir uns nur so ein Hofgesicht, das Ehrbarthun für Ehrbarsein hält, recht lebhaft vor — auf den Theetischen iegt Nr. 20 der eleganten Zeitung — die schönen Augen fallen auf das mit großen Buchstaben gedruckte Wort — die Neugier steigt, nun folgt die Beschreibung ausführlich; der Dienst im schattigen Vorhofe, der Sold, die luftige Tracht, alle die bärtigen Schriftsteller, die das so trocken hererzählen, als ob's nicht anders sein müßte — es ist zum Platzen! Und die Namen alle genannt, der Länge nach, NB. Thusnelde und die fruchtbare Genoveva waren auch im Gefolge Psychens. —

Daß jene uralte Sage der Verbindung der Liebe mit der Seele zu dem Vermählungsfeste paßte wie das trojanische Pferd nach Newmarket, das ist dem gelehrten Hirte wohl gar nicht eingefallen. Eine geschichtliche, fröhliche (wo möglich deutsche) wohlgerathene Verbindung hätte eher gewählt werden sollen, ein gutes

Omen für die Zukunft, eine Königin Bertha ꝛc. Gerade umgekehrt fiel jene mythische Ehe äußerst unglücklich aus und mußte so ausfallen; denn der Dichter oder Weise stellte uns darin des Menschen Brust vor, die nur selig ist, so lange sie nicht weiß (gerade wie Eva im Paradies) und aus der Liebe und Behagen entfliehen, sobald sie grübelt und erkennt.

Psyche, die Seele, beleuchtet wider das Verbot mit der Lampe (des Vorwitzes) den unbekannten himmlischen Geliebten, wozu die neidischen Schwestern (dort die Schlange, im Regiment der ältere Offizier) sie reizen und anspornen .... ein glühender Tropfen Oel fällt auf die weiße Schulter des Schlafenden, er erwacht, schwingt die Flügel und entflieht auf ewig.

Schöne Aussicht für eine junge Princeß!

42.

Von Merian.

Qui trop embrasse, mal étreint. Davon habe ich leidige Beispiele erlebt, und deswegen warne ich Sie, während es noch Zeit ist. Sie haben

a) Ihr Regiment zu besorgen,

b) Briefe zu schreiben,

c) Ihr Tagebuch zu führen,

d) das Ding zu verfassen, das Ihre Fragen berührten,

e) in Maubeuge vorzureiten,

f) in Paris herumzustolzieren,

g) zu leben.

Das sind nun sieben Dinge, womit die sieben Weisen Griechenlands kaum fertig werden könnten; und die lasten alle auf Ihren Schultern allein;

Was soll das werden?

Vernehmen Sie nun günstig meine Meinung:

a) } g) } müssen ihren Weg gehen, da läßt sich nichts abbrechen.

b) Kann sehr abgekürzt werden, sowohl in Zahl als Ausdehnung — ich gebe nichts mehr als zwei Tage, um dieses auf zwei Monate hin abzuthun.

e) Nicht länger, als der Anstand erfordert — das Uebrige kann im Sommer nachgeholt werden.

d) Daran seien Sie jetzt eifrig, damit Sie's ein-für allemal los werden. In vierzehn Tagen haben Sie, was Ihnen noch mangelt. Bis dahin entwerfen Sie die Sache, und lassen Sie Lücken, wo eine Angabe noch nicht vorhanden ist.

Wilson's Ausspruch, daß man um hundert Jahr zurück ist, lassen Sie durchschimmern. Es ist aber dieses Zurücksein nicht eben durchaus ein Tadel oder Unglück, sondern ein wohl zu bedenkender und in seinen bösen und guten Folgen zu erwägender Umstand. „Guten?" Allerdings. Zum Beispiel hundert Jahre weiter weg von einer Revolution sein als Andere, ist so gar übel nicht.

c) sei nun Ihr Hauptzweck und Ihre Ehrenpforte — alles Uebrige ausgenommen a und g, werden aus dem Wege geräumt, um c zu fördern.

Es ist darum nicht nöthig, daß Sie dieses c herunterspinnen, wie von einer Kunkel — nein, treiben Sie es genialisch, sprungsweise, wie's Ihnen schmeckt,

aber treiben Sie es unablässig bis auf den heutigen Tag. — Dann erst dürfen Sie rasten — dann sollen Sie sich in Paris ergötzen, welches wie Catullus zu seinem Gönner spricht: „komm zu mir, herrlich sollst Du bei mir leben, wenn Du, was dazu erforderlich ist, mitbringst.“ So viel von Frankreich.

Vergessen Sie nie, daß Ihr Tagebuch Sie selbst ist, daß es Ihren Namen erhalten muß viel länger, als Maubeuge stehen wird, daß nur dadurch ein ordentliches Band um und eine Uebersicht über Ihr Wesen kommt, daß Sie einst darauf oben stehen und gebieten werden, rings um, wie Einer, der auf dem Münster zu Straßburg steht.

43.

Von Nostitz.

Reise längs der Ardennen und der flandrischen Gränze im Juli 1818. Als Beitrag zu den Bättern aus meiner Lebensgeschichte.

Mit Anfang Juni marschirte mein Regiment aus den Kantonirungen an der Helpe zwischen Maubeuge und Avesnes, wo die Gegenwart des Großfürsten Michael das ganze russische Besatzungscorps auf den Höhen von Wattignies zu einer Revue versammelt hatte, zurück. Solche Exercierplatz-Begebenheiten, die Beschäftigungen, welche sie einem leihen, die Spannung wegen neuer damit verbundenen Anordnungen, das Zusammenfinden von allerhand Menschen, kurz der Wirrwarr des Körpers und der Seele, dem man in solchen Tagen ausgesetzt

ist, erweckt das Bedürfniß von Erholung, welche denn ein Jeder nach seiner Art dem Körper oder der Seele angedeihen läßt. So zog denn ein Theil von uns nach Paris, ein anderer setzte sich ruhig zu Hause hin, und ich dachte auf eine Reise ins Freie, den Ardennen oder dem Nord-Departement, indem mich dorthin meine alten Kameraden, die Preußen, und hierhin meine neuen Bekannten in der englisch-hannöverschen Armee zogen. Ohne mich jedoch genau für irgend einen Plan zu bestimmen, bestieg ich meinen großen russischen Schimmel, einen Reitknecht mit dem Mantelsack hinter mir, trabte den Berg aus meinem Chateau hinauf und war den anderen Morgen in Ferrière la grande, einem Maubeuge nah gelegenen Landhause, das der Graf Woronzow mit seinen Adjutanten den Sommer durch bewohnt.

Wer nur irgend etwas vor hat, findet unter den munteren, aufgelegten Leuten dieses Hauptquartiers immer frohe und angenehme Theilnehmer, und so traf ich sie mit einem Reiseprojekt zu Pferde beschäftigt; sie wollten nämlich durch die Ardennen über Chimay, Rethel und Givet, dann durch einen Theil der flandrischen Gränze längs der Maas über Dinant und Namur, um dort den Festungsbau zu sehen, von da endlich durch das reiche Gartenland Brabants nach Charleroi, wo gleichfalls eine neu entstehende Festung, und zuletzt quer durch Wald und Feld über Thuin zurück nach Ferrière la grande.

Der Graf war selbst an der Spitze dieses Reiseplans, seine Begleiter Oberst Narischkin, der englische Adjutant Roß und der Hofrath Turgeneff. Durch meinen Beitritt vermehrt, trat die Gesellschaft am 1. Juli den Ritt an, nachdem den Morgen die Bataillone bei Wat-

tignies im Lager auf dem dortigen Plateau ein Probe-Manöver geübt hatten.

Das Rendezvous der Reisenden war das Städtchen Solré le chateau, von wo wir erst über waldige Höhen, dann durch sumpfige Gründe und zuletzt auf steinigen Rücken längs der Helpe und quer über die französische Gränze in das niederländische Städtchen Chimay nach einem Ritt von 6 Stunden gelangten.

Die Gegend, die wir von Solré durchritten, ist rauh und uneben, wegen ihres hohen Horizonts, welchem Gewässer nach mehren Seiten, durch unmerkliche Abflachung, entfließen. Es ist überdieß ein holzreiches Land, und auch der Ackerbau ist belebt.

Der Besitzer des Städtchens Chimay ist der Graf Caraman, der Mann der in Paris bekannten Madame Tallien-Cabarrus, die, ein schönes Motiv kindlicher Liebe, ihren bedrohten Vater zu retten, dem Volksvorsteher Taillien ihre Hand gegeben hat. Durch diesen als konstitutionelle Ehefrau auf das Theater der französischen Revolution gestellt, hat Madame Tallien als Göttin der Vernunft einige tolle Scenen des Atheismus gespielt, und später war sie Maitresse von Barras, Ouvrard ꝛc., bis sie sich zuletzt auf den pomphaften und ausgetretenen Pfad d'un sage retour mit ihrem Gemahl, dem vernünftelnden und preziös-einfältigen Grafen Caraman, zusammengefunden hat. Die Fürstin Chimay nun ist eine klassische Frau durch ihr Leben, durch ihr Blut, durch das Gemisch von Galanterie und Zärtlichkeit im Salon und in der Kinderstube, durch ihre Schönheit und durch eine gewisse Stattlichkeit ihrer Reize, denen noch jetzt Geld und Galanterie geopfert wird.

Wie angenehm es doch ist, mit vornehmen Leuten zu reisen, mit solchen nämlich, die wirklich vornehme Leute sind. Sie legen so leicht den Zwang der Verhältnisse ab und behalten doch alle Annehmlichkeiten und alle großen Beziehungen des Standes besonders aber des Vermögens. Man reis't mit der größten Einfachheit, hat nie eine Störung zu gewärtigen von lästigem Prunk und Ceremonieen und genießt nichtsdestoweniger allenthalben die bequemen Vorrechte leichter Gewährung jedes erwünschten Genusses, des glücklichen Vorrechts der Weltgötter!

Unbemerkt stiegen wir vor dem Wirthshause in Chimay von den Pferden und fanden, in das Haus tretend, Zimmer, Speisen, kurz Alles fertig, was man sonst durch ewige Anordnung den Wirthen abdingen und noch obendrein durch Geduld verdienen muß. Ein vorausgeschickter Courier hatte Alles bereitet, und wenn täglich auf der weiteren Reise diese gewandten Boten vor uns herflogen, so dachte ich manchmal an meine Jugend-Mährchen von Feen und Kobolden, die durch unsichtbare Macht den Begünstigten jeden Wunsch gewährten. Wie vornehm mein kindisches Wähnen sich solche Leute dachte, und nun habe ich es so oft erlebt, daß ich nur durch besondere Veranlassung darauf gebracht werden muß, es auch nur zu bemerken.

Wie wahr Göthe's Motto: „Was man in der Jugend sich wünscht, das hat man gewöhnlich im Alter die Fülle!"

Ein großes, auf Terrassen gestelltes Haus heißt in Chimay das Schloß, wird jedoch fast nie von seinen fürstlichen Besitzern bewohnt.

Des anderen Morgens um vier Uhr trennten wir uns. Der Graf ritt mit Narischkin nach Rethel, und ich mit

Turgeneff und Roß nach Givet, um den Grafen dort zur Fortsetzung der weiteren Reise zu erwarten.

Bei dem Dorfe Dally, nach zwei Stunden Wegs, sind auf dem Horizont breite Bergkuppen aufgesetzt, Gränz-Pfeiler des Ardennen-Gebirges, das zur Linken des Feldweges in einer breiten Senkung den Wiesengrund **de l'eau blanche** umgibt, welches von Chimay herabkommt. Nach vier Stunden betrat man bei Frasne die Chaussee, die von Rocroy nach Marienburg führt.

Dieses schlechte Nest, jetzt unter niederländischer Herrschaft, bleibt mit seinen niederen Erdwällen hart links, und man passirt nach Givet hin, das fünf Stunden entfernt ist, einen Steinweg, den prallen Abfall des Bergrückens hinauf. Zwei Stunden von Marienburg erreicht man das Dorf Tourbes eingezwängt im Gebirgsthal der **eau blanche**, mit Berg und Felswänden, mit Ruinen und malerischen Steingeklüften.

Es war sehr heiß, unser Diplomat Turgeneff konnte nicht fort, und wir hielten im Gasthofe an. Man soll gegenseitig auf Reisen, wie im Leben, zu Lust und Freude leben, so wird es gelehrt. Ich hingegen hege die schalkhafte Meinung, daß man sich gegenseitig durch Plage und Pein scherzend anregen muß. Darum mußte der gutmüthige und immer wohlaufgelegte Turgeneff, seine Ungewohnheit im Reiten und seinen Hang zur Bequemlichkeit besiegend, wieder zu Roß. Zu seiner Plage trabten wir fast ohne Anhalt die letzten drei Stunden bis Givet immer auf dem hohen Bergrücken bis in den Thalgrund von Givet fort.

Soldaten haben allenthalben Kameraden und unter denselben immer Weltfreunde. Man ist gleich zu Hause, wo man die seinigen findet, und ist ein wirklicher alter Kriegsgefährte unter ihnen, so fehlt es nie an mun-

teren und lustigen Stunden. Dieß war der Fall mit dem Festungskommandanten, Obersten Baron von Löwenstern, der von der Campagne 1813 und 1814 mein Armeefreund und von späterer Annäherung her mir ein sehr lieber Mensch geworden war, durch die Munterkeit, Freiheit und Annehmlichkeit seines Wesens. Ein weichliches Bedürfniß, immer unter Frauen zu sein, hat ihm eine Pariserin gegeben, die mit einigem Anstand und viel Koketterie seinem Hause vorsteht und sich vor den Leuten Frau von Löwenstern nennt.

Seitdem ich in dem Gewühle einer fremden Welt Verzicht geleistet habe auf strenges Ausgleichen des sittlichen Ebenmaßes nach außen, seitdem nehme ich mit Leichtigkeit die Täuschungen auf, welche die Menschen über ihre Verhältnisse vorhalten wollen, und indem ich denselben durch scheinbaren Glauben oder unverspürtes Hingleiten das Spiel erleichtere, gewinne ich einen Verkehr, beiden Theilen angenehm, indem er, nehmend, was man ihm bietet, nur gibt, was er eben dem Bedarfe des Augenblicks geben will.

So habe ich mit Frau von Löwenstern viel kurzweiliges Zeug getrieben und sechs Tage des Wartens auf den Grafen mit Scherz gegen die Frauen, mit munteren, auch wohl vertraulichen Gesprächen zu Löwenstern und mit Spiel des Abends ausgefüllt; denn wo Officiere zusammenkommen, muß nun einmal gespielt werden, so leer und wenig zusagend mir auch diese Unterhaltungsart ist. Dieses auf kurze Zeit ganz munter gemischte Leben und die immer anregende Laune der Pariserin, verbunden mit der Romantik einer bei ihr lebenden Engländerin, dieß Alles hat mich zu einer Tollheit gestimmt, die meinem

Wesen jetzt immer seltener wird, so nöthig sie auch ist, zuweilen das Blut zu erfrischen. Meine Kameraden, die Regiments- und Batterie-Kommandeurs, Oberstlieutenants Wrangel und Lawroff, wunderten sich denn wieder über meinen Ernst, die Dienstsachen mit ihnen durchzusprechen, und erhöhten durch ihr Staunen meine Lust.

Mag man sich übrigens in Givet mit den Menschen nicht erfreuen, so erholt man sich an der Gegend, die mannichfaltig und romantisch ist. Am angenehmsten ist es längs der Houille, einem Thal, in das man sich gleichsam durch Felsenwände aus der Stadt drängt in das finstere Land der Ardennen. Will man den Blick weniger beschränken, so folgt man dem Laufe der Maas, die längs ihres linken Ufers ein fruchtbares Thal eröffnet mit Garten, Feld und Wiesen. Will man leicht und auf gebahntem Wege hinrollen, so fährt man auf der Chaussee nach Fumay, am Fuße des Charlemonts hin zwischen der Bergwand und dem Flusse in mannichfaltigen Krümmungen. Alle diese und noch eine Menge anderer einzelner Partieen ziehen sich in ein Bild zusammen, wenn man auf der neuen, steinernen Brücke der Maas steht, deren leichte Bogenwölbung vor wenig Jahren von Napoleon bei seiner Durchreise nach den Niederlanden mit Marie Louise angeordnet worden ist. Das große Wasser hatte damals die leichtere Schiffbrücke weggetrieben, so daß nur nach achtzehnstündiger Anstrengung die gefangenen englischen Matrosen unter Leitung eines ihrer Geistlichen dem damaligen Kaiser über den Strom helfen konnten. Zum Lohn ist dem geistlichen Hydrauliker und noch funfzig anderen Engländern die Rückkehr ins Vaterland

geschenkt worden, ob sie gleich allen bei der Arbeit zugesagt worden war.

Steht man auf dieser Brücke, den Blick die Maas aufwärts, so hat man zu beiden Seiten eine Stadt, rechts Groß- und links Klein-Givet, beide zusammen nichts destoweniger eine kleine Stadt. Ueber den Häusern empor steigt der Niederungsrand des Flusses,[1] der, eine schroffe und hohe Felsenwand mit einer schroffen Spitze, über Groß-Givet steil herabfällt. Die Krone dieser Felsenmauer trägt die Festung Charlemont, die mit Gemäuer und Batterieen bis zum Wasser herabsteigt und längs des Flusses einen schmalen Raum für die große Straße nach Frankreich über Rocroy und Charleville läßt.

Dem Charlemont gegenüber hebt sich ein Berg zu ziemlich gleicher Höhe steil und breit empor. Dieß ist der Mont d'haur, ebenfalls mit einer von Vauban tracirten und in den Fels gesprengten Linie. Diesen Werken gegenüber in aufsteigender Richtung mit dem Flusse gibt es eine Menge hoher Bergkuppen, deren steinernes Gerippe durch Schanzen und Linien in das Vertheidigungssystem von Klein-Givet gezogen worden, das längs der Oeffnung dieser Höhen am Einflusse der Houille in die Maas liegt, mit einer Menge Leder-Manufakturen, dem Nahrungszweige der Stadt.

Zwischen dem platten Gemäder der ausgedehnten Bergfestung Charlemont, des Mont d'haur und der niederen Vertheidigungslinie der beiden Givets, ragen noch einzelne Thürme empor, vorzüglich an dem Mont d'haur, als unerschütterte Reste längst verrollter Jahr-

hunderte, welche auf gleicher Stelle das Land und den Fluß vertheidigten.

Senkt sich das Auge von den ernsten, finsteren Gegenständen des Kriegs auf das Bett des raschen Stromes, schweift es dann über Groß-Givet hinweg auf die Felder, welche sich in sanftem Fall von den Berghöhen zum Flusse neigen, oder ruht es auf den frischen Baumgruppen, die am Fuße des Mont d'haur längs des Quais gepflanzt sind, so gewähren diese Gegenstände wechselnde Bilder bald ernster, bald munterer Beschauung der Natur.

Endlich kam der Graf an in dem einfachen Aufzuge eines zu Pferde Reisenden. Meldungen und Vorstellungen hörten nicht auf, und als ich nach einigen Stunden mit dem Grafen in der Maas herumschwamm, warteten noch am Ufer andere Dienstbeflissene, um zu kurtisiren und zu peroriren.

„Wo sind denn Se. Excellenz?" fragte man, und mit zufriedenem Lächeln zeigten die Soldaten der Wache auf die nackten Rücken im Flusse; denn es freut den Gemeinen, besonders den Soldaten, wenn die Vornehmen nicht immer vornehm sind und es zu Zeiten nach ihrer Art machen.

In dem wechselnden Spiel und den drolligen Uebergängen von Höhe und Herablassung liegt hauptsächlich der Zauber des Einwirkens auf die Masse, die immer staunen will, deren Ergebenheit aber, wie in der Aesthetik das Komische, auf Schnelligkeit der Kontraste ruht.

Nach einem heiteren Abend bei Löwenstern, nach Besichtigung der Festung, des reinlichen und großen Militär-Hospitals, der Lankaster-Schule unserer Infanteristen,

und alles dessen, was man sonst den Chefs zeigt, trabten wir des anderen Tages den Bergrücken zur Rechten von der Maas in die Höhe, um auf der Straße nach Dinant durchzuschneiden, welche von Givet aus über das Dorf Heer einige Zeit dem Laufe des Flusses folgt, dann sich aber rechts auf dem Plateau hält.

Turgeneff hatte uns schon vor mehren Tagen verlassen, um nach Paris zu gehen, wo es ihm mehr zusagt, als auf dem harten Sattel; dagegen war dem Grafen der Suite-Oberst-Lieutenant Liprandi von Rethel gefolgt, und Oberst Löwenstern begleitete uns auch mit dem bei ihm angestellten Suite-Lieutenant Jakson, einem Engländer, der Manches weiß, im Dienst der englischen Compagnie in Ostindien viel gesehen hat, dessen unsteter Geist aber immer in der Welt herumgejagt hat, immer den rechten Zeitpunkt verfehlend, der sich übrigens selten erhaschen, wohl aber immer benutzen läßt, wenn ihn das günstige Ohngefähr herbeigeführt*).

Kaum nach einer Stunde Wegs waren wir auf dem Plateau, zu unseren Füßen das Thal der Maas mit dem gegen unseren Standpunkt tief liegenden Charlemont und seinen anderen Bergen, die ihre Kuppen zu mannichfaltigen Gruppirungen emporhoben.

„Wie Wellen des Meeres, das auf einmal stehen geblieben", bemerkte der Graf, denn ein jeder sagt gern etwas bei solch' einem herrlichen großen Anblick und spricht dabei sein Gefühl aus durch heiteren oder ernsten Anklang,

*) Später, im Jahr 1823, stand Jakson als Hauptmann in Bialystok; sodann war er von 1835—1837 Bibliothekar am gräflich Rumanzow'schen Museum in Petersburg.

durch Bemerkung oder Empfindung, je nachdem es dem Menschen gerade im Kopfe oder im Herzen liegt.

Ein rauhes, aber gut angebautes Land oben auf dem Bergrücken. Ueber die Straße von Luxemburg quer weg in jene von Dinant fallend, eröffnet sich nach zwei Stunden Wegs hart zur Linken der schroffe Grund der Maas, die tief unten, zwischen Wald und Felsen eingeengt, das Schloß des Grafen Beaufort bespült, welches symmetrisch mit vielen rothen, gemauerten Gebäuden und fein beschnittenem französischen Garten, an dem linken Ufer auf einem saftigen Wiesengrund hingestellt ist. Gegenüber auf der Felsenwand stehend, sieht man die Pracht dieses vornehmen Landhauses gleich Kartenhäusern zu seinen Füßen, und ein wandernder Philosoph könnte schimpfen und schmähen, daß die Menschen sich so vornehm und prächtig noch zwischen den Wundern der Natur aufblähen wollen und am Ende nichts vorbringen als kleinliches Gemäuer zwischen dem majestätischen Urgebäude der Welt.

Die Philosophen mögen Recht haben auf ihre Art; ich aber, der ich mehr Weltkind bin und die Schönheit der Natur aus fürstlichen Schlössern so warm und wahr zu empfinden meine, wie aus einer Sommerhütte, ich halte es schon mit dem alten Grafen Beaufort, welcher da unten mit Herrlichkeit und Bequemlichkeit sein Erbschloß bewohnt hat.

Graf Woronzow wünschte sich sehr solch' ein Schloß. Zum Leben? Nein an der Landstraße, auf dem Marsche, um sein Hauptquartier in den leeren Zimmern, Ställen und Scheunen aufzuschlagen.

Der alte Graf Beaufort ist ohnlängst gestorben; seine Wittwe, geborene Gräfin Stharemberg, lebt entfernt, und so gewahrt man keine Seele an den Fenstern und in den Gärten. Ich dachte dabei an ein verwünschtes Schloß; denn nichts ist öder als ein modernes Prachtgebäude, wo nicht allenthalben die Menschen in allerlei Kleidern neben einander herumlaufen. Wo der Reiche sich anbaut, verlangt man Fülle und Ueberfluß.

Ein Bergrücken führt in das Thal der Maas, aus dem Häuser und Bäume emporragen. Das Volk sieht nicht ärmlich aus und zeigt in frischen, munteren Mädchen zuweilen ein anmuthiges Gesicht, das man leider nie in unserer Champagne gewahr wird. Die Lesse, ein ziemlich breites Wasser, fließt rechts von Luxemburg her, aus engen, waldigen Bergwänden, in die Maas, und die wohlerhaltene Straße führt mittelst einer steinernen Brücke über den Zusammenfluß bei dem Dorfe Anserème. Schwarzer Marmor wird hart an der Straße gebrochen, und die Häuser lehnen sich an die felsigen Bergwände, welche das Thal einengen. Die Maas fließt der Straße zur Linken, oft ganz nahe, oft durch Gärten verdeckt, bis man kurz vor Dinant an eine hohe Felsenmauer streift, die in schroffem Fall gegen den Fluß den Weg verschließt. Mehr durch Menschenhände als durch ein Spiel der Natur scheint hier eine Pforte so breit als ein Fuhrgleis durch den Felsen in seiner ganzen Tiefe gesprengt zu sein, wodurch eine Pyramide auf dem Ufer entsteht, deren Spitze man nur mit zurückgelegtem Kopfe sieht. Es ist etwas Seltenes, etwas Kühnes in dem Felsensprunge, den jeder Reisende bewundert, indem er sich noch oft umdreht, wenn man durch die enge Pforte

gegangen. Ein Spiel von Felsenzacken bietet sich hier noch dem Auge dar, und es läßt sich leicht von theils durchsichtigem, theils vorragendem Gestein ein ganz natürliches Bild von Trümmern und Mauern zusammensetzen, gegen das sich die Felsen-Pyramide schlank und kolossal emporhebt.

Dinant ist ein kleines Städtchen, das erste im Niederlande, reinlich und einfach, an eine hohe Felsenwand gedrückt, von der die Trümmer eines zerstörten Schlosses herabsehen. Eine breite, steinerne Brücke führt über die Maas, auf deren linkem Ufer, sechs Meilen weit bis Namur, die Straße längst der Felsenwand geht, in buntem Wechsel von saftigen Wiesen, dichten Nußalleen, Strichen fruchtbaren Anbaues, Dorfschaften und einzelnen, wohl auch elegant erbauten Häusern. Auf einigen Punkten ist das Steingeklüfte so nahe, daß die Wege mit Beschwerlichkeit vorbeilaufen, über das steile Ufer der Maas hin. Oft hat schon an stürmischen Tagen der Wind die Wagen gepackt und sie mit Pferde und Ladung in das Bett der Maas geschleudert, die, zwischen Inseln gepreßt, eilig fließend, auch den Schiffen Gefahr droht. Jenseits des Flusses erblickt man zu Zeiten Oeffnungen in dem Gebirge, aus welchem Straßen herabkommen zur Verbindung mit diesen schmalen, aber viel bevölkerten Thälern, wo fortlaufende Reihen Mühlen und Gebäude an einander stehen. Theils Schieferbrüche, theils Eisenöfen und damit verbundene Fabriken beschäftigen sie und bereichern einige Besitzer außerordentlich, wie dieß lange, wohl angelegte Gebäude mit schönen Gärten bezeichnen.

Einer der vorzüglichsten darunter ist der von Annevoye, mit vielerlei herrlichen Wasserspielen oben auf der

Bergspitze, die, durch künstliche Leitungen gehoben, in Kaskaden die Bergwand nach der Maas herabstürzen und im Grunde eine Menge Räder treiben, deren munteres Geklapper den Kunstfleiß der Einwohner belebt.

Aus nahen Gärten und Nußalleen heraustretend, steht man endlich vor dem Thore von Namur, wo hundert und tausend Arme sich regen zwischen luftigen Gerüsten, auf dem Bergrücken zwischen der Maas und Sambre eine Festung aufzubauen.

Wie ich die Arbeiter an dem Gemäuer hängen, die Kübel hinauf- und herabsteigen und die Backsteine aus einer Hand in die andere bis zur obersten Spitze hinauffliegen sah, da gedachte ich des Baues von Zwing-Uri, womit der erste Akt von Schiller's Wilhelm Tell anhebt. Tückische Gewalt führt das trotzige Gebäude auf, und vereinter Muth wirft es nach frommen Kampfe nieder. So baut und baut der Mensch, bemächtigt sich in seiner Kraft der Gegenwart und bemeistert siegend jedes Hinderniß. Alles gehört ihm an, nur nicht die Zukunft, die am anderen Morgen frische Erscheinungen herbeiführt und das Werk von gestern niederwirft, wenn es der Geist nicht halten kann, der es belebt!

Man spürt hier die eigentlich schon früher überschrittene Gränze zweier Länder, Frankreichs und der Niederlande. Geharnischt von der Nordsee bis gegen den Rhein, stellen sie sich einander gegenüber; ein doppelter Gürtel von Festungen verwehrt beiden, sich einander zu nähern, und doch hat seit Jahrhunderten Europa seinen Kampfplatz in diesen glücklichen Ebenen Brabants gewählt. In der letzt verlebten Zeit ist diesen Feldern der erste Lor-

beer und die letzte Cypresse der französischen Armee bei Jemappe und Waterloo entblüht, und nun schließen hinter ihrer Flucht sich von Neuem die Thore Belgiens zu durch jene Reihe von Festungen, welche, vor kaum vierzig Jahren unter Kaiser Joseph verfallen, jetzt wieder mit Fleiß und Einsicht aufgerichtet werden. Welch ein schneller Wechsel? wohin das Abweichen? woher das Zurückkehren? — Wer sich das Alles offenbaren will, muß in die tiefste Verkettung sinnlicher und sittlicher Verhältnisse eindringen. Dieß gibt ernste, feierliche Betrachtungen, an die sich jedoch die Einbildungskraft noch mit leichten, frohen Bildern anschließt, wodurch man, fast auf dem Grunde sittlicher Unabhängigkeit stehend, dem Leben ein Spiel abgewinnt, das sich vor dem Erhabenen nicht beugt und vor dem Grausenden nicht erbebt.

Wir saßen bald an einer wohlbesetzten Tafel in einem guten Hotel zu Namur und hörten nicht weit von uns in einem großen Saale die Notabeln des Landes schmausen und zechen. Die Herren ruhten nach der Wahl ihrer Vertreter aus. — Vivat die Constitution! es ist der neueste Modeartikel, das Universalmittel von Völkerglück, dem man nun endlich auf die Spur gekommen.

Wir waren froh bei unserem Tische, und es wechselten ernste und muntere Gegenstände in unseren Gesprächen, die Löwenstern und ich jedoch immer anregend auf den Grafen richteten, der übrigens nicht so leicht anzuregen ist; denn alles Polemische scheut er, und gegen Fragen weiß er sich leicht zurückzuziehen, wie das vornehmen Leuten besonders eigen ist. Wenn der Graf spricht, so muß es von selbst aus innerer Heiterkeit und eigenem

Antriebe entstehen, und dieß war jetzt eben der Fall, als wir von dem am anderen Morgen zu sehenden Kriegsschauplatze sprachen. Nachdem wir gleichsam nur neckend Meinungen hingeworfen, sagte endlich der Graf: „Der Großfürst sprach auch, nachdem er die Schlachtfelder von Ligny, Quatrebras und Waterloo gesehen, viel davon und rühmte die Verdienste seines Schwagers, indem er ihm den Sieg dieser Tage gewissermaßen zuschreiben wollte. Sich endlich an mich wendend, fuhr der Graf fort, verwarf er die Wahl des Waterloo'schen Schlachtfeldes. Gezwungen zu antworten, erwiderte ich: „nach meiner Meinung kann man sich allenthalben schlagen, wo man will; es kommt also nur auf den ernsten Willen an, und folglich auf die moralische Kraft des Feldherrn, welche in dem Fall der Waterlooer Schlacht, in den beiden Individuen von Napoleon und Wellington, zur hartnäckigsten Ausdauer durchgeführt worden ist. Ich sehe daher den Hauptgrund der Schlacht in dem moralischen Charakter der beiden Hauptpersonen, deren Zusammentreffen immer das größte Ergebniß auf die Welt haben mußte, weil selbige, dem inneren Sinne nach, diesen beiden Menschen angehörte. Was nun ein einzelner Corps-Commandeur an dem Tage geleistet, kann nur als Erfüllung seiner Schuldigkeit erwähnt werden, allein der Gewinn der Schlacht lag tiefer als auf der Oberfläche, die gegenseitig Napoleonische und Wellington'sche Generale zur örtlichen Vertheidigung festhielten."

Es liegt eine tiefe Wahrheit in dieser Aeußerung, die mich schon früher von der sinnlichen Beschauung bedeutender Kriegsflecken zur sittlichen Erkenntniß eines höheren Motivs gebracht hat, das sich, wie die Seele in

der physischen Construction, an Zeit, Ort und Umstände kund thut.

Die Preußen würden mit der Antwort des Grafen nicht sehr zufrieden gewesen sein, doch so großartig ihr Antheil am glücklichen Ausgange der Schlacht durch ihre endliche physische Berührung auch war, so ist jener Antheil dennoch geringer in dem moralischen Princip entwickelter Charakterstärke.

Es liegt etwas Uebermenschliches darin, einen großen Vorsatz bis an's Ende zu verfolgen, und der Mensch streift bei der Ausführung desselben wechselsweise an Teufel und an Engel!

Es war ein Jahrmarkt in Namur, der weder durch Waaren glänzte, noch nach dem Schmorfett der holländischen Märkte roch und also nichts Unterhaltendes darbot. Das Theater war auch nicht der Mühe werth; also fanden wir uns nach kurzem Herumgehen am Theetische wieder zusammen, denn das Fremde konnte uns nicht ersetzen, was wir uns selbst waren in der frohen Anregung unseres Zusammenseins, das wir um so schneller benutzten, als der andere Tag schon eine Trennung machte durch die Zurückreise Löwenstern's, eines guten, frohen Gesellen.

Der Graf hatte eine Einladung vom Herzog von Wellington an die holländischen Ingenieur-Commandeurs, ihm ihre Bauten zu zeigen, und so bestiegen wir insgesammt am anderen Morgen das Schloß, auf welchem die neue Festung aufgesetzt wird, von der ich nichts sage, weil ich darüber einen besonderen militärischen Aufsatz abgefaßt. — Welch ein Gewühl von Menschen, die hier Stein und Kalk zusammentragen, dort Felsen sprengen, weiter Wasser pumpen und alle geschäftig und wohlge-

muth durcheinander laufen, denn die Arbeit bringt den Leuten einen guten, baaren Tagelohn von französischen Fünffrankenstücken. Es muß lustig für den kargen, holländischen König sein, Tausende seiner Unterthanen zum eigenen Frommen aus fremdem Säckel ernährt zu wissen.

Die Aussicht von dem Schloßberge ist herrlich; auf den Schlußpunkt zwischen zwei Flüssen, der Maas und der Sambre, gestellt, ergötzt sich das Auge an den Anblick der reichen Gründe, in denen die beiden Flüsse zusammenfließen. Die Berge, geöffnet genug, um eine volle Landschaft zu bilden, schließen den Horizont in deutlichen Konturen, und im Mittelpunkte am Fuße des Schloßberges liegt die Stadt Namur mit ihren schwarzen Schieferdächern, eng und dicht an einandergedrängt, und gleichfalls von Wall und Mauer neuerdings umgeben.

Die Sonne brannte uns heiß auf den Kopf, aber nach einem kurzen Frühstück und dem Abschied von Löwenstern und Jakson, wanderten wir dennoch zum Thore hinaus, wo uns die Reitpferde zur weiteren Reise erwarteten, die noch heute bis Charleroi bestimmt war, acht Meilen von Namur.

Auf langabgeflachtem Bergrücken, dem linken Niederungsrand der Sambre, läuft die große Brüsseler Straße, auf welcher wir hinritten, durch wogende Saatfelder, wohlgebaute, steinerne Ortschaften, an einigen Landhäusern hie und da vorbei. Nichts als Fülle und Segen! Welch ein herrliches Jahr und welch ein herrliches Land! Was die Betriebsamkeit des Landmanns vom Boden fordert, das gewährt er ihm hier in einer Folgereihe wechselnder Ernten von Früchten aller Art. Dazu große Heerden

Viehes und reiche Gespanne von Hengsten, die gewaltige Rüstwagen nach sich ziehen. Es ist das schönste Ackerland Europas, allein die Besteller sehen doch nicht so wohlhabend aus, wie die Bauern in Sachsen, wo man einem jeden ansieht, daß er la poule au pot hat. Wenngleich der Brabanter mit mehr Aisance lebt als sein Nachbar, der verhungerte, geizige Franzose, so steht er dennoch in äußeren Zeichen des Wohlseins allen den deutschen Bauern nach, die reiche Landschaften bewohnen.

Bei Sombref, drei Stunden von Namur, trennt sich die Landstraße, geradeaus geht sie nach Brüssel über Quatrebras und Waterloo, und links nach Frankreich über Fleurus und Charleroi. Wir folgten letzterer, und einen sanften Hügel hinabsteigend, gelangten wir zu dem Wiesengrund, auf dem von Fleurus aus Napoleon die preußischen Armee-Corps am 16. Juni angriff und ihnen in einem blutigen, heißen Nachmittag die Schlacht von Ligny lieferte, dem zweiten Dorfe in dem Wiesengrund wo der Angriff unter Leitung, oder besser Nichtleitung des Ex-Königs von Westphalen geschah.

Wir ritten, von Augenzeugen aus der Gegend geführt, längs der französischen Fronte, sahen jenseits Ligny, den sanften Höhenfall, wo die preußischen Massen von dem diesseitigen französischen Geschütz zertrümmert wurden, sahen im Grunde die Ruinen des Lignyer Schlosses, drei Mal genommen und drei Mal verloren, sahen auf der Höhe das Wäldchen, wo durch Marschall Ney von Quatrebras aus den General Grouchy den Preußen in die rechte Flanke schicken sollte. Alle diese Punkte vor uns, bestiegen wir zuletzt einen Hügel, la tombe de

Ligny genannt, von wo Napol eon des Nachmittags den Schlachten zugesehen.

Wendet man sich rückwärts, mit dem Gesichte gegen das nahgelegene Fleurus, so steht man auf dem Schlachtfelde von Fleurus, auf der Linie, wo 1794 der Prinz von Koburg den General Jourdan angriff. Zur rechten das Dorf Gosselies, wo der österreichische rechte Flügel den Feind bis zur Sambre schlug; links das Feld hinter der Fleuruser Windmühle, wo die Schlacht stand.

In den Feldern erkennt man noch jetzt einzelne Aufrisse von Schanzen, zwischen denen jetzt Steine gegraben werden, und so weit das Auge nach Fleurus hinreicht, muß man sich die Revolutions-Armee denken.

Es ist eine mächtige Anregung für Sinn und Gemüth in dem Anblick eines Schlachtfeldes. Wie viel ist nicht darüber in sittlicher und poetischer Beziehung Gutes und Schönes und zuletzt Alltägliches gesagt worden? — Für mich hat ein Schlachtfeld hauptsächlich eine künstlerische Beziehung, als ein Hauptgegenstand des Kriegführens, eine Beziehung, welche, nach und nach von Grundsätzen zur Anschauung durchgeführt, sich von den materiellen Bestandtheilen der Zeit und des Orts mehr und mehr zur Erkenntniß jener Beweggründe erhebt, die aus der Uebereinstimmung von sittlicher und geistiger Kraft entstehen. Da sich meistens der Einklang jener Beweggründe den Beobachtungen und oft auch den Handlungen entzieht, als ein leichtes, geistiges Element des Gefühls, so geschieht es, daß die höhere Kriegskunst sich so oft neu gebären muß durch den gewaltigen Anstoß sinnlicher und sittlicher Motive, deren Umlauf im Allgemeinen der Welt das Altern verwehrt.

Seitdem ich endlich angefangen habe, mich eines redlichen Strebens nach Wahrheit in den Gegenständen meiner Erkenntniß zu befleißigen, und seitdem ich bemüht bin, den großen Welterscheinungen nicht nur mit dem Kopfe, sondern auch mit dem Gefühl auf die Spur zu kommen, seit der Zeit suche ich in meinen militärischen Ausarbeitungen den daraus entspringenden Erkenntnissen eine freie Entwicklung zu geben, und zeige in dieser Hinsicht auf meine Abhandlung über das Schlachtfeld von Ligny und Fleurus und auf das Memoire hin, das die französische Nordgränze umfaßt, mit Rückblick auf das Gränzland Belgien.

Wie wir langsam über die Felder hinritten, fand ich mit dem Grafen manche Stelle zu bezeichnen, die uns das Gedächtniß aus den Schlacht-Relationen vergegenwärtigte, und wir glichen den Reisenden, die nach langer Beschäftigung mit Dingen nun zu denselben gelangen und mit dem physischen Auge sehen, was das geistige längst schon umfaßt. Nichts ist fremd und doch Alles neu; die lehrreichste und zugleich angenehmste Bekanntschaft.

Fleurus ist ein nach deutscher Art wohlhabender Marktflecken, offen, geräumig und reinlich, auf einem hohen Horizont gelegen, der sanft nach allen Seiten abfällt, zwischen fruchtbaren Gefilden und frischen Auen. Ein Wald von lebendigem Holz unterbricht das Ackerland; die Straße durchschneidet ihn in gerader Linie und fällt nach einer Stunde Wegs vom Dorfe Gilly einen langen Rücken herab nach Charleroi, das im Grunde an der Sambre liegt. Ein Dampf von Steinkohlen und, was noch schlimmer, Wolken von Steinkohlenstaub be-

decken den Weg und überziehen, was man sieht, mit einem schwarzen Dunst, den man eben so schwer von der Brust als von den Röcken los wird.

Die Dampfmaschinen um Charleroi auf der Straße von Namur sind an isolirten, hoch aufgeführten Schornsteinen mit beräuchertem Gemäuer kenntlich. Das Getöse der Räder und Ketten, welche steigend und fallend die glänzenden Steinlasten aus der Erde heraufheben, gibt einen ermüdenden Einklang. Das arbeitende Volk sieht finster und dürftig aus, allein der Ertrag ihres Gewerbes ist sehr bedeutend, denn die hiesigen Steinkohlen-Gruben sind die reichsten der gesammten Niederlande.

Charleroi selbst ist ein trauriger und kleiner Ort zu beiden Seiten der Sambre, längs des prallen Abfalls auf ihrem linken Ufer. Die neue Festung ist mit einem Theil der Häuser zur Linken des Flusses gleichsam hineingeschoben. Das Gewühl der Arbeiter an den neuen Werken, die Menge Wagen mit Materialien und was sonst noch das Gewerbe in den Straßen sammelt, belebt die Stadt mit lärmendem Getöse, durch das man sich nur mühsam durchwindet, umflogen von schwarzem Kohlenstaube, der, jedes frohe Farbenspiel verdeckend, etwas Gespensterartiges über Land und Leute verbreitet.

Wenn man über die Brücke ist und die Stadt hinter sich hat, so geht man links nach Philippeville, rechts nahe der Sambre nach Marchienne, und gerade aus, nach Maubeuge auf lauter Feldwegen. Wir folgten, nach Besichtigung der neuen Festung, bei brennender Sonnenhitze, dem Weg nach Maubeuge, zehn Stunden von hier. — Nach einer Stunde Wegs schritten wir über die **Eau d'Heure**, die in einem felsigen, aber weder

breiten, nach tiefen Wiesengrunde fließt und angenehme Blicke nach der Sambre und ihren Fruchtfeldern gibt.

Die Gegend nimmt von hier den Berg- und Wald-Charakter der Ardennen an, und der Weg ist steinig, steil und eng. Ringsum Wald, und durch die Bäume erhebt sich zur Rechten eine steile, hohe Felsenmauer mit Steingeklüften und hohen Baumstämmen. Es ist der Rand zur Linken der Sambre, die man noch nicht aus den Baumkuppen heraufblicken sieht.

Jetzt bergab, und nun sieht man die ganze Höhe der Waldmauer hinab bis zu einem engen Wiesengrund, aus dem sich das verfallene Gemäuer eines Klosters erhebt, ehedem unter dem Namen de l'abbaye d'Alnes als eine der reichsten, geistlichen Besitzungen des Brabants bekannt und durch den Einfall der Freiheits-Stürmer im Jahr 1793 von Grund aus verwüstet. An den hohen Mauern, die einzeln gegen einander stehen, erkennt man die gothische Bauart der Kirche, und die weiten Räume der verfallenen Ruinen bezeugen die Pracht der alten Abtei, die vor langer Zeit zwischen Wald und Fels sich ein frommes Haus erbaut. Birken decken jetzt das künstliche Gesims der Wände, und dickes Moos überzieht die Zacken des gothischen Baustyls. Der Wind rauscht in den verfallenen Sälen, und Eulen ziehen in nächtlichem Fluge durch die Fenster der zerschlagenen Zellen!

Hier die Stätte geistlichen Lebens in Schutt, und wenig Stunden davon Kriegsgemäuer im Entstehen. So schwebt der Mensch mit seinen Werken auf der steigenden und fallenden Welle der Zeit; es heben sich die Masten mit ihren bunten Wimpeln zum Himmel empor,

und ein Wehen treibt sie nach Augenblicken in den Grund. Nichts bleibt als Trümmer, die sich zu neuen Werken fügen, und so schwindet in eitlem Streben das Leben zwischen Schaffen und Zerstören!

Ein verfallenes Steinpflaster führt zwischen dichten Bäumen den steilen Hang aus dem Grunde hinauf zu einem freien Feldlande, auf dem zwischen Gebüsch und Bergschluchten das Städtchen Thuin liegt, steil aufgesetzt auf dem rechten Niederungsrande der Sambre, die hier die schönste Aussicht gibt längs eines Bergthals, wechselnd zwischen Wiesen und Wald.

Es geht kein großer Weg durch dieses Städtchen, und man erkennt an dem neugierigen Schauen der Einwohner die Verwunderung über fremde Gesichter. Nur 1815 gab es hier des Neuen genug; denn Napoleon führte unter dem Ex-Könige von Westphalen durch die hiesigen Bergpässe den linken Flügel seiner Armee zum Angriff der preußisch-englischen Heere in die Ebenen Brabants.

Unsere Pferde bedurften der Ruhe und wir der Erfrischung in der brennenden Sonnenhitze. Beiden gewährend hielten wir ein paar Stunden im Städtchen an und ritten bei der Kühlung weiter, vollends die sechs Stunden nach Maubeuge, zwischen Feld- und Wald-Bouquets, immer zur Rechten der Sambre, der man bei **Solré sur Sambre** ganz nahe kommt, nachdem sie in einen breiten Grund zwischen Wiesen und Dörfer getreten und nur erst gegen Maubeuge wieder hier und da mit Felsen-Partien besetzt ist.

Der Graf stieg in **Ferrière la grande** ab; Meldungen von Courieren, Rapporte, Wachen und Kanz-

leien nahmen den munteren Reisenden wieder in Anspruch und forderten ihren Theil von dem kommandirenden General, den ich mit Dank und vielen frohen Erinnerungen verließ, um meinerseits auch das kleine Regiment in Chateau (Portien) wieder zu beschicken, nach einer Entfernung von beinahe drei Wochen.

44.

An den Staatsrath von Merian nach Paris.

Chateau Portien, den 16. Septbr. 1818.

Ich habe vorgestern die Notizen über das Leben des Grafen Gneisenau *) aus der Wiener Zeitung durch Ihre Abschrift erhalten und bin dadurch von Neuem in der Meinung bestärkt worden, die ich über alle Biographieen und Notizen habe, seitdem ich einige der Leute kennen gelernt, über welche dergleichen Dinge zusammengeschrieben werden.

Je besser und mundrechter solch ein Werk dem Pub-

---

*) Aus den Zeitgenossen. — Zur Vermeidung alles Mißverstandes bemerken wir, daß Nostitz, wie man auch aus seinen Briefen ersieht, die größte Verehrung für Gneisenau hatte, hier aber nur gegen den Unverstand und die Abgötterei beschränkter Schriftsteller auftritt, die ihre Helden immer zum Himmel erheben wollen und auch die unbedeutendste That derselben, „wie er sich räuspert und wie er spukt,“ in Extase anstaunen. Dieses Geschlecht ist dem Ruhm der von ihnen Gefeierten am allernachtheiligsten, weil es zum Widerspruch aufreizt, der seinerseits wieder leicht zur übermäßigen Verkleinerung führt.

likum sein soll, desto mehr nimmt es den Charakter eines dramatischen Kunstwerkes an, das den Effekt als eine Hauptaufgabe betrachtet. Aus dem Grunde ist es durchaus nöthig zuzusetzen und abzunehmen, oder, wenn eine ganz besondere Gewissenhaftigkeit das nicht erlaubt, doch wenigstens zu versetzen und zu motiviren. So sind Landschaften nie ein Bild von dem, was sie in der Natur sind, und wäre auch Alles treu dargestellt, so muß das Sonnen- oder Mondenlicht noch den Effekt beleuchten oder verdunkeln.

Dem Menschen gibt seine Seele die Beleuchtung, und so werden nach den Gesetzen der Darstellung, die Motive verschoben, aus einander gezogen und zusammengedrängt, um Effekt hervorzubringen, das heißt um die moralische Kraft des Menschen in gewissen Momenten elektrisch, magnetisch, schaffend, siegend, kurz wie es nur nöthig ist, herauszuheben. Durch solche Stellungs- oder besser Verstellungskunst werden gleich die Helden um sechs Fuß höher als das andere Volk, und an den entwickelten oder konstruirten Motiven reiht sich in einer Art von Stetigkeit das Gesammelte des beschriebenen Helden an.

Wo ist denn aber nun im Leben diese Stetigkeit? Der Mensch, ein Zusammenfluß schwankender Aggregate, schwach, hitzig, zornig, kränklich, bedürftig, hineingeschoben in die Bedingungen seiner Existenz in Zeit und Raum, dieser Mensch soll nun immer stetig einherschreiten wie ein Hofmarschall auf der gebohnten Diele des fürstlichen Vorzimmers?

Wer das so will, hat nie gelebt, das heißt, hat nie im Andrang der Begebenheiten irgend eine Aufgabe gelös't.

Die Beweglichkeit des Weltlebens gestattet nur aus der Masse seines Handelns den Menschen zu erkennen; wer sich ihn aber konstruiren will als ebenmäßig im kadencirten Schritt einhergehend, der macht eine Fratze.

Der Verfasser der Gneisenau'schen Notiz nennt die Zeit von 1806 bis 1814 einen neunjährigen Krieg und das wohl mit Recht. Es war in dieser Zeit ein längst eingesogenes Donnerwetter über Europa eingebrochen und hatte den Horizont so verfinstert, daß man sich nur hie und da an den Blitzen erkennen konnte. In dieser ägyptischen Finsterniß sollen nun Gneisenau und noch Tausend und Tausend, welche andere Federn beschreiben werden, immer festen Willens einhergeschritten sein, mit der Blendlaterne des Lichtleins, das ihnen so auf einmal ex abrupto aufgegangen, wie dem General Gneisenau auf dem Rückzuge von Saalfeld! — Wäre es denn nicht besser, gleich an Eingebungen zu halten, wie sie die heilige Schrift den unheiligen Lesern vorträgt; wenigstens reiht sich dadurch das Menschliche und Göttliche enger zusammen, und was die Erkenntniß verliert, gewinnt der Glaube.

Will man Männer aus gedruckten Sachen erkennen, so lese man Memoiren oder die Schriften der Zeitgenossen, wo von ihnen die Rede ist, man suche Briefe zu bekommen, welche die Männer an den König und an den Pachter geschrieben, und dann ziehe man sich ein Bild von den beweglichen, verschiedenartigen Theilen und Materialien ab, und es wird vor uns leben und weben.

Aus dem Grunde der lebendigen, frischen Erkenntniß der Vorzeit bin ich ein großer Freund der vielen Me-

moiren aus der Zeit Ludwigs **XIV.**, nach meinem Erachten der sichersten Dokumente der damaligen Geschichte.

Das Unwahre, was sich in Biographieen durch Dramatisirung einschleicht, findet sogar in den Relationen einzelner Begebenheiten sich wieder, wenn Effekt erregt werden soll, wornach jetzt die Welt jagt. Hier haben Sie ein Beispiel. In einem der letzten Kriegsjahre stand ich unter einem General, der nie etwas that, um etwas zu thun, sondern nur um etwas zu beschreiben, mit einem Wort, nichts der Sache, sondern Alles des Rapportes wegen. Das gab im Anfange glänzende Sachen, nach und nach kam man aber dem Dinge auf die Spur, und da die Leute sich wegen nichts härter und unbarmherziger rächen, als wegen unnütz gespendeter Bewunderung, so wurde nun mit einem Mal Alles zur Lüge gemacht, was von dem General kam. Die bösen Folgen blieben nicht aus, denn es fiel auch endlich der letzte Schutz, nachdem der Herr selbst, der hartnäckigste im einmal aufgefaßten Vertrauen, abtrünnig gemacht wurde. Ehe jedoch diese Strafe einbrach, traf es sich einmal, daß mir der General den Auftrag gab, ihm einen deutschen Rapport an den Marschall Blücher über ein eben beendigtes Gefecht zu schreiben. Ich that es, und Alles, was ich schrieb, war wahr und doch nicht treu. Mein Rapport gefiel dem General in der Uebersetzung ganz außerordentlich, und er sagte mir: da sieht man nun ganz die Wahrheit — welch ein herrlicher Rapport! —

Was hatte ich Herrliches gemacht? Die Ereignisse verschoben, sie durch Motive gehoben und in das Ganze ein Moment hineingebrockt; wie im Drama den Knoten geschürzt, wo es so und so ausschlagen konnte, und wo

der deus ex machina aus dem Kopfe des Generals wie eine geharnischte Minerva hervortrat und das Medusenhaupt dem Feinde hinhielt.

In dieser Art, glauben Sie mir, sind meistens alle Schlachtrelationen geschrieben; ja sie schreiben sich von selbst so, denn anders wären sie nicht zu lesen, das Gewühl auf dem Schlachtfelde würde sich in ein Gewühl auf dem Papier wiederstellen und den Leser erdrücken.

Ich komme auf die biographische Notiz über den General Gneisenau wieder zurück, um von dem Helden selbst die Wahrheit dessen, was ich gesagt, abzuleiten.

Graf Gneisenau hat in hessischen oder anspachischen (ich weiß es nicht genau) Diensten den amerikanischen Krieg mitgemacht. Dann ist er in preußische Dienste gegangen, um etwas zu werden, hat aus demselben Grunde zu den neuerrichteten Füseliers gesucht und in dem Rühl'schen leichten Bataillone es bloß zur Compagnie gebracht, die er in der Affaire von Saalfeld kommandirte.

In Schlesien, in seiner Garnison, hat sich der General Gneisenau viel mit Litteratur beschäftigt im Kriegsfache und dann in der des Feldbaues, weil er doch in einer Sache es zu etwas bringen wollte, und im Anfange der Regierung des jetzigen Königs der Güterkauf ein bedeutendes Mittel der Bereicherung und also des Emporkommens war.

Gneisenau hatte auch ein Gut bei Wahlstatt, wo ihm später das Schicksal eine sicherere Pflugschaar in die Hand gab.

Der Rückzug von Saalfeld machte sich in einzelnen Horden, und man kann nur von der Jägercompagnie

Valentini sagen, daß sie sich im Angesicht des Feindes auf dem linken Ufer der Saale von Schwarza bis Rudolstadt zurückgezogen. Die anderen Soldaten zu Pferde und auch zu Fuße waren durch die Saale gesprengt worden und kamen auf Umwegen zu dem nur sechs Stunden entfernten Heere hin. Wo der Hauptmann Gneisenau war, weiß ich nicht, doch ist nichts durch ihn geschehen, hat nichts durch ihn geschehen können, und hat sich ihm auf diesem unverfolgten Rückzuge nichts Anderes darthun können, als die Bestätigung einer Ueberzeugung, die er mit allen besonnenen Leuten in der Armee theilte, „daß uns der Teufel holen würde" — das Wort des Generals Phull an den König in der Schlacht von Auerstädt.

Hat also der Biograph das Genie seines Generals an der Fackel anstecken wollen, die den ersten Brand in die preußische Monarchie legte, so ist diese Idee gewissermaßen tragisch, es ist etwas Theatralisches, aber nichts Wahres darin. Was General Gneisenau durch sich war, brachte er schon in den Krieg mit, und die Verwirrung der nachfolgenden Tage ließen ihn wohl nur die Hand ausstrecken, um in das Rad des allgemeinen Verderbens zu greifen, zu retten, was zu retten war, zu leisten, was zu leisten war, und zu werden, was möglich war, wenn der alte Schutt sich wegräumen lassen.

Der Wirrwarr der nächsten Begebenheiten hatte den Hauptmann Gneisenau immer fortgetrieben, bis ich ihn allein und unerkannt im Monat November in Königsberg wieder traf, wo er als Füselier-Hauptmann in abgetragenem Rock auf Anstellung mit einer Menge Officiere wartete, welche der Strom des Verderbens von der

Saale bis zur Ostsee weggeströmt hatte. Wie Gneisenau nach Preußen gekommen, weiß ich nicht; doch daß es nicht mit Truppen, als eine Art von Xenophon geschehen, das weiß ich gewiß, denn es ist ja nicht eine einzige Truppen-Abtheilung von denen, welche in Sachsen geschlagen worden waren, über die Oder gekommen.

Bald zu der Armee an die Weichsel geschickt, traf ich nach einigen Monaten wieder mit Gneisenau zusammen, als ich bei der Belagerung von Danzig des Nachts aus einem Werke in das vorliegende der Kalkschanze eine Patrouille machte, wo neu errichtete und aus Königsberg hergeschickte Reservebataillone aufgestellt waren. Major Gneisenau kommandirte da, und wir tranken die Nacht über Thee und Punsch heiter und vergnügt zusammen, so sehr wie man damals es sein konnte.

Bis hierher bin ich nun mehrmal mit dem nachherigen Grafen Gneisenau zusammengetroffen und habe nichts gesehen von dem, was die Notizen sagen. Ein heiterer, besonnener, würdevoller Mann, der darum steigen mußte, weil er etwas thun wollte, und wenn er es vollbracht, angenehm und vornehm aufzutreten wußte.

Es kann Ihnen nicht unbekannt sein, wie später Gneisenau sich mit Versuchen und Hindernissen herumgebalgt, wie er in England Dienste gesucht, wie er in Berlin wieder Staatsrath gewesen, kurz wie er immer gedrängt und getrieben hat, bis die von sich erweckte Idee ihn zur rechten Stunde auf den rechten Platz gestellt.

Ich kann Ihnen hier noch eine Eigenheit erzählen, die ich an Sie richte, weil Sie gern Alles aufnehmen, was mich betrifft, und was sowohl zu dem General Gneisenau als

zu meinen frühern Aeußerungen über das Lügenhafte der Biographien paßt.

Anno 1813, als die Preußen der Allianz der Russen beitraten, reisete ich den 19. März durch Liegnitz und fand dort das preußische Hauptquartier unter Blücher. Der erste Mann, dem ich auf dem Marktplatze begegnete, war Gneisenau in Generals-Uniform, mit glänzendem Gefolge. Er empfing mich aufs Freundlichste, küßte und drückte mich auf der Straße und sah mein Erscheinen als eine glückliche Vorbedeutung an, weil er immer in bedeutenden Ereignissen auf mich gestoßen.

Auf seinem Zimmer fragte er mich, wie ich wollte angestellt sein.

„Ich trete in russische Dienste," war meine Antwort mit einer Art von Verlegenheit.

Langes freundliches Zureden von seiner Seite — von der meinigen Beharren; aber darum kein kalter Abschied.

Ich erzähle Ihnen diesen Umstand, um mich dadurch noch mit einem neuen Beweis gegen die Biographieen zu verstärken. Sollte sich einmal ein Schreiber über mein ziemlich unbedeutendes Leben machen, so würde er von diesem Umstande sagen: schon damals schwebte ihm ein Geist die Bestimmung vor, welche in der russischen Armee ihm das Schicksal aufbewahrt ꝛc.

Mit Nichten, mein Herr!

Ich hatte Oesterreich verlassen mit 100 Ducaten, war mit Extrapost und in einem schönen Wagen davon gereis't, weil man immer an der Spitze einer gewissen Vielheit sich den Menschen zeigen muß, von denen man etwas verlangt.

Wallmoden war vor mir gegangen, ich wußte, daß

er mich brauchen könnte, und daß durch seine Verwendung ich eine Stelle in der russischen Armee finden würde, ohne mich selbst darzustellen, was ich nicht konnte, weil ich schlecht und gerecht in dem Kalischer Hauptquartier hätte auftreten müssen. Ich schrieb von Breslau an Wallmoden nach Kalisch, er möchte mir bei sich eine Anstellung verschaffen, und dann wollte ich mit derselben an Tettenborn, der bestimmt war, unter seinen Befehlen zu stehen, herankommen, um von dem alten Kumpan eine Schuld von 120 Frdr. zu meiner Equipirung einzutreiben. So wollt' ich es, und so geschah es.

Ist da nun etwas Großes, ein Vorgefühl oder wie man nachher das Ding motiviren kann?

Wäre noch etwas an dem Entschluß zu rühmen gewesen, so ist's die Wahl, welche ich an Wallmoden getroffen, einem Mann, der mich von jeher nicht leiden konnte, und den ich in der Zeit des Handelns zu mir gelenkt habe, von dem ich aber natürlich bald wieder in die entgegengesetzte Richtung abgeprallt bin, wie zwei Kugeln, die, gegen einander geschleudert, sich einen Augenblick berühren und dann rechts und links von einander fliegen.

Noch Eins muß ich zu guter Letzt über die biographische Notiz des Grafen Gneisenau erwähnen; es betrifft die Aeußerung des Verfassers über Regel und Erfolg im Kriege, abgezogen von der Vertheidigung Kolbergs, gegen die Lehren der Bücher geleitet.

Was der Verfasser sagt, ist ein Ausfall auf Schul- und Regelrechtigkeit, das Kläglichste, was ein Schriftsteller thun kann, denn er beweist seinen Mangel lebendiger Erkenntniß der Regel, die sich den Umständen anpassen muß. Der Krieg, die, dem Anscheine nach, ungeordnetste Er-

scheinung in der Zeit, hat seine sehr bestimmten Regeln. Die erste und mächtigste darunter sagt: „Sei der Stärkste, und du wirst siegen."

Die Mittel dazu sind moralischer und materieller Natur. Nehmen wir letztere, so finden wir sie bei Philipp in seiner Masse, dem Phalanx, bei den Römern in der Fechtart der Legionen, bei Friedrich II. in der schiefen Schlachtordnung, bei Napoleon in der concentrischen Leitung seiner Armeen auf entscheidende Punkte und in der, auf die Vertheilung der Armee in einzelne Corps beruhenden Leichtigkeit des Gefechts, trotz der ungeheuren Massen. Nur die Formen sind neu, das Wesen ist immer alt und also auch die Regel, die dem Wesen abgezogen ist. Formen hingegen haben es mit Zeit und Raum zu thun und müssen diesen Bedingungen nachgehen, die Regel hingegen ist unwandelbar, denn sie ist die Wahrheit.

Gneisenau vertheidigte Kolberg, und da wundert sich der Scribent über die Art der Vertheidigung und findet Alles neu und umgeschaffen.

Die Anlegung entfernter Werke, die Eintheilung von Streifpartieen 2c.

Was ist denn da Neues? Vortreffliches, aber nichts Neues. Eine Festung ist ein todter Körper, der sich nur durch die lebendigen Mittel eines Kommandanten und einer Garnison vertheidigt.

Vertheidigung ist passiver Natur und muß dem Angriffe, welcher aktiver Natur ist, am Ende unterliegen. Ein kluger Festungs-Kommandant wird also nach Möglichkeit den Moment, wo passives Abwehren eintritt, verzögern, um so spät als möglich den ersten Tag seines bald zu berechnenden Todes zu erleben, d. h. den der Eröffnung

der Tranchee oder Anlegung der ersten Parallele, wenn Alles kunstgerecht getrieben wird. Hierdurch bestürmt der Feind geradezu die todte Kraft der Festung, indem er Wall und Mauern beschießt, sprengt und stürmt.

Die Abwehr eines solchen Angriffs geschieht durch Beisatz aktiver Kraft zu der passiven der Vertheidigung, also durch Gegenangriffe. Wie greift man nun an aus einer Festung? Durch Ausfälle, wenn man viel Volk hat. Hat man wenig, so verspart man den Ausfall, bis daß der Feind in die Nähe der Festung und in ihren unmittelbaren Wirkungskreis tritt, d. h. wenn er aus der Blokade zur Belagerung übergeht. Dann fällt die Garnison gegen die Arbeiter des Feindes aus, zerstört die Tranchéen und verzögert auf diese Art den Fall der Festung.

Bis dieses Vertheidigungs-Mittel eintritt, hat jedoch ein thätiger Kommandant noch andre Mittel, wenn auch gleich die Stärke der Garnison eine weitere offensive Ausdehnung verhindert. Diese Mittel sind, einmal Anlegung von Werken nach augenblicklichem Bedürfniß, als Gegenanstalten wider die des Feindes, wodurch gleichfalls die unmittelbare Festungs-Vertheidigung verzögert wird, und dann Entsendung oder Bildung ganz gesonderter Streitkräfte, die auf entfernten Punkten den Feind hindern und dadurch seine Mittel gegen die Festung verringern. Dieß geschah durch Schill.

Es gibt noch hundert andere Mittel, erneuert und verändert nach Umständen, doch immer auf dem alten Grunde beruhend, der möglichsten Verzögerung des Moments, wo die Festung auf passives Abwehren der feindlichen Angriffe beschränkt wird.

Was ist nun Neues in dem, was der Major Gnei-

senau gethan? Zweckmäßiges, ja, und das ist groß; denn um zweckmäßig zu handeln, muß man die Fälle kennen und sie aufgenommen haben in Kopf und Herz. In jenem findet sich die Regel und in diesem der Wille.

Was man doch zusammenschwatzen kann, wenn man sich in seiner Materie getroffen fühlt! Ich kann selten über Krieg sprechen hören und über Kriegsleute, ohne daß ich zanken und streiten muß. Da trete ich gleich mit einem Besen auf und haue um mich herum, und stelle mich dann ganz glorificirend vor den Meister hin und wische mir den Schweiß von der Stirn, damit er sehe, daß ich mir es habe angelegen sein lassen.

Hier schließt der Briefwechsel beider Männer. Merian blieb in Paris; Nostitz ging tief nach Rußland; die Schreiben wurden seltener und verstummten zuletzt ganz, da zuerst unangenehme Geldverhältnisse und später Merian's Tod (im April 1828) dazwischen traten.

Nostitz wurde 1824 General-Major und vermählte sich mit einem Fräulein Morosow, die ihm ein ansehnliches Vermögen zubrachte. Ein Sohn und eine Tochter sind dieser Ehe entsprossen; der Sohn, ein liebenswürdiger, gebildeter Jüngling, ist gegenwärtig (1847) Stabsrittmeister bei der Garde zu Pferde.

Dreimal seit dem Abzuge des Woronzow'schen Corps aus Frankreich sah der Herausgeber Nostitz wieder. Das erste Mal in Mohilew 1826, wo Nostitz als Inspektor der Kavalerie beim Hauptquartier der ersten Armee angestellt war. Doch schien er in seinem Verhältnisse gedrückt, da er sich nicht gut mit seinem nächsten Vorge-

setzten, dem Generalstabs-Chef Baron Toll, vertrug, bei dem eine rauhe Außenseite, zumal im Dienst, nur zu oft den edeln Kern des Innern übersehen ließ. Nostitz Wunsch, aus diesem Verhältniß loszukommen, ward erfüllt, und im Jahre 1830 fand der Herausgeber ihn in Petersburg als Befehlshaber einer Brigade der leichten Garde-Kavalerie-Division, wie es schien, heiterer und zufriedener; er hatte zwei Jahre vorher rühmlich den Feldzug gegen die Türken mitgemacht und sich namentlich in dem Gefechte gegen Omer Vrione's Albanesen bei Kurtepe ausgezeichnet. Im folgenden Jahre (1831) traf der Herausgeber mit ihm auf dem Schlachtfelde von Ostrolenka zusammen. Nostitz, an der Spitze der leichten Garde-Reiter-Division, obgleich äußerlich heiter, weil in seinem Elemente, dem Kriege, erschien schon stark gealtert; die früher ungebändigte Kraft war etwas gebrochen und loderte nur dann und wann, und namentlich im Angesicht des Feindes wieder auf. Dann ging seine Kühnheit oft in Verwegenheit über und hatte ihn auch in diesem Feldzuge sechs Wochen vorher (am 4. April) in ein, unter ungünstigen Umständen geliefertes, aber durch die Unerschrockenheit, womit er sich benahm, ehrenvolles Gefecht verwickelt. Mit zwei halben Schwadronen seiner tapferen Gardereiter war er auf Erkundigung bei Rozan über den Narew gegangen und hier auf Uminski's überlegene Macht gestoßen; angegriffen von mehren Schwadronen polnischer Reiter, konnte er sich nur mit Mühe den Rückzug über den Fluß zurückerkämpfen. Seinen Fehler (wenn es einer war) machte er wieder gut durch die rasche und unermüdete Verfolgung Skrzynecki's, als dieser auf des Feldmarschalls Diebitschs Herannahen von dem Garde-Corps abließ und eiligst zurück-

wich. In der Nacht zum 26. Mai vereinigte sich der Gardevortrab unter Nostitz mit der Hauptarmee und lieferte mit dieser den Polen die Schlacht bei Ostrolenka, wo Nostitz an der Spitze einer Schwadron Garde-Ulanen ein ganzes Bataillon des vierten Regiments entweder niederhieb oder in den Fluß sprengte. Für seine rühmliche Theilnahme an dieser Schlacht ward er General-Lieutenant. Bei dem Sturme auf Warschau hatte er abermals Gelegenheit, sich auszuzeichnen; am ersten Tage hielt er im Verein mit Strandmann Uminski's gesammte Macht im Schach, und am zweiten Tage überwand er mit nur zwei Regimentern seiner Division (den Garde-Dragonern und Garde-Husaren) eine polnische Reiter-Division von vier Regimentern und jagte sie innerhalb der Verschanzungen zurück. Doch ward er hierbei schwer verwundet und dem Zertreten durch Rosseshufe nur durch die Hingebung seiner Krieger entzogen, die ihn auf seinem Mantel aus dem dichtesten Reitergewirr, unter fortwährendem Kartätschenhagel von den Schanzen, heraustrugen. Während der Heilung und Herstellung des Generals von dieser schweren Verletzung (einer Quetschung der Brust durch eine Kanonenkugel) in dem eroberten Warschau genoß der Herausgeber wieder auf längere Zeit seines geistreichen Umganges. Damals noch forderte er ihn auf, seine Lebensgeschichte zu vollenden; doch die rechte Muße dazu wollte sich, wie es schien, nicht mehr finden. Nostitz wurde bald darauf zum Chef der sechsten Ulanen-Division ernannt und verließ Warschau; ohne es zu ahnen, hatte der Herausgeber ihn zum letzten Male gesehen. Sechs Jahre darauf (1838) las er, damals im Bade zu Gräfenberg, mit tiefer Erschütterung die Nachricht von seinem Tode.

Nostitz hatte sein Leben somit der Zeit nach nur auf 57 Jahre gebracht, doch war der Inhalt desselben, in äußeren Erlebnissen, wie im inneren geistigen und Gefühlsleben, reich und nicht ohne Befriedigung mancherlei Art gewesen.

Als Schluß theilen wir zwei Briefe von ihm aus Mohilew mit, die seine damalige vorübergehende trübe Stimmung aussprechen, aber zugleich auch den geistreichen, welterfahrenen Mann offenbaren. Oben bezeichnete er in seiner Biographie das letzte musikalische Phantasiren seines hochverehrten Prinzen auf dem Schloß zu Rudolstadt als dessen Schwanengesang; mögen diese Briefe hier als der Schwanengesang des ritterlichen Adjutanten stehen.

45.

Von Nostitz an den Herausgeber.

Mohilew, den 24. Mai 1826.

Meinen herzlichsten Dank für Ihren wohlwollenden Brief vom 13. dieses. Er ist geschrieben im Andrang trüber Gefühle und im Wirrwarr von Projekten und Entschlüssen für die Zukunft, die nicht viel Frohes haben, weil sie auf das Ungewisse hinausgestellt sind. Ich kenne die Stimmung, in die solch' eine Lage die Seele versetzt, und wundere mich nicht, daß Ihnen nichts zusagt, daß das Erwünschte Sie selbst nicht reizt, und das Vergangene, so wenig es Ihnen gab, in der Erinnerung Ihnen dennoch mehr gefällt.

Ihre Liebe zu mir, mein guter, alter Freund, ist mir

mehr werth, als die eines jungen Mädchens, denn zu Scherz und Tändelei sind wir zu alt, nicht den Jahren, aber wohl der Zeit nach, in der wir leben, und darum mag ich lieber, was mich anspricht durch den Geist, als das, was allein dem Gefühl angehört. Freilich sind dieß keine Klärchen, ich gestehe es als ein Ex-Egmont. An welch' eine Zeit erinnert mich Ihr Brief! Als ich mir den Egmont dachte, da stand ich im Sonnenlichte der Jugend, sah mein Leben schön erleuchtet von den vollen Strahlen, erhob, unbekümmert um die Prosa, mich und die Welt zum Idealen, fand, in der Fülle aufschäumender Kraft, Mittel zu rauschender Freude und hatte endlich, wie es auch immer um mich her ging, genug poetischen Feuerstoffs, mich aufzuschwingen zu den Bildern, die jedes veränderte Lebensverhältniß mir bunt und herrlich darstellte. Damals schlürfte ich in vollen Zügen aus dem Becher der Freude den Nektar der Jugend, und habe für spätere Jahre nichts hinterlassen als laues Wasser. Das Gastmahl ist aufgehoben, und ich nage nun kümmerlich am täglichen Brode, das mich wohl sättigt, aber nicht labt.

Aber warum klagen über den Wechsel der Zeit; habe ich gedacht, es werde immer lustig und munter in der Welt hergehen, so kann ja die Welt nichts dafür, wenn es nicht so ist und ich mich geirrt. In steter Wechselwirkung zwischen Zeit und Menschen ist die Welt das, wozu wir sie machen, und wir, wozu uns wieder die Welt macht, durch ein stetes Reiben und Poliren, welches die Ecken zwar abwetzt und Glanz gibt, aber auch die eigenthümliche Form benimmt.

Die Eigenschaften, die Ihre Freundschaft mir anrühmt, existiren nicht als absolut unter den Menschen;

denn hat man es mit diesen zu thun, so geht es nicht rein ab wie mit einer arithmetischen Formel: in der Addition des Geistes zum Leben, des Gedankens zum Raum kommt kein reines Facit heraus, und ich habe noch nie einen Menschen gefunden, von dem ich hätte sagen können: der Mensch ist das und nichts Anderes, und gerade das, wofür ich ihn halte. Am wenigsten möchte ich ein solches Urtheil über mich selbst aussprechen. Versuche und Hindernisse und dazwischen der Mensch, so stehen wir; heute Bewunderung, morgen Nachsicht gebietend, heute zum Lobe geeignet, morgen zum Tadel.

Ihr Plan eines beurtheilenden Vorlesers ist abstrakt gut und darum eben nicht ausführbar, denn er paßt nicht auf die Menschen, die zu nichts Zeit haben, nicht einmal zu den Auszügen. Zufällig und vorübergehend in ihrem ganzen Wesen sind sie nur mit dem Augenblick beschäftigt und wollen nichts als das Unmittelbare, das Unmaßgebliche wozu es des Geistes wenig bedarf.

Von der Krönung und den Kriegsprojekten mag ich Ihnen gar nichts sagen: kaum zwei Wochen, daß Sie mir geschrieben, und welch' eine Aenderung; möchten solche Betrachtungen unseren Blick nicht ableiten von der Zukunft? Ich zweifle nicht mehr, um vernünftig zu leben, muß man (fruges consumere nati!) von einem Tag zum andern leben, sich behutsam durchschleppen durch's Leben und nicht hinausdenken in das Weite; denn je mehr wir klügeln, desto unerwarteter kommen uns die Begebenheiten, je mehr wir berechnen, desto weniger errathen wir, weil wir meistens zu klug, die Sachen aber ganz einfach sind.

Leben Sie wohl, mein alter Freund, und zweifeln Sie niemals an meiner herzlichen Zuneigung zu Ihnen.

N. S. Geht Alles über Bord, so sprechen Sie einmal bei mir ein, in dem grünen Steppenlande von Neu-Rußland, wo Ihr poetischer Blick noch die Fußtritte eines Mithridat erkennen kann, und wo Sie den Herodot und Strabo an der bleibenden Grundphysiognomie des Landes berichtigen können. Haben Sie sich Lust zum Leben in den weiten Flächen geholt, so kehren Sie wieder in die enge Klause Ihrer Studierstube zurück; meminisse juvabit macht immer Freude, wie acti labores jucundi.

Seitdem ich in Rußland bin, gleiche ich dem arabischen Pferde: mein Blick ist immer nach Osten gerichtet; der Norden thut mir hier zu Lande weher als irgendwo, wegen der Schneeballen, die man sich mit artigen Redensarten und zierlichen Manieren ins Gesicht schmeißt, so daß das Feuer einem zum Auge hinaus springt. —

46.

Von Nostitz an den Herausgeber.

Mohilew, den 9. November 1826.

Meinen innigsten Dank für Ihr Schreiben vom 5. November.

Eine Lüge mehr oder weniger kostet dem Oesterreichischen Beobachter nichts*), und vielleicht hat mich der Philister wegen manches Aergers versöhnen wollen,

*) Der Herausgeber hatte Nostitz eine ihn betreffende günstige Nachricht aus dem Oesterreichischen Beobachter mitgetheilt, und um die Wahrheit derselben angefragt.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

den er mir zugefügt; doch von dem, was er über mich sagt, ist so wenig wahr, als von dem, was er von Fabvier und Consorten sagt.

Ich war den Sommer versendet und bin zum Detail-Handel verbraucht worden, habe also an den großen Unternehmungen auf dem Glücksplatze von Moskau nicht Theil nehmen können. Ihre Wünsche für mich bleiben sonach auch nur pia desideria.

Man sagt, der Mensch verlebe eine Hälfte seiner Zeit in Thorheiten und die andere in dem Bestreben, dieselben wieder gut zu machen. Was bleibt dann zum Facit? — Versuche, Hindernisse und Reue!

Sie sprechen mit Wärme vom Kriege und sind der Seele nach ein Feldherr. Streben Sie nach außen nur nach materieller Befriedigung Ihres Lebens, mehr brauchen Sie nicht. Ihr Reichthum ist im Innern; allein solch' einen Schatz hebt man nicht mit Dampfmaschinen, und darum bleibt er ungehoben.

Es ist schmerzhaft, seinem Leben das Ziel zu wissen und dadurch des größten Guts enthoben zu sein, der Hoffnung und Täuschung.

Ich habe mich nach Persien gebeten, meine Bitte aber ist mir abgeschlagen worden. Immer auf mich zurückgedrängt schwäche ich durch eigene Last die Schwungkraft meiner Seele; und hätte ich eine Bitte frei an das Schicksal, ich bäte um Beschluß des Gaukelspiels meines Lebens. Drei Fuß unter der Erde wäre, wo ich am liebsten sein möchte, nur will ich aus christlicher Schaam mich selbst nicht hinabdrängen.

Leben Sie wohl, mein theuerer Freund, und gedenken Sie meiner als eines Todten!

Druck von [illegible] in Leipzig.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Nostitz, Karl von

Aus Karls von Nostitz Leben und Briefwechsel

Dresden & Leipzig 1848
Biogr. 849 l
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10065479-4